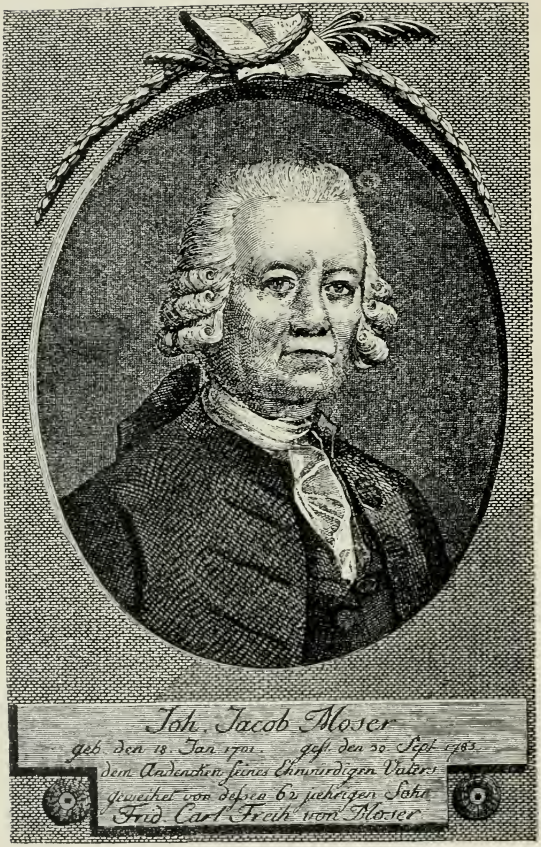
Moser Vater und Sohn

J. Herzog


Joh. Jacob Moser
geb. den 18. Jan. 1701. gest. den 30. Sept. 1785.
dem Andenken seines Ehrwürdigen Vaters
geweihet von dessen 62 jährigen Sohn
Frid. Carl Freih. von Moser

Moser

Vater und Sohn

Zwei Lichtgestalten aus dem 18. Jahrhundert

nach ihren Selbstzeugnissen dargestellt

von

J. Herzog

Mit zwei Bildern

Calw & Stuttgart
Verlag der Vereinsbuchhandlung
1905

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

Stack
Annex
DD
192
M68H4
1905

Vorwort.

„Habent sua fata libelli“ (d. h. die Bücher haben ihre eigenen Schicksale): dieses geflügelte Wort eines alten lateinischen Dichters trifft in sehr ungünstigem Sinne zu von der Selbstbiographie des Mannes, dessen Gedächtnis die folgenden Blätter gewidmet sind. Die gediegensten Schriften bleiben oft liegen und werden zu Makulatur, so auch diese anno 1777 in 3. Auflage in 3 Teilen erschienene und durch einen 4. Teil als Nachtrag anno 1783 vermehrte Schrift des vielgerühmten Staatsmannes, Patrioten und dazu noch Pietisten Johann Jakob Moser. Und doch, wenn man sich an die Aufgabe machen will, ein Lebensbild desselben zu entwerfen, so wird man unwillkürlich zu der Überzeugung hingedrängt, daß besser, richtiger und ansprechender als alles, was andere über ihn schreiben mögen, das Zeugnis ist, das er von sich selbst gegeben hat. Das ist keineswegs etwas Selbstverständliches. Wenn Christus selbst sagt: „So ich von mir selber zeuge, so ist mein Zeugnis nicht wahr“ (Joh. 5, 31), wenn der Philosoph von dem Menschen, der sich selbst erkennen will, sagt: „er mißt nach eigenem Maß sich oft zu klein und leider oft zu groß“, wenn man endlich, wie z. B. auch Hilty, auf die Gefahr der Selbstbespiegelung, der Selbsttäuschung hingewiesen hat, mit der schon die Tagebuchaufzeichnungen behaftet sind — beweist das nicht alles, daß man mit Fug und Recht vollends eine Selbstbiographie mit einem Fragezeichen versehen darf? Man kann das Gewicht dieser Stimmen und Einwände vollauf würdigen und wird doch nachweisen können, inwiefern gerade einem J. J. Moser weder das Recht noch die Fähigkeit darf abgestritten werden, ein zutreffendes, ja das zutreffendste Porträt von sich selbst zu entwerfen. Damit ein Mensch dazu imstande sei, dafür müssen bestimmte Vorbedingungen gegeben sein: nicht nur, daß er eine ehrliche, wahrhaftige Natur sein muß, die nicht schönfärbt, sondern auch ein gereifter, in sich geklärter Geist, dem das eigene Wesen

durchsichtig geworden ist, der also in sich selbst gewissermaßen eine Verdoppelung und dann wieder eine Scheidung vornehmen kann zwischen dem Ich, wie es sein sollte, und dem Ich, wie es ist. So erst bekommt die Zeichnung einen Wert, wird richtig und treffend. Soll das Bild aber ein befriedigendes sein, etwas ganzes und völliges, d. h. einen ganzen Mann darstellen, nicht nur ein Menschenkind mit seinen Rissen und Flecken, dann ist freilich noch eine Voraussetzung unerläßlich: der Mensch muß über seine gegebene Natur empor- und hinausgehoben, mit andern Worten ein neuer Mensch geworden sein, was, vom christlichen Standpunkt aus betrachtet, ein Werk des göttlichen Geistes an und in ihm ist. Man darf sagen, daß der Lebensgang und die Entwickelungsgeschichte dieses Mannes den Beweis dafür liefert, daß alle diese drei Vorbedingungen bei ihm sich fanden, als er an der Schwelle des Greisenalters sich daran machte, ein Bild seines Lebens zu zeichnen: er war ein ehrlicher Mann und nannte die Ehrlichkeit den Charakter seiner Familie, wobei er in einer Anmerkung beifügt: „Unter einem ehrlichen Mann verstehe ich hier einen solchen, der sich zu allen Zeiten, in allen seinen Handlungen, ohne einige Ausnahme, rechtschaffen, aufrichtig und gerade, bezeuget, mithin jederzeit ohne Falsch, ohne interessierte oder andere Nebenabsichten, ohne Menschengefälligkeit oder Furcht, nach bestem Wissen und Gewissen handelt." Und er war ein klarer, scharfsinniger Kopf, dessen Beobachtung nichts entging. Wenn er daher den Blick in sein Inneres lenkte, so wußte er, nachdem ihm das Ideal eines Menschen und Christen aufgegangen, wohl zu unterscheiden, was gut und was übel darin war. Und als ihm die Gnade zuteil geworden war, in die Erkenntnis der christlichen Wahrheit von Stufe zu Stufe einzudringen, da wurde er auch über sich selbst hinaus- und in ein neues Sein hineingehoben, das ihn von Menschenrücksichten, Menschenfurcht und Gefälligkeit freistellte. So war er auch imstande, in seiner Selbstbiographie sich zu geben, wie er war. Er brauchte sich nicht zu schmeicheln, sich nicht zu schämen, Ehre vor Menschen nicht zu suchen, denn er kannte die bessere, die wahre, die von Gott ist (Joh. 5, 44); aber auch nicht sich selbst zu rühmen, denn er wußte, wem er alles verdankte.

Lieſt man dieſe ſeine eigene Lebensbeſchreibung unter dieſen Geſichtspunkten, ſo erſcheint es heute noch, wenn man ein getreues Bild von dem Manne entwerfen will, als das Geratenſte, ja einzig Richtige, *ihn ſelbſt zum Wort kommen zu laſſen.*

So war denn für ihn ſelbſt einer der Beweggründe, die ihm, dem Vielſchreiber ohnegleichen, auch noch zu dieſer Schrift die Feder in die Hand drückten, eben der, daß „ſoviele unrichtige oder doch mangelhafte Umſtände von ſeinen Lebensgeſchichten in die Welt hineingeſchrieben worden ſeien", deſſen zu geſchweigen, daß auch vieles ſeinem „guten Namen nachteiliges oder doch irriges in verſchiedene gedruckte Sammlungen von Staatsſchriften, auch andere öffentliche Schriften, eingefloſſen iſt".

Es iſt freilich noch ein anderer, nach ſeinem Zeugnis der allerwichtigſte Beweggrund, der ihn zur Abfaſſung ſeiner Lebensgeſchichte trieb und der uns dieſelbe bis auf den heutigen Tag beſonders wertvoll macht. Seine Abſicht geht dahin, „jungen Leuten, von den Schulen an bis zu ihrem Eintritt in allerlei Arten von öffentlichen Ämtern, gleichſam in einem Spiegel zum voraus allerlei Fälle zu zeigen, die ſich bei ihnen ebenſo leicht, als bei mir zutragen können, ſie auf dieſelben vorzubereiten und ſowohl mit allerlei mir darum zu Hilfe gekommenen Vorteilen bekannt zu machen, als auch ſie vor den Fehlern, die ich dabei begangen habe, zu warnen". Er ſetzte hinzu: „Ein angeſehener Mann, der mich einſt bewegen wollte, wiederum ein Lehramt auf einer hohen Schule anzunehmen, machte mir das Kompliment: ich dürfte nur den jungen Leuten meine vielerlei Schickſale und Begebenheiten erzählen, ſo würden ſie ſchon daraus mehr Nützliches lernen, als aus manchem andern Kollegium."

Daß dieſe Lebensgeſchichte ſolche Handreichung noch heute leiſten kann, nicht nur jungen, ſondern auch erwachſenen Leuten, mag ihr Inhalt ſelber beweiſen.

Für die Wiedergabe derſelben aber, wie für ihr Verſtändnis, dürften doch noch einige Winke und Vorbemerkungen nicht überflüſſig ſein:

Einmal ſind Auslaſſungen und Kürzungen unumgänglich: dieſe, weil er mitunter ganz umſtändlich und breit erzählt — wie umgekehrt anderswo für unſer Bedürfnis zu kurz und ſummariſch — jene aber, weil viele von ihm berührten Umſtände

und Beziehungen uns fremd und unverständlich geworden sind. Sodann ist, wenn man ihn selber reden läßt, eine ganz besonders hervortretende Eigenart seiner Schreibweise in Kauf zu nehmen: trockener und nüchterner, bildloser und anspruchsloser als er, kann kaum jemand schreiben.*) Das rührt nicht bloß her von dem — von ihm selbst beklagten — Mangel an Phantasie, geschweige an feuriger Einbildungskraft, sondern hauptsächlich von seiner großen Bescheidenheit und peinlichen Wahrheitsliebe, die ihm verwehrte, im geringsten aus sich oder einer Sache mehr zu machen, als die Wirklichkeit erlaubte. Daher wird er auch bei den ernstesten, ergreifendsten und dramatischesten Episoden seines Lebens nie pathetisch, geschweige sentimental oder überschwenglich. Er läßt auch da (vergl. z. B. die Geschichte seines Arrests) nur die Dinge selber reden. Daher ist diese Schilderung keine angenehme Speise für verwöhnte Gaumen, aber umsomehr gesundes, nahrhaftes Hausbrot für die redlichen Gemüter, die sich im Labyrinth des Lebens nach Licht und Wegweisung, in der rauhen Wirklichkeit nach Stärkung und Erquickung umsehen und den Aufstieg zu einem höheren und reineren Leben in Geduld und Treue in Angriff nehmen. In diesem Lichte angeschaut wird er uns zum treuen Mentor und seine Lebensgeschichte pflanzt untrügliche Wegzeiger auf unsere Bahn. Wir sind überall mit Wirklichkeiten umgeben und werden nirgends angelogen.

Wer diese Geschichte unter diesem Gesichtspunkte liest, der

*) Dieser Mangel wird dadurch noch verschärft, daß die Selbstbiographie vielfach in zusammenhangslose, unvermittelt aneinandergereihte Einzelheiten sich zersplittert, wodurch die „Spannung" selbstverständlich notleidet. — Ihm dadurch aufzuhelfen, daß im Interesse des Flusses der Darstellung auf Übergänge, Einrahmungen der Einzelbilder und gerade darauf Bedacht genommen würde, den spröden Stil geschmeidiger zu machen, ging nicht an. Abgesehen von der Gefahr der „Verschlimmbesserung" und der Schwierigkeit, daß man nicht wüßte, wo anfangen und wo aufhören? wurde das schon aus dem Grunde unterlassen, weil die Treue der Wiedergabe sicherlich darunter gelitten hätte. Eine spannende Lektüre ist diese Selbstbiographie nicht. Wer nicht durch die kaleidoskopischen Bilder der Darstellung hindurch- und hinunterblickt in den Spiegel eines reinen Charakters und einer großen Seele, wem nicht dadurch die einzelnen Daten, sie seien Begebnisse oder Bekenntnisse, lebendig, plastisch und dramatisch werden, der wird wenig damit anzufangen wissen.

wird sicherlich nicht leer ausgehen, sondern nicht nur Gewinn, sondern auch Freude und Erquickung ernten, und erkennen, daß dieser Mann und dieser Lebenslauf nicht nur geschichtliches und kulturhistorisches Interesse erweckt, sondern einen bleibenden Dienst uns tut und einen Erwerb uns hinterlassen hat, der uns helfen kann, den eigenen Lebensinhalt zu mehren, zu bereichern.

Eines dritten Umstandes müssen wir schließlich mit Bedauern gedenken, der uns gewiß um eine wertvolle Bereicherung dieser Biographie gebracht hat und unter dem der Verfasser selbst am schwersten leiden mochte: die chikanösen Schranken einer engherzigen Zensur engten den Freimut eines hohen Geistes ein, der so weit über seine Zeit hinaussah und mit seinen Gedanken an Gerechtigkeit und Volkswohlfahrt, an Rechten und Pflichten der Fürsten und Völker seinem Jahrhunderte so weit vorauseilte. Hatte er als Beamter, als Staatsmann, als Patriot und Bekenner des Christentums bis an die Schwelle des Greisenalters genug gewirkt, Zeugnis für die Wahrheit gegeben und „mehr gearbeitet als die andern alle", hatte er umgekehrt bis dahin den Dank der Welt, das Martyrium, gekostet, so wollte er in seinen alten Tagen nicht noch mit dem Selbstzeugnis von seinem Leben und Wirken diese Zensur herausfordern und alles sagen, was er hätte sagen können. Was hätte es auch geholfen? Die Folge wäre nur die gewesen, daß man die Schrift beschlagnahmte und das viele Gute und Wertvolle, das wir in ihr besitzen, auch hätte wegdekretiert werden können. Gewiß hat sich seiner Brust ein stiller Seufzer entrungen, als er die bezeichnenden Worte in seiner Vorrede niederschrieb: „Hätten wir ein Stück von der englischen Preßfreiheit und ich dürfte die hierum benannten Höfe und deren Minister, die Universitäten und deren Professoren, auch andere Personen, so wie ich sie habe kennen lernen, schildern, desgleichen andere Dinge, die sich zu meiner Zeit zugetragen haben, erzählen und Betrachtungen darüber anstellen, so würde diese Schrift ohne Zweifel auch einen Teil des Beifalls erhalten, welchen sich die von Pöllnitzischen Reisen und Memoiren und des erdichteten Notankers „idealische" Begebenheiten erworben haben. Da ich aber außerdem genug zu

kämpfen habe und meine alten Tage vollends in Ruhe beschließen möchte, so kann es unterbleiben." — So also standen die Dinge: es war viel leichter, einen Roman zu schreiben und Erdichtungen oder allenfalls auch „Dichtung und Wahrheit" vor das Publikum zu bringen, als die lautere Wahrheit und die leibhaftige Wirklichkeit zu schildern.

Man darf sagen, der Sohn Friedrich Karl trat so recht auch darin in das Erbe des Vaters ein und ist sein Testamentsvollstrecker geworden, wenn er wiederholt und mit solcher Energie in seinen Schriften für die Publizität (d. h. freie Gedankenäußerung) geeifert und gestritten hat. Nicht nur die Klarheit seines Geistes und die reine Liebe zum Vaterlande, sondern ganz gewiß auch die Erinnerung an den Druck und die eherne Umarmung der Zensur, unter der der Vater gelitten hatte, hat ihm hiezu die Feder geschärft.

Wenn der Verfasser, beziehungsweise der Berichterstatter, der die in verschiedene Teile, Nachträge und Anhänge zerfallende Selbstbiographie zusammenzuziehen und (mit Kürzungen und Auslassungen) zu einem übersichtlichen Ganzen zu verschmelzen versucht hat, noch einen Wunsch ausdrücklich und nachdrücklich aussprechen darf, so ist es der: es möchte dieses literarische Testament des größten Staatsrechtslehrers, aufrichtigsten Patrioten und gewissenhaftesten, fleißigsten Staatsdieners des 18. Jahrhunderts in die Hände von recht vielen Beamten jeglichen Departements, besonders der Justiz, der Regierung und der Finanzen kommen und von ihnen beherzigt werden. Sie werden bald finden, daß es nicht nur kulturhistorisch interessant, sondern für die Tüchtigkeit im Berufe im besten Sinne bildend ist. Im Übrigen kann jeder redliche strebende Mensch — der bekanntlich das Gegenteil eines Strebers ist — und vollends jeder schlichte Christ zur Pflege des persönlichen Lebens Licht und Kraft, Motive und Quietive genug darin finden.

Zum Schlusse sei noch auf die vollständige, mit emsigem Sammlerfleiß aus den Familienpapieren und Archiven bereicherte Biographie des Mannes von August Schmid, Pfarrer (Stuttgart 1868), hingewiesen.

Der Verfasser.

Inhalt.

Johann Jakob Moser.

Seite

Vorwort . . . . . 3—8

1. Kapitel: Abstammung, Kindheit und Bildungsgang . . 11—21

1. Abstammung; 2. Kindheit und Schuljahre; 3. Universitätsjahre; 4. Lizentiat der Rechte.

2. Kapitel: Anfänge der Laufbahn . . . . . 22—49

1. Außerordentlicher Professor der Rechte; 2. Regierungsratscharakter; 3. Reise nach und erster Aufenthalt in Wien; 4. Reise nach Hause; 5. Aufenthalt in Stuttgart bis 1724; 6. Zweite Reise nach Wien; 7. Niederlassung dort; 8. Berufung nach Württemberg ꝛc.

3. Kapitel: In württembergischen Diensten als Wirklicher Regierungsrat und Professor . . . . . 50—92

1. Moser als Wirklicher Regierungsrat; 2. Professor beim Kollegium illustre; 3. Wirklicher Professor in Tübingen; 4. Im Privatstande; 5. Wiederum Regierungsrat in Stuttgart.

4. Kapitel: Direktor der Universität und Professor der Rechte in Frankfurt a. O. . . . . 93—110

1. Reise dahin; 2. Universitätssorgen; 3. Entlassung; 4. Einige Erinnerungen an Frankfurt.

5. Kapitel: Stillleben in Ebersdorf . . . . . 110—128

1. Privatleben und Beschäftigungen; 2. Kaiserwahltag 1741 f.; 3. Württembergische Reversalienſache; 4. Kaiserwahltag 1745; 5. Wirren in Ebersdorf und Abschied.

6. Kapitel: In Hessen-Homburg als Geheimer Rat . . . 128—136

1. Geschäfte; 2. Widerwärtigkeiten; 3. Letzter Versuch und Abschied.

7. Kapitel: Aufenthalt und Errichtung einer Akademie in Hanau . . . . . 136—138

1. Die Akademie; 2. Religionssachen.

8. Kapitel: Württembergischer Landschaftskonsulent . . . 139—151

1. Verrichtungen, Grundsätze, Projekte; 2. Die Wirren im Lande.

9. Kapitel: Der Patriot im Kerker auf Hohentwiel . . . 151—175

1. Die Verhängung des Arrests; 2. Der Arrest; 3. Anwendung der Zeit; 4. Befreiungsversuche und Entlassung; 5. Rückkehr in die Heimat.

10. Kapitel: Lebensabend . . . . . 176—187

1. Freuden und Leiden; 2. Ehestand und Kinder; 3. Lebensende.

11. Kapitel: Das von Moser gezeichnete Selbstporträt . . 188—215

1. Person, Leibeskonstitution und Gesundheitsverhältnisse; 2. Die Seelenkräfte; 3. Temperament; 4. Religion (und religiöse Entwickelung); 5. Betragen gegen mich selbst; 6. Betragen gegen andere; 7. Betragen gegen die Familie und Angehörigen; 8. Moralischer Charakter überhaupt; 9. Gelehrsamkeit und Schrifttum.

Schlußwort . . . . . 215—216

Friedrich Karl, Freiherr von Moser.

Seite

Vorwort . . . . . 217—219

1. Kapitel: Jugend und Bildungslaufbahn . . . . . 219—221

2. Kapitel: In Ehren und Würden . . . . . 222—232

3. Kapitel: Ministerpräsident . . . . . 232—248

1. Die Situation im Lande; 2. Die Lösung der gestellten Aufgabe; 3. Die Erschütterung seiner Stellung und die Entlassung; 4. Mosers Privat- und Familienleben.

4. Kapitel: Der politische Märtyrer . . . . . 248—266

5. Kapitel: Der Lebensabend und -Abschluß . . . . . 266—269

6. Kapitel: Der Schriftsteller . . . . . 270—281

7. Kapitel: Charakteristik . . . . . 281—288

Johann Jakob Moser.

Erstes Kapitel.

Mosers Abstammung, Kindheit und Bildungsgang

(1701—20).

1. Abstammung.

Des ersten (nur dem Namen nach bekannten) Stammvaters meiner Familie Sohn war um das Jahr 1450 Gräflich württembergischer Stallmeister, wie denn auch dessen Nachkommen seit der Zeit sich meistens in Württemberg aufgehalten haben. Kaiser Maximilian II erteilte den nächsten Stammvätern beider noch florierenden Valentinschen und Balthasarischen Linien anno 1573 den Adelsstand mit dem Prädikat: von Filseck und Weilerberg. Es haben sich aber meine Voreltern Valentinischer Linie dieses Adels niemals bedient: von der Balthasarischen Hauptlinie hingegen wurden verschiedene Speziallinien der unmittelbaren Reichsritterschaft in Schwaben einverleibt. — Ich selbst habe mich von 1721 an auch obiger Prädikate bedient. Nachdem ich aber von 1733 an die Ehre und Güter dieser Welt mit einem andern Auge anzusehen angefangen, habe ich es ebenso freiwillig wieder unterlassen. Übrigens haben Kaiser Franzens Majestät anno 1763 am 13. Dezember meinen drei lieben Söhnen den alten Adelsstand erneuert und ihnen das Diplom darüber unentgeltlich zustellen lassen. Ihre Kaiserliche Majestät Joseph II aber haben im Jahr 1769 meinem lieben ältesten Sohn aus allerhöchst eigener Bewegung den Freiherren-

stand unentgeltlich beigelegt, als er die Reichshofratstelle niederlegte und zum Administrator der Kaiserlichen Grafschaft Falkenstein allergnädigst ernannt wurde.

Wie es gar oft Familiencharaktere gibt, da einige stolz, andere geizig, oder offene Köpfe, oder bon-vivants ꝛc. zu sein pflegen, so ist die Ehrlichkeit der Charakter meiner Familie. Dafür passierte mein seliger Herr*) Vater bei jedermann; diesen Charakter habe ich und meine Brüder beständig behauptet; und in diesen Fußstapfen wandeln ‚Gottlob!' meine lieben Söhne auch.

Unter meinen väterlichen Voreltern von weiblicher Seite gedenke ich mit Vergnügen an meinen Tritavum (Ur-Urgroßvater), den großen und frommen bekannten Theologen und Propst zu Stuttgart, Johannes Brenz. Mein seliger Vater war Johann Jakob Moser, des löblichen Schwäbischen Kreises Rechnungs- und Herzoglich württembergischer Expeditionsrat zu Stuttgart, welcher anno 1717 gestorben ist. Meine Frau Mutter war Helena Katharina, eine Tochter des Herrn Johannes Hartmann Misler, S. theol. Lic. Königlich schwedischen Konsistorialrats, Superintendenten des Herzogtums Verden und Dompredigers zu Stade, welche noch in ihrem Alter durch ihre Kinder und deren Ehegatten erweckt und herumgeholt worden, sodann aber anno 1741 in die selige Ewigkeit hinübergegangen ist....

Ich wurde geboren zu Stuttgart anno 1701 am 18. Januar, am Tage der ersten Königlich preußischen Krönung, und habe die darauf empfangene Taufe erst nach langen Jahren nach Würden schätzen lernen.

2. Kindheit und Schuljahre.

Mein seliger Herr Vater sparte keine Kosten an mir. Weil er aber nicht selbst eine Studienlaufbahn hinter sich hatte, erreichte er seinen Zweck nicht. Hätte beständig eine der Sache gewachsene Person, welche auch mein lebhaftes, aber meisterloses Gemüt zu regieren gewußt hätte, meine Studien dirigiert, so

*) Dieses Prädikat: „Herr" und „Frau" gebe ich meinen lieben Eltern nicht, als ob sie so vornehme Leute gewesen wären, sondern aus wahrer und schuldiger kindlicher Ehrfurcht.

hätte ich es in dem guten Latein, in den sogenannten humaniora und in der Philosophie weit gebracht. Denn es fehlte mir weder an Naturgaben, noch am Fleiß. Aber ich lernte unordentlich, wollte schon damals Bücher schreiben und übersetzte zu dem Ende (weil ich es nicht besser verstand) mit großer Geduld viele alte römische Schriftsteller ins Deutsche, schrieb ein „Antiquitäten- und Medaillenkabinett", wie auch einen weitläufigen philosophischen Traktat: De autochiria (d. h. „Eigenhändigkeit"), sammelte eine Menge philosophische Brocken und die loci communes (d. h. allgemeine Gesichtspunkte) usw. Auch hatten meine Lehrer zum Teil*) nicht das erforderliche Geschick, teils war ich ihnen mit meinem Fleiß überlästig, wie denn einst ein Präzeptor, als ich ihm freiwillig wöchentlich zweimal 100, einst aber auf einmal 1000 Verse von allerlei Gattung brachte, das Buch voll Unwillen von sich warf und sagte: „Narr! Meinst du, ich habe eine Besoldung allein für dich?" und der Rektor des Gymnasiums (zu Stuttgart) sprach, als ich ihm freiwillig allzuviele lateinische Reden brachte, zu mir: tu es moleste sedulus! d. h. dein Fleiß wird einem zur Last. — Ich hatte nicht nötig, Griechisch zu lernen, tat es jedoch freiwillig. Als ich aber einst ἄνθρωπος aus Versehen mit einem ὁ schrieb, und darüber von meinem Präzeptor mißhandelt wurde, war es mir unanständig und ließ es von nun an fahren. Wie viele Liebe, Geduld und Weisheit wird von einem Lehrer erfordert! Wie schätzbar sollten solche Leute sein! Wie wenige aber trifft man dergleichen an! — Es hat mir auf mein Lebtag großen Nachteil gebracht, daß ich weder auf Schulen, noch auf der Universität jemand gehabt habe, der mir die nötige Anweisung zu einer anständigen Lebensart gab, was nachmals auf meine Denkungsart und Aufführung manchen Einfluß gehabt hat. Deshalb sollten diejenigen, welche hierinnen glücklicher gewesen sind, es als eine große Wohltat ansehen und Eltern diese Hauptpflicht ja nicht versäumen.

Zu meinen Schulanekdoten (die mit meinen Charakter an-

*) Ich gebe meinen Lehrern durchaus nicht allein die Schuld — der Fehler war ebensowohl in manchem auch auf meiner Seite.

zeigen) gehören auch diese: Als ich noch in den unteren Klassen des Gymnasiums saß, schwatzten einige Schüler miteinander. Der Präzeptor wollte sie überraschen und rief einem zu: Du, N., wer ist der Kinder Zebedäi Vater gewesen? Ich sagte ihm ins Ohr: der Theodorus Beza; und er gab dem Präzeptor diese Antwort. Der Präzeptor replizierte: Dieses Kraut ist nicht in deinem Garten gewachsen! Sag, wer hat es dir gesagt? Da es nun hieß: der Moser! und ich dem Präzeptor auf weiteres Befragen von diesem Beza manches erzählen konnte, verwunderte er sich ebenso sehr darüber, wie zu anderen Zeiten, da ich ihm sagen konnte, wie die Farben in der Heraldik (Wappenkunde) gezeichnet würden und sovieles andere, wozu ich keine mündliche Anleitung bekommen hatte 2c. 2c.

Ein andermal, da ich im Lateinischen einen Fehler machte, und der Präzeptor sagte, daß er von mir einen solchen Fehler gar nicht vermutet hätte, antwortete ich nur: einer gescheiten Katz entwischt auch eine Maus! worauf er sagte: So, so, bist du die gescheite Katz!

Als ich von einem Buchhändler hörte, daß er seinen Ausschuß von alten Büchern insgesamt das Stück für einen Kreuzer erlassen wollte, ließ ich meinem seligen Herrn Vater keine Ruhe, bis er mir selbige, 1200 an der Zahl, erkaufte. Sie waren meist theologisch oder philosophisch, wodurch ich dann in dieser Art von Wissenschaften manche Bücherkenntnis erlangte, auch viele Zeit, die von andern jungen Leuten schlecht zugebracht wird, besser anwandte; indessen war mir doch die ganze Sache in meinen eigentlichen Schulstudien mehr hinderlich als förderlich.

Als ich 13 Jahre alt war, nahm meine selige Frau Mutter mich mit nach der Reichsstadt Nördlingen. An einem Morgen sagte sie zu mir: Heute lasse ich dich nicht ausgehen! Ich habe heute nacht einen bedenklichen Traum gehabt, daß du in großer Lebensgefahr gewesen seiest. Ich blieb dann zu Hause. Es wurde aber in dem sehr hohen Hause von dem obersten Boden Frucht in Säcken herabgelassen. Ich ging auf den Boden, und weil etliche zusammengebundene Säcke zumal hinabgelassen wurden, mußten die Leute an dem Haspelbaum das Querholz darin mit aller Macht zurückhalten; ich hingegen, als ein junger mut-

williger Mensch, drückte daran, daß die Männer es nicht halten konnten, davon wegsprangen und mich daran hangen ließen. Der Baum fuhr etlichemale wie ein Blitz herum, mir vergingen alle Sinne und endlich wurde ich gerade nach der Länge des großen Bodens in einen Haufen sogenannter Säubohnen ohne Schaden hineingeschleudert. Nur schlug ich einen Knöchel an einem Fuß an ein Malter an, was mir Schmerzen verursachte: wäre ich hingegen an den Zugladen geworfen worden, so wäre ich viele Stock hoch auf das Pflaster gestürzt; oder wäre ich sonst an eine Seite geschleudert worden, hätte ich an den Dachsparren den Kopf oder Arm und Bein entzweischlagen können.

Kurz ehe ich mich auf die Universität begab, ging ich bei stockfinsterer Nacht aus einem Kollegium, das ich bei Herrn Archivrat Bonz hörte, nach Haus. Da wurde ich von jemand attaquiert. Ich zog meinen Degen, der aber nur eine kleine Hohlklinge hatte, streckte einen Arm voraus, soweit ich konnte, und flankierte mit dem Degen herum, so gut ich konnte, um den Angreifer von mir abzuhalten, rief auch zugleich um Hilfe. Der Bäcker, vor dessen Fenstern es geschah, kannte meine Stimme, leuchtete heraus und schickte seine Knechte mit langen Bachschüsseln heraus, worauf sich der andere auf die Flucht begab. Weil ich ihn aber immer stark springen hörte, vermutete ich, er gehe nur um ein Eck hinum, um mir den Weg zu verlegen, und so war es auch. Denn obwohl ich möglichst schnell nach Hause eilte, so erreichte er mich doch wieder bei meiner Eltern Haus. Ich kam aber noch zur Türe herein und der mir zugedachte Hieb ging in die Haustür. Nachher kam es heraus, daß es des Geheimen Sekretärs S. Sohn gewesen war, der nach Halle gehen sollte und mit mir zugleich bei dem Rektor und den Professoren des Gymnasiums hatte Abschied nehmen wollen, was ich ihm aber, weil er in keinem guten Prädikat bei ihnen stand, abgeschlagen hatte.

Einige Tage nach diesem Vorfall ging ich vormittags im Grasgarten an meinem elterlichen Haus spazieren. In der rechten Hand hatte ich ein Buch, darin ich las, in der linken aber eine hölzerne Stange, eine Baumstütze. Diese fiel mir aus der Hand und ich bückte mich, so schnell ich konnte, um sie noch

in währendem Falle aufzufangen. Indem ich mich aber so bückte, geschah ein Schuß hinter einer Ecke des Gartenzauns gegen mich her; ich hörte die Kugel über mir hinzischen.... Wäre ich aufrecht geblieben, so wäre ich von der Kugel getroffen worden. Ich wollte anfangs auf die Ecke zu, wo der Schuß hergekommen war, dachte aber dann: Der, so den ersten Schuß getan, möchte noch mehrere in Bereitschaft haben, und eilte, so gut ich konnte, wieder nach Haus. Wahrscheinlich rührte er von einem aus dem Gymnasium relegierten jungen Menschen M. her.

3. Universitätsjahre.

Als mein seliger Herr Vater anno 1717 starb, wollte ich, obgleich mir die Schule noch sehr wohl getan hätte, mit Gewalt auf die Universität, erhielt auch durch eine gelehrte Kriegslist meines Herrn Vetters, des Wirklichen Geheimen Rats Frommann, Einwilligung dazu. Er hatte mir nämlich aufgegeben, eine lateinische Rede über die Frage zu fertigen: ob ein christlicher Regent mit den Türken ein Bündnis schließen dürfe? Ich bot alle meine Kunst auf. Als er sie gelesen hatte, sprach er: Es sei gut; aber nun sollte ich über eben diese Frage noch eine Rede machen und sowohl andere Gründe beibringen, als auch sie in eine andere Schreibart einkleiden. Das war mir keine gute Botschaft. Aber ich mußte gehorchen und ich suchte aus den besten alten Schriftstellern die seltensten Redensarten aus, führte eine Menge andere Gelehrte an, welche eben diese Materie behandelt oder berührt hätten, und machte eine Dedikation in lateinischen Versen dazu. Der Herr Geheime Rat sah einiges für Schnitzer an; als ich ihm aber zeigte, daß Cicero, Livius, Tacitus 2c. 2c. ebenso geschrieben hätten, sprach er: ich sei darin weitergekommen als er selbst, man solle mich auf die Universität lassen.

Es war dies freilich noch viel zu früh für mich: daher auch das mir Namens des Herrn Rektors und der Herren Professoren mit auf den Weg gegebene Zeugnis anfängt: „Der Überbringer dieses, J. J. M., der würdige Sohn einer sehr angesehenen und um den Staat hochverdienten Familie, gehörte ohne Zweifel zu den besseren Köpfen unseres hiesigen Gym-

nasiums, und wir bezeugen ihm seinen hervorragenden Fleiß und Eifer, sowie seine ausgezeichneten Fortschritte und sein tadelloses Betragen. Da er nun schon auf die Universität eilen will, so wollen wir seinen Feuereifer und seine Laufbahn nicht einhalten noch hemmen, damit es nicht scheine, als wollten wir irgendwie seinen Geist und seine Gaben dämpfen 2c. 2c." Wenige Wochen hernach, als ich die Universität bezogen hatte, bekam ich ein hitziges Fieber, das so heftig wurde, daß mir der Arzt sagte, ich solle mich auf das Sterben gefaßt machen. Mir war sehr angst auf den Tod und die Ewigkeit. Darüber geriet ich in einen viele Stunden lang anhaltenden überaus starken Schweiß, mit welchem aber die Krankheit brach und, nach des Arztes Urteil, diese Todesfurcht mich für diesmal vom Tode befreite.

Hätte ich viel Geld gehabt, so wäre wohl auf der Universität aus meinem Studieren nicht viel herausgekommen. Da ich aber (nebst dem, daß man mir Kost, Logis, Wäsche, Bücher und Kollegien bezahlte) mit 10 Gulden für ein halbes Jahr auskommen und alles bis auf 30 Kreuzer verrechnen sollte, mich aber schämte, Schulden zu machen oder bei anderen etwas zu genießen, ohne es wieder heimgeben zu können, so hielt es mich von unnützen Ausgaben und Gesellschaften zurück. Ich habe es hernach und bis heute meiner seligen Frau Mutter oft gedankt, daß sie mir damals so wenig Geld gegeben hat. Indessen läßt es sich freilich nicht zu einer allgemeinen Regel machen und würde bei manchen jungen Leuten nicht gleiche Wirkung wie bei mir, sondern leicht sehr schädliche Folgen gehabt haben. Indessen kenne ich auch einen bekannten, noch lebenden wirklichen Kaiserlichen Geheimen Rat, der sich auf der Universität mit Korrigieren der Bücher für die Buchdruckereien durchgebracht hat, und vielleicht der große Mann nicht geworden wäre, wenn er auf der Universität reichlich zu leben gehabt hätte. Und auch meinem lieben ältesten Sohn muß ich zum Ruhm nachsagen, daß mich sein ganzes Studieren in Jena nicht mehr gekostet hat, als nun die meisten Eltern ihren Söhnen auf der Universität auch nur in einem einzigen Jahre zu geben pflegen, oder geben müssen. Doch nun weiter!

Statt schlechter Gesellschaften suchte ich also den Umgang mit andern fleißigen und gesetzten Studiosen, besonders mit dem damaligen Magister und nachmaligen berühmten Gelehrten, Herrn Hauber. Daneben setzte ich mich mit einem übertriebenen und der Gesundheit schädlichen Fleiß über die Bücher: denn ich ließ mich alle Morgen um 2 Uhr durch den Nachtwächter wecken, stund auch wirklich auf, und meine mutwilligen Kameraden zogen oft schon um 11 Uhr mein Glöcklein an, da ich dann (in der Meinung, der Wächter tue es) aufstand und manche Nacht fast gar nicht schlief. Die erste üble Folge davon aber war die, daß ich, wenn ich eine Seite gelesen hatte, aus Schwachheit meiner Sinne und Seelenkräfte von dem Inhalt wenig oder nichts wußte, es mir auch wohl, wenn ich es noch ein- oder zweimal las, ebenso ging. Zweitens bekam ich zuletzt darüber einen heftigen Durchfall, der mich nebst des Arztes ernstlichem Befehl nötigte, darin klüger zu handeln.

Aber mein ganzes Studium war abermals lauter Unordnung. In der Philologie hatte ich nicht genug, und in der Philosophie wenig getan. Dies sollte ich nun nachholen, aber die Philosophia rationalis et instrumentalis (Metaphysik und Logik) waren so, wie ich sie lehren hörte, nicht nach meinem Geschmack.... So eilte ich dem Juri civili Romano (dem römischen bürgerlichen Rechte) zu, fand aber wieder an diesen alten Dingen und fingierten Rechtsfällen von Cajus, Mevius, Titius, Sempronius ꝛc. keinen Geschmack. Kurz, die Sache selbst und die Lehrart meiner Lehrer wollten mir nicht ein.... Der zu seiner Zeit wackere Herr Dr. Schweder war kein angenehmer Lehrer und seine Kollegien taten mir kein Genüge. Doch zog seine Introductio in jus publicum (Einführung ins öffentliche Recht)... mein Gemüt gleich ganz auf das deutsche Staatsrecht, weil ich lauter brauchbare Dinge und wirkliche Fälle und Begebenheiten suchte und selbige in dieser Wissenschaft zu finden glaubte. Der damals neuangehende Herr Professor Helfferich war mir am liebsten: er las über die Reichshistorie, das deutsche Staatsrecht, die europäischen Staaten, die Münzwissenschaft u. dergl. Auch hatte er eine schöne Bibliothek und legte jedesmal den Tisch, daran wir saßen, immer wieder voll von guten Büchern

und Disputationsbänden. In diesen sah ich mich um so lieber um, weil ich selbst keine Bücher hatte. Ich machte mich also mit diesen Schriften bekannt, las darin und ließ den Professor reden, was er wollte, zumal, wenn er sich an den alten Zeiten so sehr lange aufhielt, was meiner ganzen Denkart entgegen war, indem ich, wie billig, das Neueste für das Brauchbarste und mithin als das Nötigste ansah. Ich war also in den Kollegien nur mit meinem Leib gegenwärtig, mit den Gedanken aber anderswo, so daß ich von dem, was ich weiß, gar sehr wenig aus Kollegien, sondern fast alles durch eigenen Fleiß, aus Büchern, Nachdenken und Erfahrung erlernt habe: wie ich denn auch als Professor viele Wissenschaften gelernt habe, worüber ich auf der Universität selbst nie ein Kollegium gehört habe.

Von der Beschaffenheit der Kollegien will ich nur Folgendes berichten:

1. Wir hielten ein collegium disputatorium bei einem Professor juris ordinarius. Dieser gab uns die erbärmlichsten Sätze auf. Wir beklagten uns darüber und baten ihn, er möchte uns doch auch kontroverse und disputable (strittige und zweifelhafte) Thesen geben, wobei man sich üben könne. Seine Antwort war: Ihr Herren, macht's wie der Mattheis; der bricht's Eis. Hat er keins, so macht er eins. Das Kollegium selbst war auch ein purer Zeitverderb. Der Respondent (der die Thesen zu verfechten hatte) sagte etwa: nego per scamnum (d. h. ich bestreite es beim Fußschemel); der Opponent: et ego affirmo per subsellium (d. h. und ich behaupte es bei der Bank); der Respondent: was braucht es viel? Man schlage nur des Herrn Präses Commentarium ad Institutiones auf. Der ist ein klarer Spiritus, über den nichts geht. Der Präses hatte eine herzliche Freude darüber, wollte sich halbtot lachen und so gingen die Disputationen und das Kollegium zu Ende.

2. Herr Professor Neu (ein in seinem Fach geschickter Mann) las über die Historie, und kam in 10—12 Jahren bis ins 9. Jahrhundert nach Christi Geburt, starb auch, ehe er auf das große Zwischenreich kam.

3. Herr Dr. Helfferich las fast $1\frac{1}{2}$ Jahre über die

Reichshistorie und darunter 1/2 Jahr vom Anfang der deutschen Geschichte bis auf Karl den Großen.

4. Herr Dr. Schäffer hingegen brachte die Geschichte Kaiser Leopolds, Josephs I und Karls VI in einer einzigen Stunde hinaus.

Als ich den Zutritt zu der Universitäts-Bibliothek bekam, verderbte ich auch damit viele Zeit und legte mich stark auf die gelehrte Geschichte, besonders der Universität Tübingen, wie ich denn, als ich erst 17 Jahre alt war, anfing, Schriften herauszugeben, wobei ich jedoch sagen darf, daß die erste, nämlich die Decas I Theologorum Tubingensium (welche vor der Reformation gelebt) für meine Umstände ein Meisterstück und in dieser Materie gewiß nicht zu verachten war, so daß ich mir jetzt nicht mehr getrauete, sie zu schreiben....

Der nachmalige Herr Kanzler Pfaff (bei dem ich einen beständigen Zutritt hatte) unterhielt und vermehrte bei mir diese Liebe zur gelehrten Geschichte, wie ich ihn denn über die theologische gelehrte Geschichte hörte....*)

---

*) Moser erzählt im Anschluß hieran noch einige persönliche Erinnerungen aus den Universitätsjahren, welche ihm einen bleibenden Eindruck sowohl des Ernstes als der Güte Gottes, die über seinem Leben walteten, hinterlassen haben. Des Raumes wegen mögen sie hier nur gekürzt wiedergegeben werden. Einmal war ihm unvergeßlich die Erinnerung an einen Kriminalprozeß, dem er anwohnte, in dem ein achtzigjähriger Sittlichkeitsverbrecher, der schon vorher im Gefängnis getobt und gesagt hatte, man werde nicht die Freude haben, ihn auf dem Scheiterhaufen zu sehen, der Teufel werde ihm schon vorher den Hals brechen — während der Sitzung, vom Schlag gerührt, tot sitzen blieb und dann unter dem Gerassel seiner Ketten zu Boden stürzte, worüber das Gericht und das Auditorium in den furchtbarsten Schrecken fiel. — Sodann erinnert er sich mit Dankbarkeit an drei Bewahrungen oder eigentlich Lebensrettungen, die den in den Gymnasialjahren erlebten sich an die Seite stellen: das einemal war er in Gefahr, mit einem andern Studenten im Neckar oberhalb Tübingens (also nahe beim „Hirschauer Steg", der aber noch nicht bestand) zu ertrinken, weil sie die Furt nicht fanden und an gefährlichem, tiefen Ort sich hindurchwagten. Ein anderesmal ritt er in stockfinsterer Nacht, von Rottenburg heimkehrend, im Galopp auf den Schlagbaum der Neckarbrücke auf und erhielt einen Stoß, der ihm hätte das Leben kosten können, jedoch nur eine Letze auf seiner ohnehin schwachen Brust zurückließ. Endlich ritt er einmal, am 7. Januar 1719, von

4. Lizentiat der Rechte.

So schwach ich aber auch in der Rechtswissenschaft war, so setzte ich mir doch in den Kopf, anno 1720 Lizentiat, ja gar Professor zu werden: die Beweggründe waren eitle Ehrbegierde und die Hoffnung, es werde mir sodann am Brot nicht fehlen, mithin ich meiner mit sieben Kindern beladenen Frau Mutter nicht mehr beschwerlich sein dürfen. Ja ich war so keck, daß ich die mir vor dem ersten Examen zum Lösen aufgegebenen Texte (um meine Kameraden, die glaubten, ich würde im Examen nicht bestehen, zu bravieren [zu schanden zu machen]) erst morgens frühe am Tag des Examens ansah.

Freimütigkeit und eine abermalige List machten, daß es gut ging. Ich machte nur einen ganz kurzen schriftlichen Entwurf zur Lösung der mir aufgegebenen Texte und fing im Examen gleich an, eine mir bekannte paradoxe Thomasiussche Meinung meiner Lösung zugrunde zu legen: Meine Examinatoren fielen also auf diesen Punkt hin und das war eben, was ich wollte; darüber verging ein guter Teil der Zeit, und ich war würdig, Lizentiat zu werden. — Ich schrieb meine Probschrift (für die Disputation) selbst, und als ich bei deren Verteidigung abermals in etwas von der gemeinen Meinung abging, bekam ich meinen eigenen Präses zum Opponenten, bat ihn aber, es mich allein ausfechten zu lassen.

Tübingen nach Stuttgart heim zu seiner Mutter, in Begleitung des reitenden Tübinger Boten, des Stadtschreibers und eines Studenten der Theologie. Es war so grimmig kalt, daß schon in Bebenhausen ihre Gesichter so gefroren waren, „daß es unmöglich war, auch nur eine Miene zu verändern, was, da innerlich ein Trieb zum Lachen da war, empfindliche Schmerzen in den gefrorenen Gliedern (Muskeln) des Hauptes verursachte". Nachdem sie aufgetaut waren und etwas Branntwein genossen hatten, mußten sie eine Stunde später (in Dettenhausen oder Waldenbuch?) wieder einkehren. Da war das neugebackene Roggenbrot „im oberen Hosensack" steinhart gefroren! In Stuttgart bei der lieben Mutter endlich angekommen, konnte er nur eine Silbe nach der andern hervorstoßen. Sie sagte: „Mein Gott, was ist dir? Hast du einen Schlagfluß bekommen?" Ich sagte: „Nein! — ich — bin — so — er—fro—ren!"

Zweites Kapitel.

Anfänge der Laufbahn

(1720—26).

1. Außerordentlicher Professor der Rechte.

Ich hatte indessen eine heraldische und politische Erklärung des württembergischen Wappens in einem kleinen Folianten verfertigt. Diese präsentierte ich dem Herzog Eberhard Ludwig, wandte mich sodann an den damaligen Konferenz-Minister, Freiherrn von Schunck, und bat um eine außerordentliche Professur der Rechte zu Tübingen, erhielt sie auch, ohne daß ich das Geringste an Schatulle- oder Adreßgeldern bezahlen durfte, was damals etwas fast Unerhörtes war. Hactenus bene! (d. h. bis jetzt alles gut!) Aber nun fing es an, aus einem anderen Ton zu gehen.

Ich war erst vor drei Jahren aus dem Gymnasium gekommen, war erst 19 Jahre alt, war arm und konnte in nichts Figur machen, hatte unter den Professoren keine Anverwandte, die meisten Studenten waren schon vor mir auf der Universität gewesen. Mithin war das erste, daß ich fast keinen Respondenten zu meiner Inauguraldisputation bekommen konnte, bis sich endlich einer fand. Ich hatte eine Dissertation »de Prärogativis Comitatus principalis Montispeligardi« (über die Privilegien der gefürsteten Grafschaft Mömpelgard) geschrieben, die gut gewesen wäre. Der Hof litt aber nicht, sie in den Druck zu geben. Ich wählte also eine andere Materie, deren Ausarbeitung schlecht geriet. Ich hatte dem neuen Herrn Kanzler Pfaff dreimal abgeschlagen, eine Person aus seiner Freundschaft zu heiraten; das ließ er mich redlich entgelten. Denn als es zu dem Disputationsakt kam, suchte er mich auf alle mögliche Weise verächtlich zu machen. Ich biß mich aber wacker mit ihm herum. Ich will nur etwas davon erzählen: Wie gewöhnlich die Oppositionen bei den Disputationen pro loco (für den Gegenstand selbst) wenig oder nichts Reelles ent-

hielten, so war es auch mit Herrn Pfaffs (der während seines Rektorats Kanzler geworden war) Einwürfen beschaffen. Unter anderem brachte er vor, ich hätte in meiner Disputation den Herrn Dr. Schweder Magnificus genannt, und das wäre unrecht; es sei nur ein einziger Magnificus zu Tübingen, nämlich der Rektor der Universität. Ich antwortete, es sei wahr, ich hätte gefehlt; denn ich hätte sollen den Herrn Dr. Schweder Illustrem nennen, weil nach unserem gemeinen geschriebenen Rechte einem, der die Rechte so lange lehre, dieser Titel gebühre. Übrigens hätte ich nicht gewußt, daß der Herr Kanzler Zeremonienmeister in Tübingen wäre, sonst hätte ich bei ihm vorher deswegen angefragt. Herr Dr. Pfaff wurde heftig, stand auf und sagte, ich solle Respekt brauchen und wissen, daß ich mit dem Rektor und Kanzler spreche. Ich dagegen setzte mich nieder und versetzte: und er sollte mehr Mäßigung im Opponieren gebrauchen und wissen, daß er mit keinem Studenten, sondern mit einem fürstlichen Professor rede. Am Ende der Opposition gratulierte er der Universität und der Juristenfakultät auf eine hämische und spöttische Weise zu dem neuen „Splendeur" (Stern), glänzenden und großen Lichte, welche sie in meiner Person erhielten.

Ich rief sodann den Dekan der Juristenfakultät, Herrn Dr. Graß, auf. Dieser war eben nicht mein größter Gönner. Doch ehe er anfing zu opponieren, hielt er eine deutsche Rede an das Auditorium: Er hätte mit größter Verwunderung anhören müssen, wie der Herr Rektor und Kanzler dem neuen Herrn Professor begegnet sei. Es wäre wahr, daß er noch ein junger Mann sei, der noch vieles werde lernen müssen. Wenn er aber fortfahre, sich wie bisher durch seinen ausnehmenden Fleiß und gute Aufführung zu distinguieren, so könne noch alles das in Erfüllung gehen, was der Herr Rektor 2c. auf eine so heimtückische Weise von ihm prophezeit habe. Was aber den Titel Magnificus anbelange, so könnte er mit allen Buchdruckern und allen, die unter ihm disputiert hätten, bezeugen, daß, wenn auf das Titelblatt gesetzt worden sei: Präside Viro Magnifico etc. (unter dem Vorsitz 2c.), so habe er es durchstrichen. Wenn sie es aber doch hätten stehen lassen, habe er sich dabei

passiv verhalten und glaube, daß dies unschuldiger sei, als wenn man (wie der Herr Kanzler zu tun pflege) mit eigener Hand auf den Titel setze: Präside Viro Magnifico atque Reverendissimo, welch letzterer Titel doch nur einem geistlichen Reichsfürsten gebühre. Er sei zufrieden, wenn man, wie zu ihrer Vorfahren Zeiten, auf seine Disputationen setze: Präside Viro Nobili atque Consultissimo, wogegen der Herr Kanzler sich auch damit werde begnügen müssen, wenn es heiße: Präside Viro Reverendissimo atque Clarissimo, womit doch jetzt kein lateinischer Schulmeister mehr zufrieden sei. Darauf opponierte Herr Graß glimpflich.

Alsdann traf die Reihe den alten Herrn Dr. Schweder, so ein gründlicher Rechtsgelehrter er war, sowenig war er beredt, und im Disputieren konnte er sich gar nicht helfen. Ich hatte in meiner Schrift gesetzt: »Status imperii inclusa Nobilitate Imperii immediata« (d. h. Reichsstände einschließlich der reichsunmittelbaren Ritterschaft). Er sagte: ich hielte also die Reichsritterschaft für Reichsstände, und das sei irrig. Ich antwortete: diese Worte seien aus der Kaiserlichen Wahlkapitulation bloß aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzt. Folge es also aus diesen Worten, so folge es auch aus der Wahlkapitulation. Folge es aber nicht aus der Wahlkapitulation, so folge es auch nicht aus meinen Worten. Da saß mein Herr Dr. Schweder und konnte nicht hinter sich noch vor sich. Ich sagte endlich, ich sehe sehr wohl, daß der Herr Opponent sich auf nichts anderes bereitet hätte. Ich erkläre hiermit öffentlich, daß meine Meinung nicht sei, die Reichsritterschaft gehöre zu den Reichsständen, exercitii gratia (der Übung wegen) aber wolle ich es verteidigen. Damit ging Herrn Dr. Schweder der Mund auf; wir kamen aber wohl miteinander aus.

Alsdann kam es an einen Professor, der einen Hasen zum Vetter hatte. Dieser lachte an einem Stück, brachte seine seltsamen Einwürfe unter dem größten Gelächter vor, und wenn ich antworten wollte, sagte er unter beständigem Lachen, seine Einwürfe seien unwiderleglich und der Herr Präses könne sie nicht beantworten. Ich suchte anfangs ihn zu überschreien, um nur zum Wort zu kommen, aber es war vergeblich, denn er

lachte beständig fort und das ganze Auditorium lachte über ihn, daß man zuletzt gar nichts mehr verstand. Ich setzte mich also nieder und antwortete gar nichts mehr, bis er genug gelacht und damit auch ausopponiert hatte.

Zu allem kam noch, daß mein Respondent fast gar nichts verstand. Einmal gab er eine so seltsame Antwort, daß jeder ihre Schwachheit einsah und das ganze Auditorium darüber lachte. Ich wollte aber seine Ehre retten und sagte: recte respondit, defendam ejus opinionem (er hat recht gesagt, ich werde seine Ansicht verteidigen) machte eine Brühe darüber und drehte es so herum, daß das Auditorium zufrieden war. Es ging auch überhaupt alles so gut ab, daß ich alle Ursache hatte, vergnügt zu sein.

Nach gehaltener Antrittsrede wurde mir zugeteilt, öffentlich über die Novellen zu lesen. Jedoch wenn der Tribonianus selbst darüber gelesen hätte, würde er in Tübingen und vielleicht auch an vielen anderen Orten keine Zuhörer bekommen haben. Ich versuchte es indessen. Aber in kurzem war ich allein. Und zu den übrigen von mir angebotenen Kollegien fand sich auch niemand. Es war kein Wunder, aber es würde auch einem Geschickteren, als ich war, damals nicht besser gegangen sein, weil der Nepotismus herrschte.

Übrigens kam mir sehr wohl zu statten, daß ich als Studiosus mich ordentlich aufgeführt und mir einen guten Namen erworben hatte, weshalb mir, so lang ich Professor war, von seiten der Studiosen nie das geringste Unangenehme begegnete.

2. Regierungsratscharakter.

Als ich mich indessen auch noch anno 1720 mit meiner nachmaligen, seligen Ehegattin verlobt hatte, entschloß ich mich, anno 1721 (weil ich in Tübingen weder eine Besoldung, noch sonst Brot, auch in Ermangelung aller Zuhörer nichts zu versäumen hatte) nach Wien zu reisen....

Um desto besser fortzukommen und aus Eitelkeit wagte ich es, obgleich erst 20 Jahre alt, um den Regierungsratscharakter zu bitten, und reiste zu dem Zwecke in den Teinacher Sauer-

brunnen, wo der Hof sich damals befand. Herr von Schunck war gefallen, und der Komitialgesandte Freiherr von Schüz an seine Stelle gekommen.

Ich traf ihn auf dem Spaziergang an und eröffnete ihm mein Vorhaben. Er machte mir aber anfangs schlechte Hoffnung, weil ich noch keinen Bart und der Herzog sich entschlossen hätte, mit diesem Charakter an sich zu halten. Auf das erste antwortete ich ihm: Ihre Exzellenz wüßten, daß, wenn es auf den Bart ankäme, der Bock der größte Philosoph wäre. Diese meine Freimütigkeit war ihm halb recht halb nicht. Doch ließ er sich in einem mehrstündigen Diskurs über allerlei die württembergische Historie und Staatsrechte betreffenden Materien mit mir ein, bezeugte mir sein Vergnügen über meine Einsichten, 2c.

Als er mir aber zumutete, in einer gewissen Sache ein bißchen zu fingieren (zu schwindeln), antwortete ich ihm: ja! wenn nicht über dem Berg drüben auch Leute wären! Heutiges Tages glaube man einem in alten Geschichten nicht mehr aufs bloße Wort, sondern wolle es aus alten Schriften oder Urkunden erwiesen haben. Endlich sagte Herr von Schüz, ich solle ihm mein Memoriale geben. Ich leugnete, es bei mir zu haben, ging nach Hause und machte noch zwei andere, in deren einem ich um den Charakter eines Rats, in deren anderem ich aber um den eines Hofgerichtsassessors bat.

Um 11 Uhr gab ich ihm alle drei, um daraus dasjenige zu erwählen, womit er durchdringen zu können glaube, und um 2 Uhr war es schon vom Herzog unterschrieben, daß ich den Regierungsratscharakter haben sollte. Auch dies kostete mich nichts als die gewöhnliche Kanzleitaxe.

Der Minister ließ sich zwar deutlich genug und auf eine besondere Weise merken, was er dagegen von mir erwarte. Ich konnte und wollte mich aber nicht darauf einlassen, verlor aber dadurch für die Zukunft die Hoffnung seines Beistandes.

Bei meinen übrigen Umständen, in denen ich im Jahre 1721 meine erste Reise nach Wien vornahm, würde ich jedoch sehr wenigen oder keinen Nutzen davon gehabt haben, und bei den meisten Großen, ja dem Kaiser selbst wohl nicht einmal

vorgelassen, oder kurz abgefertigt worden sein. So aber öffnete mir mein Regierungsratscharakter überall den Eingang und half mir dazu, den Grund meines künftigen Glückes zu legen.

3. Reise nach und erster Aufenthalt in Wien.

Ich reiste darauf im Spätjahr 1721 mit sehr wenigem Geld und in schlechter Figur auf der Donau von Ulm aus nach Wien, ohne eine Adresse, und ohne daß ich jemand gefragt oder mir jemand geraten hätte, was ich tun oder wie ich mich an einem so großen Hof aufführen sollte, weshalb es freilich viele Fehler setzte.

Ich wandte mich an den Herrn Reichsvizekanzler Grafen von Schönborn, und Gott fügte es, daß er, obgleich meine Lebensart und ganze Person garnicht hofmäßig war, mich seiner Gnade würdigte. —

Ich besuchte ferner den Kaiserlichen Leibmedicus und Bibliothekar von Garelli, einen wackeren Mann, etlichemal; weil er nicht deutsch und ich nicht italienisch konnte, sprachen wir lateinisch. Er und die Jesuiten konnten einander nicht leiden. Er sagte mir, solange die Jesuiten etwas gelten, werde die solide Gelehrsamkeit in Wien nicht emporkommen. Denn sie suchten jedermann in der Unwissenheit zu erhalten, weil man sonst ihrer selber bald müde werden und sie fortschicken würde.... Als ich Kaiser Karl den Großen im Scherz einen Heiligen nannte, protestierte Herr von Garelli dagegen und sagte, er habe zugleich zwei Weiber gehabt. Das tue kein Heiliger. Ich antwortete, er sei ja vom Papste kanonisiert worden. Die Antwort aber war, er sei deswegen doch kein Heiliger!

Jedoch bekam ich in Wien bald das viertägige Fieber, womit ich mich auch die ganze Zeit meines Aufenthalts allda schleppen mußte.

Auf der öffentlichen Windhagischen Bibliothek wurde ich mit einem geschickten jungen katholischen Menschen bekannt, der sich Franz Joseph Hahn nannte, welcher sich damals bei dem bekannten gelehrten Benediktiner-Abt Gottfried von Göttweig aufhielt. Dieser Hahn sagte seinem Prälaten von mir, welcher mich sehr oft zu Gast bat, auch mehrmals einen katholisch ge-

wordenen Herrn von Weisbach dazu lud, der heftig auf Luther schimpfte. Der Herr Prälat hingegen nahm hierauf zuweilen das Wort und sagte: Luther sei eben doch ein kluger und gelehrter Mann gewesen und habe gemacht, daß die Geistlichen aus ihrer Barbarei aufgeweckt und die Studien wieder emporgebracht worden seien; nur würde er freilich seine Reformation unterlassen haben, wenn es ihm nicht um ein Weib zu tun gewesen wäre ꝛc. Ich dachte hiebei: Fistula dulce canit ꝛc. (Süß tönt die Hirtenpfeife ꝛc.) Übrigens wurde durch diesen bei dem Herrn Reichsvizekanzler wohlgelittenen Prälaten derselbe in der guten Meinung von mir bestärkt und der Herr Prälat tat mir endlich (wie ich lang genug vorausgemerkt hatte) den förmlichen Antrag: Ich wüßte, wie viel Gnade der Reichsvizekanzler für mich hätte: er hätte mich auch bei Ihrer Kaiserlichen Majestät in so guten Kredit gesetzt, daß Sie mir bei der böhmischen Kanzlei eine ansehnliche Bedienstung gewidmet hätten. Ich wüßte aber, daß Ihre Majestät niemand in Dienst nähme, der mit der lutherischen Erbsünde behaftet wäre. Wenn ich also glauben könnte, daß ihre Religion so gut wäre, als die meinige, so habe die Sache ihre Richtigkeit. Ich sollte mich auch nicht eher öffentlich erklären, bis ich meine Bestallung hätte; und weil die Lutheraner sich ohnehin nichts aus den Sponsalien (d. h. Verlöbnissen) machten, so könnte ich meine Braut quittieren, hiegegen wolle man mir zu einer reichen Partie behilflich sein. Arm war ich und ich hatte damals, ohne es gegen jemanden merken zu lassen (bei einem so ehrbaren und unsträflichen Leben und Wandel, daß man mich vielfältig andern als Beispiel eines tugendhaften jungen Mannes vorstellte), keinen Funken wahrer Religion, nicht einmal einer natürlichen. Aber 1. war ich viel zu ehrlich dazu, als daß ich mich hätte äußerlich stellen mögen, ich halte die katholische Religion für besser, als die evangelische; 2. dachte ich: sei die christliche Religion wahr, so könne die katholische nicht die wahre christliche Religion sein, als deren Kirchenverfassung und Lehrsätze (der Konnivenz [d. h. Nachsicht] in Ansehung des Lebenswandels nicht zu gedenken) ich (ich mochte es auch noch so unparteiisch betrachten, als ich wollte) schlechterdings nicht weder mit dem Kreuzreich Jesu auf Erden, noch mit den

Lehrsätzen des Neuen Testaments, noch mit dem Vorbild Jesu Christi und seiner Apostel reimen konnte. Ich lachte also herzlich und sagte zu dem Herrn Prälaten, der Handel komme mir verdächtig vor. Er fragte: warum? Ich antwortete, er biete mir so bald freiwillig auf meinen Luther soviel auf. Wenn er gesagt hätte, ob ich nicht tauschen wollte? so hätte ich es noch in Überlegung nehmen können. Da er mir aber gegen Vertauschung meiner Religion mit der seinigen zu der seinigen soviel zulege, so müsse seine Ware schlechter sein als die meinige. Meine Antwort frappierte ihn; doch faßte er sich und sagte, er mache es wie der liebe Gott, der uns vieles absolute befehlen könnte; er lege aber eine Verheißung als einen Zucker dazu. Wenn es mir nur um die Wahrheit zu tun sei, so hoffe er um so eher, daß wir bald einig werden würden. Er fing darauf einen Religionskurs mit mir an, von dem Ansehen der Kirche und der Notwendigkeit eines sichtbaren Oberhauptes ꝛc., welcher auch zu anderen Zeiten fortgesetzt wurde. Es kam aber nichts dabei heraus und ein jeder blieb auf seiner Meinung. Indessen blieb dennoch der Reichsvizekanzler mein gnädiger Herr.

Ich hatte auch verschiedenemale bei Kaiser Karl VI Majestät Audienz. Einmal trug es sich zu, daß ich eben um die Stunde der Audienz (die ich nicht versäumen durfte) mein Fieber bekam. Ich hielt im kaiserlichen Vorgemach den Frost aus und als ich in der Hitze war, wurde ich zum Kaiser hineingerufen, da ich dann so matt war, daß ich kaum aufrecht stehen konnte. Aus Eitelkeit redete ich den Kaiser lateinisch an; er antwortete mir auch in eben dieser Sprache und zwar länger, auch etwas deutlicher, als sonst seine Gewohnheit war. Des andern Tages schickte der Herr Kanzler einen Kanzlisten zu mir und ließ mich wissen, ich dürfte mir eine kaiserliche Gnade ausbitten. Ich bat darauf um eine Medaille zum Andenken, erhielt aber eine goldene Gnadenkette, nebst einer daranhängenden goldenen Medaille mit des Kaisers Bild und Wahlspruch.

In Wien hatte ich angefangen, meine „unparteiischen Urteile ꝛc." aus dem Kopf und Gedächtnis auszuarbeiten. Der Buchhändler, dem ich sie angetragen hatte, gab sie mir aber wieder zurück, mit dem Bedeuten, er habe sie einen Reichs-

hofrat sehen lassen, der ihm gesagt habe: eine solche Arbeit könne kein so junger Mensch, als der Buchhändler mich beschreibe, verfertigt haben, es müsse also eines anderen Mannes Arbeit sein, welche fortzusetzen ich hernach nicht imstande sein würde.

4. Reise nach Haus.

Im Frühjahr 1722 reiste ich auf die möglichst genaueste (d. h. sparsamste) Weise wieder nach Haus. Ich hatte noch das Fieber und einen Durchfall, wovon ich sehr elend war. Weil ich mit dem Linzer Boten bis Linz ging, mußte ich Tag und Nacht an einem Stück fortreisen und konnte, wenn ich von dem Wagen absteigen mußte, weil dieser nicht auf mich warten wollte, ihn fast nicht wieder erreichen. Es war auch in der Fastenzeit, wo ich nichts als Fische und dergleichen zu essen bekam.

Als wir nach Melck kamen, ließ ich die andere Gesellschaft speisen, kroch mühsam den Berg hinauf in das berühmte Kloster der Benediktiner und besuchte die beiden bekannten Brüder Bernhard und Hieronymus Petz, mit denen ich von Wien aus eine gelehrte Korrespondenz begonnen hatte. Sie zeigten mir ihre Bibliothek. Als ich aber sehr eilte, um meine Gesellschaft noch zu erreichen, drückte ich eine der beiden Bouteillen ungarischen Weins, die ich in meinen beiden Rocktaschen hatte und die mir jemand in Wien zur Stärkung meiner schwachen Gesundheit unterwegs verehrt hatte, an einer Säule entzwei, und als ich diese noch retten wollte, ging es mir mit der andern Bouteille auch so. Zu Linz geriet ich in einen solchen Schlaf, daß die Wirtsleute meinten, ich sei tot.

Von Linz ging ich nach Regensburg, bald zu Land, bald auf der Donau auf einem offenen Nachen. In Regensburg hielt ich mich einige Tage auf.

Als ich nach Nürnberg kam, wollte man mich, weil ich keinen Paß hatte, nicht in die Stadt lassen, obgleich man aus meinem Paß, den ich nach Wien genommen, ersah, wer ich war. Ich sagte: gut! ging in das Wirtshaus der Vorstadt, wo wir abgestiegen waren, kleidete mich um, daß man nicht sah, daß ich ein Reisender sei, ging sodann zu einem andern Tor in die Stadt und endlich zu dem Tor, wo man mich nicht

hatte hereinlassen wollen, wieder hinaus, nachdem ich die Wache im Scherze gefragt hatte, ob sie mich nun auch nicht hinauslassen wollten, da sie sich dann schämten und lachten.

In Nürnberg ging mir das Geld aus. Wenn es nun Mittagszeit war, sagte ich, man habe mich zu Gaste geladen, ging mit leerem Magen ein paar Stunden spazieren und ließ mir Abends nur ein Glas Bier und etwas Brot geben. Indessen setzte ich mich hin, arbeitete an meinen „unparteiischen Urteilen" fort, bekam auch für dieselben und meine Bibliotheca Manuscriptorum einen Verleger und wurde dadurch instand gesetzt, nun auch im Wirtshaus speisen, die Universität Altdorf besuchen, mich mit den dortigen, auch verschiedenen nürnbergischen Gelehrten bekannt machen und meine Reise weiter, wiewohl wieder sehr sparsam, fortsetzen zu können.

5. Aufenthalt in Stuttgart bis 1724.

Ich vollzog sodann am 16. Juni 1722 in Stuttgart mein anno 1720 getroffenes Eheverlöbnis. —

Friedericke Rosine Moser war geboren zu Stuttgart im Jahre 1703, am 14. Mai. Ihr Herr Vater war Joh. Jakob Vischer J. U. D. (Doktor beider Rechte) und Herzoglich Württembergischer Oberrat, wie die jetzigen Regierungsräte damals hießen. Ich versprach mich mit ihr im Jahre 1720, bloß um ihres natürlich guten Gemütes willen, welches mich eine vergnügte Ehe hoffen ließ, was auch, Gottlob! eingetroffen ist. —

Ich hatte mir Hoffnung gemacht, die mir widerfahrene kaiserliche Gnade werde in meinem Vaterland eine gute Wirkung haben. Aber, gerade umgekehrt, machte dieselbe einen widrigen Eindruck. Der Konferenzminister, Freiherr von Schüz, sagte mir: man könne nicht begreifen, warum mir, dem jungen unverdienten Manne, auf diese Weise begegnet worden sei; ich müßte nur Sachen zum Nachteil des Hauses Württemberg entdeckt oder preisgegeben haben, setzte mich auch auf die Probe und gab vor, ich hätte vorgeschlagen, wie das Haus Österreich wegen seiner Besitzungen in Schwaben zum Kreis-Ausschreibamt in Schwaben gelangen könnte. Ich antwortete ihm, er möchte nur diesen Personen sagen, sie redeten es mir als keine ehrlichen

Leute nach! Er replizierte, er habe auch so gedacht. Man beschuldigte mich ferner ohne Grund, ich habe in Wien von der damals bekannten Gräfin von Würben und der Grävenitzischen Partie übelgesprochen, und ich führe eine verdächtige Korrespondenz nach Wien ꝛc.*)

Es war also in meinem Vaterlande nichts für mich zu tun. Ich schrieb indessen einiges.

Um das Jahr 1724 gaben sich viele Personen, auch ein württembergischer Minister, Mühe, einen Fonds ausfindig zu machen, aus dem das Kaiserliche und Reichskammergericht ohne Kammerzieler erhalten werden könnte. Ich glaubte auch etwas dergleichen ausgedacht zu haben, begab mich daher zu dem damaligen Herrn Kammerrichter, Grafen von Hohenlohe, nachher Bartenstein, und von da auf seine Veranlassung vollends nach Wetzlar. Allda aber hieß es (wie es auch wahr gewesen ist), das Kammergericht könne nichts bei der Sache tun, sondern es komme auf den Kaiser und das Reich an, ich müßte mich also in Wien damit melden. Der Herr Kammerrichter gab mir auch ein Schreiben an den Herrn Reichsvizekanzler mit.

6. Zweite Reise nach Wien.

Ich ging sofort im Spätjahr 1724 zum zweitenmale nach Wien und brachte meine Vorschläge daselbst an. Von der Reise eine kleine Anekdote: Auf dem Schiff waren einmal auch etliche Franziskaner. Während einige Personen an einem Tisch Karte spielten, lasen diese ihr Brevier, sahen aber zugleich dem Spiele zu, und wenn jemand einen falschen Wurf tat, fluchten sie: daß dich der und der! ꝛc. so hättest du werfen sollen! und beteten dann wieder fort. So wenig Religion ich auch selbst damals hatte, so unbeschreiblich ärgerlich war es mir und ich dachte: wenn eine Kuh soviel Verstand hätte, würde sie erkennen, daß dies unmöglich ein Gottesdienst heißen könne! —

*) Das „Haus Württemberg" hatte allerdings wegen dieses Skandals allen Grund, sich vor der Kritik zu fürchten und vor der öffentlichen Meinung zu schämen!

Der Herr Reichsvizekanzler*) hielt mich nur mit guten Vertröstungen auf. Und als ich mich einmal zur Audienz bei ihm melden ließ, kam der Kanzlist wieder heraus und sagte: ihre Exzellenz hätten befohlen, mich zu fragen, ob ich etwas neues anzubringen hätte? Ich sagte: nein! sondern ich bitte nur um Resolution (d. h. Entscheidung). Der Kanzlist erwiderte, so ließen ihre Exzellenz mir sagen, ob ich nicht wüßte, daß es heiße: „Vienna vult exspectari“ (d. h. man soll warten, bis Wien einen ruft).

Der Reichshofratspräsident, Graf von Windischgrätz, aber sagte mir rund heraus: wenn ich sonst nichts in Wien zu verrichten hätte, so könnte ich nur wieder nach Hause reisen. Denn wenn meine Vorschläge auch die besten und praktikabelsten wären, würde doch nie etwas daraus werden. Das Kammergericht gebe ja sowieso nichts auf den Kaiser; was erst geschehen würde, wenn es des Kaiserlichen Hofes garnicht mehr bedürfte! —

Als ich damals in Wien war, hätte ich, weil ich ein kurzes Gesicht in die Ferne habe, bei der Fronleichnams-Prozession gerne die ganze kaiserliche Familie in der Nähe gesehen. Man zeigte mir auf dem kaiserlichen Burg- oder Schloßplatz, nahe bei dem Tor, wo die Prozession hereinging und es Schranken hatte, eine Stelle, wo die Prozession an den Schranken vorbeiginge. Ich fragte, ob ich keine Gefahr laufe, niederknieen zu müssen? Es hieß: nein! Die Altäre seien weit davon in andern Ecken des Platzes aufgerichtet. Als aber der Kaiser eben an mir vorbeiging und nur ein Hartschier (Leibgardist), der neben dem Kaiser ging, zwischen dem Kaiser und mir war, klingelte es in einer Ecke. Alles fiel darauf nieder, auch der gerade neben mir gehende Kaiser und Hartschier, ich aber blieb allein stehen in dem ganz mit Menschen angefüllten Burgplatz. Mir war nicht wohl bei der Sache, und ich ver-

*) Moser setzt — das ist bezeichnend für den feudalen Geist jener Zeit — vor jeden Titel eines Würdenträgers das respektable „Herr“, „Herr Reichsvizekanzler“ usf. Es geschieht nicht nur mit Rücksicht auf den freieren, demokratischen Zug unserer Zeit, sondern auch im Interesse des Flusses und der Einfachheit der Erzählung, wenn wir dieses Respektswort in der Regel auslassen.

mutete nicht ohne Grund, wenn der Kaiser wieder aufstünde, werde er oder sonst jemand befehlen, mich in Arrest zu nehmen. Der Kaiser aber stund auf, ging fort, und mir geschah kein Leides. Vermutlich hat auch eben die so nahe Gegenwart des Kaisers verursacht, daß sonst niemand von dem Pöbel mich angetastet oder nur deswegen angesprochen hat. Der Herzoglich württembergische Legationssekretär Dilthey aber, der die Prozession aus einem Fenster der kaiserlichen Burg mit angesehen hatte, bezeugte mir nachmals, er wolle zeitlebens die Angst nicht vergessen, die er für mich gehabt habe, da er sah, wie verwegen ich mich hierin bezeugt hätte. —

Indessen ließ der Reichsvizekanzler sich näher mit mir ein und gebrauchte mich in allerlei Aufsätzen. U. a. war auch damals bei dem Reichskonvent die Frage von der geistlichen Gerichtsbarkeit der katholischen Landesherren über ihre evangelischen Untertanen in Bewegung, und Schweden selbst hielt dafür, man könne sie ihnen nicht absprechen. Ich verfertigte darauf, auf Begehren des Reichsvizekanzlers, den hernach unter dem Namen des Sincerus in Druck gegebenen Aufsatz hievon. —

Zu dem damaligen Reichshofratsvizepräsidenten, Grafen von Wurmbrand, war sehr schwer zu kommen, und er hatte mich auf mein Anmelden nie vor sich gelassen. Nun aber bekam er durch den Reichsvizekanzler eine gute Meinung von mir, ließ mich selber zu sich holen, unterredete sich ganz familiär und stundenlang mit mir. Er nannte mich fast nie anders als: „Ehrlicher Herr Regierungsrat." Er ließ mir aber nie weder selbst die geringste Wohltat zufließen, noch war er mir sonst zu einem Stück Brot, dessen ich höchst bedürftig war, behilflich.

Der Reichsvizekanzler aber ließ sich nichts umsonst tun, sondern belohnte alles reichlich; und weil ich, wenn er etwas von mir verlangte, es so schnell lieferte, daß es ihm unbegreiflich war, er auch ein aufrichtiges Gemüt an mir wahrnahm, gewann er mich immer lieber. Einst trug er mir Freitags eine Arbeit auf und schickte mir am Samstagmittag die dazu nötigen Aktenstücke. Ich setzte mich selbigen Mittag und die ganze Nacht hin, machte den verlangten Aufsatz, kopierte ihn und ließ mich

Sonntag Vormittags zur Audienz bei ihm melden. Er ließ mich fragen, was mein Begehren sei. Ich antwortete, ich hätte den verlangten Aufsatz. Er konnte es kaum glauben. Als ich ihn aber präsentiert und er ihn durchblättert hatte, erstaunte er darüber.

Indessen reichte eben mein Verdienst nicht hin, mich in Wien und meine Frau und Kind in Stuttgart erhalten zu können. Ich hatte zuletzt nur einen einzigen Gulden, wußte nicht, wo etwas weiteres herkommen sollte, und meine liebe Frau schrieb mir noch dazu eben damals, ich solle ihr Geld schicken. Ich ging mit schwerem Herzen zu dem Grafen von Wurmbrand (dem ich aber nichts von meinen Umständen sagte), welcher mir eröffnete: der Herr Reichsvizekanzler wolle mich sprechen. Weil es nun eben an einem Tage war, da er Audienz gab, verfügte ich mich in sein Quartier, wollte aber, weil das Vorgemach schon voller angesehener Personen war, wieder gehen, blieb endlich doch, und wurde gleich als der zweite (zu jedermanns Verwunderung) hineingerufen. Der Reichsvizekanzler ging mir mit seinem Hut voll hart Geld entgegen und sagte: „Herr von Moser! Ihre Majestät der Kaiser haben vernommen, daß Sie Geldes benötiget seien, und haben mir daher dieses für Sie zugestellt. Wenn dieses aus ist, wird man weiter für Sie sorgen!“ Ich erstaunte, daß ich fast erstarrte und wie aus mir selbst geriet. Er schlug mir sodann vor, ich möchte mich zu seinem Schwager, dem wirklichen Reichshofrat Grafen von Nostiz, begeben und ihm in einigem an die Hand gehen. Ich erschrak darüber sehr und entschuldigte mich mit meiner Untüchtigkeit. Er beharrte aber darauf und sagte, er kenne mich ꝛc. Ich mußte mich dann dazu entschließen, die Sache war noch selbigen Tags richtig, und während ich des Morgens nur noch einen Gulden hatte und nirgends hinaussah, hatte ich des Abends eine schöne Summe baren Geldes, freie Tafel, Logis und Bedienung, 600 Gulden Pension und das Versprechen, daß man auch auf andere Weise für mich sorgen wolle.

Der Reichsvizekanzler hielt auch treulich Wort. Er ließ mich täglich in einer Karosse in sein Sommerpalais abholen,

seine Bibliothek in Ordnung zu bringen; hernach ließ er mich zu gleichem Zwecke auf sein Schloß Göllersdorf, 6 Meilen von Wien, bringen und bezahlte alles wohl.

Als er mich durch abwechselnde Frohnfuhren seiner Untertanen nach Göllersdorf fahren ließ, fragte ich bei einer Ablösung einen solchen Bauern, ob er auch viele solche Roboten (Frondienste) verrichten müsse? Er antwortete: 5 Tage in der Woche müsse er seiner Herrschaft Dienste leisten und in den übrigen beiden Tagen soviel verdienen, daß er und sein Vieh leben und er dem Kaiser Steuer geben könne; die geistlichen Herrschaften seien auch darin viel strenger und härter, als die weltlichen.

Der Reichshofratspräsident, Graf von Windischgrätz, sprach mit mir von den meinem damaligen Prinzipal, Herrn Reichshofrat Grafen von Nostiz, ins Referat gegebenen Angelegenheiten so vertraulich, als wenn ich selbst Referent darin gewesen wäre, erzählte auch, wenn mein Herr Graf im Kollegium einen Fehler gemacht hatte, und sagte mir, was ich ihm bedeuten und wozu ich ihn anhalten solle. —

Als ich einige Zeit bei meinem Grafen gewesen war, fragte mich der Reichsvizekanzler, wie es gehe? Ich sagte, wir kämen schon wohl zurecht; nur widerspreche mein Herr Graf so gerne und wolle alles besser wissen, wenn er auch offenbar unrecht habe. Er erwiderte: Darum hat er einen böhmischen Kopf! Sie müssen über ihn Meister bleiben und nicht er über Sie. Ich ließ mir das gesagt sein, und als mein Herr Graf und ich wieder miteinander arbeiteten, und das Widersprechen abermals angehen wollte, machte ich meine Schriften zu und sah ihn an. Er fragte, was das zu bedeuten habe? Ich sagte, es sei mir unmöglich, fernerhin auf diese Weise mit ihm zu arbeiten. Er ziehe alles in Zweifel, auch wo ich gewiß wisse, daß ich recht habe. Wisse er es besser als ich, oder traue mir nicht, so brauche er mich auch nicht und könne sein Geld sparen. Wisse er es aber nicht und traue mir, so müsse er sich auch belehren lassen! Das hatte die verlangte Wirkung völlig, und wenn sich der Widerspruchsgeist bei meinem Grafen regen wollte, saß ich nur still und gab keine Antwort. Dann fragte er, ob

ich es gewiß wisse? Und wenn ich es bejahte, so war er zufrieden.

Er bedauerte gar oft, daß er seine Zeit so übel zugebracht und während des Kollegs nur daran gedacht habe, wie er sich den Tag über erlustigen wolle, und daß er von der sehr großen Summe, die er auf eine französische Reise verwandt, nichts als etwas Silber- und chinesisches Porzellangeschirr zurückgebracht habe. Er wolle gern einen Finger von seiner Hand darum geben, wenn er nur soviel verstünde als ich. Ich dagegen bezeugte ihm, wie wenig ich selbst bei meinen noch so jungen Jahren, auch gänzlichem Mangel an Erfahrung und bisherigem Entbehren der meisten Hilfsmittel, zu lernen Gelegenheit gehabt hätte, wogegen es ihm weder an Geld, noch auch sonst dazu fehle. Er könne alle seine Finger behalten und dürfe nur täglich einige Stunden dazu ernstlich verwenden, das Vergangene wieder hereinzubringen und sich, da er in den größten Verwandtschaften stehe, nach und nach zu den höchsten Gesandtschafts- und Ministerialposten Hoffnung und tüchtig machen. Aber es blieb wie es war.

Manchmal wollte er, wenn er den ganzen Tag sonst zugebracht hatte, haben, ich solle, wenn er nachts um 11 oder 12 Uhr nach Haus kam, noch etliche Stunden mit ihm arbeiten, was mir aber bei meiner gewohnten regulären Lebensart sehr hart und beinahe unmöglich fiel.

Weil auch die beiden Kammerherrn vom Dienst allemal (außer dem Konfekt) die nämlichen Speisen bekamen, die der Kaiser erhielt, so behielt mich der Graf beim Essen, um zu sehen, wie der Kaiser speise. Darunter war nun auch eine Schüssel mit Sauerkraut, weil man dem Kaiser allemal auch eine gemeine Speise mit vorsetzen mußte. —

Nun hatte ich überall freien Zutritt und wurde distinguiert (ausgezeichnet). Obgenannter Reichshofratspräsident (der sonst mit dem Reichsvizekanzler gar nicht gut stand) gewann mich ebenfalls lieb, sprach über allerlei vertraulich mit mir, gab mir seine Hochachtung auch auf andere Weise, die ich hier nicht benennen kann, zu erkennen und versprach mir freiwillig die erste vakant werdende evangelische Reichshofratsagentie (sehr einkömmliche Stellen).

Weil der Reichsvizekanzler vertraulich mit mir umging, hörte ich nicht nur manche wichtige und geheime Umstände von ihm, sondern es veranlaßte dies auch, daß sich allerlei Reichsstände, Gesandte und Privatpersonen an mich wandten, um durch mich desto besser bei ihm den Zweck zu erreichen.

Ein Mitglied der Reichsritterschaft, G. v. K., hatte wegen verschiedener schweren Verbrechen das Leben verwirkt. Der Reichshofrat hatte aber statt dessen auf eine 5jährige Gefangenschaft angetragen, worauf jedoch keine kaiserliche Entschließung erfolgen wollte. Der von G. war indessen aus seinem Arrest entwichen, hielt sich heimlich in Wien auf und bat mich, ich möchte doch durch den Herrn Reichsvizekanzler eine Entschließung bewirken; er wolle sich dieser Strafe gerne unterwerfen, weil er doch Hoffnung hätte, hernach den Rest seines Lebens sicher zubringen zu können. Ich trug es dem Reichsvizekanzler vor, der mir aber keine gute Hoffnung machte ꝛc.: allein gleich drei Tage hernach wurde die kaiserliche Resolution im Reichshofrat publiziert und es bei des letztern Gutachten belassen.

Ich hatte auch bei der Kaiserlichen Majestät wiederum Audienz. Man wollte mir eine reichsgräfliche Kollegialagentie verschaffen. Gute Freunde warnten mich aber: es werde schlechte Zahlung erfolgen, und ein jedes Mitglied des Kollegiums haben wollen, daß ich seine Sache auch mit umsonst besorge.

Der damalige Oberappellationsvizepräsident zu Prag, Graf von Kinsky, ließ mich zu sich bitten und mir hernach durch den Herrn Reichshofratspräsidenten jährlich 2000 Gulden anbieten, wenn ich mich zu ihm nach Prag begeben und fünf Jahre dableiben wolle. Ich hätte aber innerhalb dieser Zeit mein Glück in Wien verscherzt, auch in Prag keine freie Religionsübung gehabt. Ich schlug es also aus.

7. Niederlassung in Wien.

Hingegen entschloß ich mich, wenn ich in meinem Vaterlande (welches ich noch allem vorzog) kein Brot erhalten könne, mich völlig in Wien niederzulassen.

Ich reiste also im Sommer 1725 nach Stuttgart und bat um eine wirkliche Regierungsratsstelle, allenfalls ohne Besoldung, nur mit der Versicherung, daß ich in die erste erledigte Besoldung eintreten sollte. Statt dessen aber erhielt ich ein Herzogliches Dekret, daß mir zwar erlaubt werde, mich noch einige Zeit in Wien aufzuhalten, daß ich mich jedoch in keinen gegen das herzogliche Interesse direkt oder indirekt laufenden Affären gebrauchen lassen, sondern vielmehr in der bisherigen Pflicht beharren, fortan bei nötig werdender Plazierung und Revozierung meiner (Person) zu fürstlichen Diensten mich sofort unweigerlich stellen und zurückkehren solle. Ich hielt dies für hart und unbillig, schwieg aber, damit man mir an meinem Abzug nicht hinderlich sei, verkaufte alles und zog mit Frau und Kind nach Wien.

Als ich nun mit meiner Familie auf der Donau nach Wien reiste, kamen wir eines Tages zeitig bei Straubing an. Die Schiffsleute sagten, es sei zwar noch 2 Stunden bis zum nächsten Ort, es sei aber Vollmond, da es hell bleibe und gut Wasser ohne Felsen habe; wir hießen sie also fortfahren. Es wurde aber bald so finster, daß wir Lichter anzünden mußten; die Schiffsleute wunderten sich und konnten nicht begreifen, wie es zugehe. Endlich fiel mir ein, daß eben um diese Zeit eine totale Mondfinsternis eintrat. Indessen waren wir nun einmal auf dem Wasser, und es wurde so finster, daß man nur an den vielen Lichtern am Ufer erkennen konnte, daß wir bei einem Orte wären. Weil man nun weder Wasser, noch Ufer und Land unterscheiden konnte, so riefen wir aus aller Macht, daß die Leute aus dem Ort uns mit Laternen zu Hilfe kamen und leuchteten, so daß wir aus dem Schiffe an das Land steigen konnten. Wäre dieser Zufall uns weiter abwärts begegnet, wo die Donau zwischen hohen Bergen fließt und sowohl am Ufer als in dem Fluß selbst sich viele Felsen befinden, so wären wir in der größten Lebensgefahr gewesen.

Als wir von Passau wegfuhren, war ein Sturm, der die Wellen so an das Schiff trieb, daß man meinte, es fahre auf lauter Steinen und Felsen.

Zehn Meilen oberhalb von Wien kamen wir in einer

Gegend, wo es das ganze Jahr hindurch starke Winde hat, in einem so heftigen Sturm an, daß sich alle Menschen verwunderten, daß wir uns zu solcher Zeit auf das Wasser gewagt hätten und glücklich davongekommen seien; sie erzählten uns auch, daß erst vor einer Stunde ein Schiff untergegangen und die darauf befindlichen Personen ertrunken seien.

Der Reichsvizekanzler hatte mir Geld zum Kauf einiger Bücher und einen von Kaiserlicher Majestät und ihm eigenhändig unterschriebenen Freipaß mitgegeben. Dieser wurde überall respektiert, bis wir nach Linz kamen, wo man ihn nicht gelten lassen wollte, weil er nicht vom Hofkammerpräsidenten unterschrieben sei. Der Kaiser könne viel unterschreiben usw. Da ich aber die Maut (den Zoll) durchaus nicht zahlen, sondern die Bücher stehen lassen wollte und nur ein Attestat verlangte, daß man die Bücher nicht auf den Freipaß hin zollfrei habe abfolgen lassen wollen, so ließ man sie endlich passieren.

Sobald ich in Wien angelangt war, resignierte ich (d. h. verzichtete) auf meinen württembergischen Regierungsratscharakter und meine Professur zu Tübingen.

Der Reichshofratspräsident hatte mir (zu jedermanns Verwunderung) Hoffnung gemacht, mich nun zum überzähligen Reichshofratsagenten anzunehmen, und der Herr Reichsvizekanzler ermahnte mich, es zu betreiben, mit der Beifügung, ob ich nicht wüßte, was Paulus schreibe: ermahne, es sei zu rechter Zeit oder zur Unzeit! es scheine aber, ich hätte keine rechte Lust dazu. Ich antwortete: Ihre Exzellenz hätten es erraten. Er sagte: warum? Ich versetzte: 1. könnte ich meinen Partien nicht recht dienen, wenn ich den Referenten nicht wüßte; dies könnte ich aber von niemand erfahren, als von Leuten, die alle Pflicht und Eid darauf hätten, es nicht zu entdecken; 2. die Agenten müßten bloß von den Partien leben: wo ich nun diese herbekommen sollte? Das erste überging er in der Antwort; auf das andere aber versetzte er: „Meinen Sie denn nicht, wenn ein Hof schon zehn Agenten hätte, ich rekommandierte Sie aber nachdrücklich und verspräche, Ihnen allzeit einen freien Zugang zu verstatten, man nähme Sie (nicht) zum eilften

an? und überdies will ich Sie solang aus meinem Beutel soutenieren, bis Sie von den Agenten leben können." Aber auch dies machte mir keine Lust, sondern ich ließ die Sachen gehen, wie sie gingen.

Nun aber kam ich in eine neue Schule. Ich wurde stark mit dem Malum hypochondriacum befallen, und meine Gesundheit litt durch meine, seitdem ich mit meiner Familie in Wien lebte, unvermeidliche, unordentliche Lebensart äußerst not. Den einen Tag mußte ich mittags 11 Uhr zu Hause speisen, sodann gleich nach Tisch etliche Stunden mit meinem Grafen arbeiten. Den andern Tag mußte ich vorher mit ihm arbeiten und hernach mit ihm speisen, da ich dann um 2 oder 3 Uhr zu Tische kam, den dritten Tag war ich zu ihm eingeladen. Wenn ich aber kam und bis 2 oder 3 Uhr mit ihm gearbeitet hatte, hatte er sich engagiert anderswo zu speisen, ich bekam also nichts und wenn ich nach Hause kam, traf ich wieder nichts an. Ich wurde also sehr elend und sehnte mich nach einer ordentlichen Lebensart.

8. Berufung nach Württemberg, Abschied von Wien und Heimreise.

Es fügte sich auch eben, daß die damalige Württembergische Hofpartei meinen Aufenthalt in Wien und meine genaue Bekanntschaft mit obigen Ministern nicht gerne länger sah, zumal nachdem ich meine württembergischen Dienste aufgekündigt hatte. Ich war also kaum ein Vierteljahr wieder in Wien, so wurde ich durch den dortigen württembergischen Legationssekretär Dilthey sondiert, ob ich als wirklicher Regierungsrat mit völliger Besoldung zurückgehen wolle. Alle meine Gönner widerrieten es mir im höchsten Grad und sagten mir manches voraus, was nachher eingetroffen ist. Der Reichshofratspräsident wollte mir zuliebe sogar von der Ordnung abgehen und, weil keine Stelle erledigt war, mir sogleich eine überzählige evangelische Reichshofratsagentenstelle zuwenden. Andere sagten, mein Graf würde bald als Ambassadeur (Gesandter) nach Paris gehen und ich würde ihm als Legationssekretär beigegeben werden; alsdann

sei mein Glück, auch wenn ich nicht katholisch werden wolle, auf lebenslang gemacht. Andere wollten mir zu einer künftigen Reichshofratsstelle Hoffnung machen. Der Prälat von Göttweig sagte zu mir: „Ich habe allen Respekt vor den Reichsfürsten, aber ihre Höfe sind Bäche, da fängt man Schneiderfischlein; Wien ist der Oceanus, da fängt man Walfische! usw." Ich entschloß mich aber doch, die württembergische Regierungsratsstelle anzunehmen.

Als ich beim Reichsvizekanzler Abschied nahm, sagte er zu mir: Nun ich habe immer geglaubt, der gute Geist werde Sie überzeugen, daß Sie in einer irrigen Religion seien. Die katholische Religion ist gleichwohl die alte Religion, „Sed spiritus flat, ubi vult!" (Joh. 3,8). Versprechen Sie mir wenigstens, daß, wenn Sie eine andere Überzeugung bekommen sollten, Sie dem guten Geist nicht widerstreben wollen. Ich sagte: Eurer Exzellenz ist bekannt, daß ich bei meiner dermaligen Religion keine zeitlichen Vorteile zu hoffen habe und daß ich hingegen große Fortun machen könnte, wenn ich zu Ihrer Kirche überträte. Ich müßte also nur von Sinnen sein, wenn ich mein zeitliches Glück verscherzen und noch dazu einer inneren Überzeugung, daß ich in einer irrigen Religion sei, widerstehen wolle. Übrigens müßten wir, wenn in Religionssachen etwas auf das Alter ankäme, Juden werden. Denn ihre Religion sei auch älter, als die christliche, ja wir müßten Heiden werden, denn die heidnische Religion sei noch älter, als die jüdische. Er antwortete auf dies letztere nichts, wiederholte aber sein Ansinnen, daß ich einer künftigen Überzeugung nicht widerstreben wolle. Ich gab ihm auch ganz willig die Hand darauf. Er sagte sodann: Weil ich weiß, daß Ihnen die Reisekosten nicht werden vergütet werden, und Ihre Frau ein Kindbett vorhat, so will ich Ihnen hiemit 100 Dukaten auf den Weg verehrt haben. Ich sagte: Ihre Exzellenz hätten bisher soviele an mir getan, daß ich nicht imstande sei, auch dieses noch anzunehmen. Er antwortete: Ich kann's entbehren und Sie brauchen's; nehmen Sie es. Er versprach mir auch, daß, wenn es mir in Württemberg nicht gut ginge, ich immer wieder meine Zuflucht zu ihm nehmen könnte. Er korrespondierte auch

noch nachher als Fürst zu Bamberg und Würzburg mehrmals mit mir, wie seine Briefe bezeugen, die ich noch in meinen Händen habe.

Wie vieles von wienerischen, teils wichtigen, teils doch besonderen Anekdoten, Begebenheiten usw. ließe sich noch zum Beschluß dieses meines Aufenthalts erzählen! Es wäre aber für eine noch lebende Privatperson zuviel gewagt. Nur einige wenige Beispiele will ich zur Probe anfügen, und zwar zunächst von den beiden damaligen kaiserlichen Reichsministern.

Der Reichshofratspräsident, Graf von Windischgrätz, war ein Herr von vieler Erfahrung in seinem Amt und der größte Eiferer für eine unparteiische Verwaltung der Gerechtigkeit in einem so hohen Grade, daß er darin den Beifall aller, die ihn kannten, verdiente und wirklich besaß. Aber seiner Ehrlichkeit selber bewußt, war er gegen jedermann allzu offenherzig, kannte und wollte in nichts zurückhalten, sondern sagte alles gerade heraus, wie er dachte, was bei einem Minister gar leicht mißbraucht werden und Schaden tun konnte, ohne Zweifel auch wirklich getan hat. Auch waren seine Leidenschaften sonst zu stark, weshalb er, in bester Meinung, zuweilen im versammelten Reichshofrat gegen einzelne Mitglieder desselben die heftigsten Ausfälle machte, ja gegen andere kaiserliche Minister sich zu solchen Handlungen verleiten ließ, die sich nicht für beide schickten. Deswegen wurde auch insgemein gesagt, der Kaiser ästimiere ihn, aber er liebe ihn nicht. Auch war schwer zu ihm zu kommen, weil er nur an den Tagen, wo Reichshofrat gehalten wurde, etwa eine halbe Stunde vorher Audienz gab, wobei viele Personen, die keinen besonderen Charakter oder Adressen hatten, vielfach zehn- und zwanzigmal vergeblich kamen . . .

Ein Beispiel seiner Heftigkeit: Mein Graf kam einmal aus dem Reichshofratskollegium nach Haus und sagte zu mir: Heute hat unser Präsident seine Autorität wieder recht sehen lassen! Der Reichshofrat N. referierte. Als nun die Relation aus und die Session damit zu Ende war, sagte der Präsident im Aufstehen laut über die ganze Tafel hin: „Heute hat der Kerl um ein Stück Rheinwein referiert!“ — Ein anderes:

Zu einer gewissen Zeit (da der Reichsvizekanzler noch, ob er gleich im geistlichen Stande war, kraft erhaltener Dispensation sich weltlich kleiden durfte) begegneten der Reichshofratspräsident und der Reichsvizekanzler einander in ihren Wagen auf offener Straße. Der Präsident sprang aus dem seinigen heraus, zog den Degen und wollte haben, der Reichsvizekanzler solle sich mit ihm schlagen. —

Von dem Reichsvizekanzler, Grafen von Schönborn, will ich nur dieses Wenige erzählen:

1. Er hatte ordentlicherweise das einem Minister so nötige Phlegma. Er hörte den Vortrag, den man ihm machte, gelassen an, wiederholte sodann denselben von Punkt zu Punkt, antwortete auf jeden ebenfalls gelassen und mit einer solchen Wohlredenheit und Genauigkeit, daß man sie bewundern mußte. In seinen schriftlichen Aufsätzen hingegen war er der große Mann nicht.

2. Gegen seine Bedienten war er überaus gütig. Wenn ihm einer etliche Jahre treu gedient hatte und er hätte ihn noch so lieb gehabt und noch so gern im Dienst behalten, so brachte er ihn irgendwo so an, daß er auf lebenslang wohl versorgt war, und sagte, er selbst sei ein geistlicher Herr, der keine Familie habe, wenn er nun bald stürbe, so möchte es ihnen an Brot fehlen. Er wolle ihnen also lieber dazu helfen, solange er könne. Er hielt einen eigenen Konditor. Dieser verfertigte eine Art laxierender Chokolade, die in Wien sehr beliebt war und so stark abging, daß der Konditor fast alle seine Zeit darauf verwandte und der Reichsvizekanzler, wenn er traktierte, oft den Konfekt für bares Geld kaufen mußte, ohne etwas dabei zu erinnern.

Wenn ich bei ihm in seinem Sommerpalais war, mußte er oft 2, 3, 4 Zimmer hindurch rufen und pfeifen, bis er einen von seinen vielen Bedienten zur Hand hatte. Wenn ich dann glaubte, es würde übel ablaufen, sagte er mit größter Sanftmut, warum niemand da sei!

Bei alldem hatte er doch nicht lauter getreue Bediente, wie folgendes Beispiel bezeugt: Er befahl seinem Kassier (der vormals Stalljunge bei ihm gewesen war, nun aber bereits 30,000 Gulden in dem Wiener Banko stehen hatte) mündlich: er solle mir 100 Dukaten als ein Präsent bezahlen; statt dessen aber zahlte er mir 50. Über der Tafel rühmte ich meinem Grafen von Nostiz, sein Herr Schwager hätten schon wieder die Gnade gehabt, mir 50 Dukaten zu verehren. Einige Tage später sprachen der Reichsvizekanzler und die Herren Grafen von Wurmbrand und von Nostiz miteinander von mir. Der Reichsvizekanzler sagte, er habe mir erst 100 Dukaten auszahlen lassen, womit ich schon einige Zeit auskommen könne. Der Graf von Nostiz sagte, ich hätte ihm von 50 Dukaten gesprochen, worauf der Reichsvizekanzler ihn ersuchte, mich nochmals darüber zu befragen. Dieser fragte mich also über der Tafel, wieviel ich letztmals von seinem Herrn Schwager bekommen habe. Ich sagte: 50 Dukaten. Der Herr Graf: Nicht mehr? Ich: Nein! Dies sei ein großes Präsent, wofür

ich in meinem Vaterlande lange Zeit hätte arbeiten müssen und doch nicht so viel bekommen hätte. Als nun der Graf von Nostiz es dem Reichsvizekanzler wieder sagte, ließ dieser seinen Kassier rufen und fragte ihn, wieviel er dem Moser letztmals bezahlt habe. Er merkte Unrat und sagte: 50 Dukaten. Der Reichsvizekanzler hielt ihm entgegen, ob er ihm nicht befohlen habe, mir 100 Dukaten zu bezahlen. Dieser entschuldigte sich aber damit, er müsse Ihre Exzellenz nicht richtig verstanden haben. Der Herr aber sagte nur, er solle ihm nicht mehr so kommen und mir die übrigen 50 Dukaten nachzahlen, wie auch geschah. Hätte aber der Reichsvizekanzler den Kassier angehalten, sein Journal vorzulegen, oder hätte er ihm ein schriftliches Dekret gegeben oder befohlen, sich darüber quittieren zu lassen, so wäre der Betrug sogleich offenbar gewesen.

Der Prälat von Göttweig sagte mehrmals: wenn er den Segen des 4. Gebots jemals sichtbar erblickt habe, so sei es in der Schönbornschen Familie gewesen. Denn alle Herren Söhne hätten, da sie schon in den größten Würden standen, gegen ihre Frau Mutter einen solchen Respekt bezeugt, dergleichen nicht leicht Privateltern von ihren Kindern zu gewarten hätten, und es sei mit Erstaunen anzusehen gewesen, wie dann, wenn die Frau Mutter in das Zimmer getreten, alles in einer solchen Ehrfurcht sich bezeuget habe, als wenn sie Kinder gewesen wären, die noch unter der Rute stehen. Und er, der Prälat, habe das zeitliche Glück dieser Herren großenteils mit diesem ihrem Gehorsam gegen die Frau Mutter zugeschrieben.

Von anderen Wiener Sachen will ich nur diese erzählen:

Von andern Ministern und Räten.

Mir selbst sind zwei Beispiele bekannt, eines, daß ein vornehmer Minister eines katholischen Hofes, wenn strittige Punkte aus unserem Staatsrecht auf das Tapet kamen, des Morerus dictionnaire zu konsultieren pflegte! Und ein anderer, der schon einige Jahre in wichtigen Reichsgeschäften war gebraucht worden, mußte gestehen, daß er nicht wisse, was der Religions- oder Westfälische Friede sei!*)

*) Im IV. Teil, d. h. in den Nachträgen, führt Moser (weil er offenbar jetzt [1783] freier reden konnte) an vielen Beispielen näher aus, wie oberflächlich und ungebildet vielfach die Beamtenkaste am Wiener Hof war und welch' ein unheilbarer Schlendrian darin herrschte. Teils war die Vorbildung überhaupt äußerst gering, teils lag besonders die

Religionssachen.

In Wien speiste ich einst mit einer verheirateten Standesperson, die in einem ansehnlichen Amte stand. Der Diskurs kam auf den Ehebruch, und besagte Person war so unwissend in Religionssachen, daß sie nicht wußte, daß der Ehebruch gegen Gottes Gebot sei. Der Kammerdiener, der hinter ihr stand, winkte mir, ich solle den Diskurs fortsetzen. Ich sagte, es stehe ausdrücklich in der Bibel: „Die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten." Sie wollte wissen, wo es stehe. Ich sagte: in einer der Episteln Pauli, den eigentlichen Ort könnte ich nicht auswendig sagen. Sie fragte darauf: wer denn der Paulus gewesen sei; ob seine Episteln ein großes Buch ausmachten? und endlich verlangte sie, ich solle sie ihr geben — was auch geschah. —

Die Magd in dem Hause, wo ich wohnte, sagte einmal

Kenntnis des deutschen Staatsrechts auf katholischer Seite so sehr im Argen, daß die Evangelischen im Reichshofrat „als das Orakel" in demselben angesehen wurden. Das kulturhistorische Interesse, das diese Mitteilungen haben, ist nicht gering, die Porträtierung der Großen am Hofe nacheinander bei aller Sachlichkeit ungemein scharf. Der einzige Protestant darunter (der zum Schein katholisch geworden war), der Graf von Wurmbrand, bildet einen sehr scharfen und dunkeln Kontrast gegen die sympathische Gestalt des Grafen von Schönborn, des katholischen Klerikers. So hochsinnig dieser, so ein unfreundlicher Egoist und Mammonist war jener. — Wie tief teilweise das sittlich-religiöse Niveau sogar in Gesandtschaftskreisen war, bezeugt folgende Begebenheit, die als „zuverlässig" berichtet wird: „Ein bekannter auswärtiger königlicher Botschafter und ein vornehmer kaiserlicher Hofbedienter ließen durch einen griechischen Mönch in der Stille dem Teufel einen schwarzen Bock opfern, in der Hoffnung, dadurch Geld, woran es ihnen mangelte, zu erhalten. Die Sache kam aber heraus. Der Botschafter durfte, als in den großen Kirchenbann verfallen, den Kaiser nicht mehr zur Hofkapelle begleiten, bis er absolviert war, und der Hofbediente wurde bloß kassiert, während er sonst, wenn er nicht aus einer vornehmen Familie gewesen wäre, etwas weit härteres zu erwarten gehabt hätte." — Diese weiteren Mitteilungen durften und mußten — schon des Raums halber — hier übergangen werden. Es genügen auch die im I. Teil enthaltenen, um die dunkle Folie der Verhältnisse hervortreten zu lassen, auf der sich die redliche, ernste und originelle Persönlichkeit des einfachen Moser wie eine Lichtgestalt heraushebt, und zugleich verstehen zu lassen, warum er den Besseren unter jener Gesellschaft so unentbehrlich war.

zu mir, als sie das Bett machte, ich singe alle Tage so schön! Ich antwortete ihr, wenn sie so ein Wohlgefallen daran habe, wolle ich ihr mein Gesangbuch leihen; es sei nichts gegen ihre Religion darin. Des andern Tags sang sie lang, aber ohne jegliche Melodie. Als sie wieder zum Bettmachen kam, sagte ich: nun, sie habe ja heute lange gesungen; was sie denn gesungen habe? Sie versetzte, es sei ein gar schönes Lied, aber es sei so lang, sie könne es mir nicht sagen. Als ich es mir nun von ihr zeigen ließ, hatte sie das Register gesungen!

Von der Ehrlichkeit.

Einstens sagte ein vornehmer Herr in Wien zu mir, ich würde einmal kein Minister werden! Ich versetzte, das sei meine geringste Sorge, doch möchte ich wissen, warum? Mir wurde die Antwort, ich sei viel zu ehrlich dazu. Ich fragte, ob denn Minister sein und und ehrlich sein inkompatible Sachen seien (das heißt, die sich nicht miteinander vertragen)? Darauf hieß es: nachdem man das Wort ehrlich nehme.

Anmerkungen für Standespersonen.

Es ist ein treffliches Rezept für Fürsten, Grafen, Freiherrn und Edelleute, die sich auf ihren Stand zu viel einbilden, wenn man sie nach Wien schickt. Ei, ei, welcher Unterschied! —

Ich war einst bei dem Reichshofratsagenten Schlegel, als drei Grafen vor Schlegels Quartier fuhren. Ich wollte gehen, er ließ sich aber entschuldigen, daß er den Besuch nicht annehmen könne, und sagte zu mir: Ei, man muß die Herren Grafen nicht so gewöhnen, daß sie meinen, man müsse ihnen gleich aufwarten, wenn sie daherkommen.

Und wie muß es nicht einem solchen Herrn, der zu Hause ein gnädigster Fürst ist, so wohl tun, wenn ein solcher Agent zu ihm spricht: Wenn der Herr Graf noch nicht engagiert sind, und Sie mögen eine Suppe mit mir essen, so sind Sie Patron!

Besonders sind die von dem neuen hohen Adel, deren es in Wien gar viele gibt, oft die Unerträglichsten. Sie müssen aber auch zuweilen wieder einnehmen, wie Sie ausgeben. Zum

Beispiel: eine Gräfin, die von Geburt geringen Herkommens war, fragte ein Mitglied der schwäbischen Reichsritterschaft: Sind Sie Graf? Antwort: Nein! Frage: Aber doch Baron? Antwort: Nein! Frage: Was denn? Antwort: Von gutem altem Adel. Die Gräfin sagte höhnisch: Mein Kutscher ist auch von Adel! der Schwabe antwortete: Es ist nur der Unterschied, daß meine Voreltern von Adel waren, als dero Voreltern vielleicht noch Kutscher waren. —

* * *

Als ich mich nun entschlossen hatte, nach Stuttgart zurückzugehen, kündigte ich mein in Wien neugemietetes Logis. Der Hausherr sagte, er könne es mir zwar nicht verdenken; weil es aber zwischen der Zeit sei, möchte es seinem Hause Nachteil bringen. Ich sollte also erlauben, daß in den Zettel, der in Wien an die Häuser, wo ein Quartier vakant wird, angeschlagen wird, gesetzt werde: der, so das Quartier bewohnt habe, müsse schnell verreisen, und ich trug keinen Anstand, es zu bewilligen. Darauf klopfte, als meine Frau und ihr einziges Kind ganz allein im Haus war, jemand an der Türe an, welche von der Treppe in unsere Wohnung ging. Meine Frau machte auf, und es kam eine wohlgekleidete Mannsperson hinein, mit welcher meine Frau aber bei der Türe stehen blieb. Der Fremde sagte, er hätte aus besagtem Zettel ersehen, daß wir verreisen würden, er wolle das Quartier, so wir hätten beziehen wollen, mieten, lenkte aber den Diskurs sodann darauf, wo die Reise hinginge? wann? wie viele Personen es seien? und gab vor, weil unserer nur drei wären, wolle er den vierten Platz nehmen, bezahlen und auch mit uns reisen. Endlich sagte er: Madame! es scheint, Sie sind allein zu Hause! Worüber meine Frau äußerst erschrak. Während er aber dies sagte, kam eine unserer Mägde vom Markte nach Hause und zur Türe herein. Der Fremde hingegen sprang augenblicklich, ohne ein Wort weiter zu sprechen, so schnell er konnte, die Treppe hinab und fort. Aus dem allem erhellte genügsam sein Vorhaben bezüglich meiner Frau und der Reise. Überall, das aber ließ uns gleich darauf der Eigentümer des Hauses ernstlich warnen und melden, daß

eine Person (die er eben so beschrieb, wie der bei meiner Frau gewesene Fremde beschaffen war) zu ihm gekommen, anfangs auch nach dem Logis gefragt, hernach aber nach allen Umständen der Personen, die verreisen würden, sich so genau erkundigt und sich sonst so verdächtig bezeugt habe, daß er nicht zweifle, der Kerl gehöre zu einer der damals häufig um Wien herumvagierenden Räuberbanden, und es dürfte uns von einer solchen Gesellschaft aufgepaßt werden. Wir änderten darauf unsern Vorsatz und entschlossen uns, zu Wasser heimzureisen, wo man mehr Sicherheit hatte. Nun war eine Gefahr vorbei; allein meine liebe Frau sollte bald niederkommen; zu Wasser waren es von Wien bis Stuttgart 100 Meilen, und weil das Schiff mit Pferden gegen den Strom gezogen wurde, mußten wir 26 Tage und Nächte auf dem Schiff bleiben. Zu Regensburg hatten wir noch 40 Meilen. Weil es nun ein evangelischer Ort war, bot ich meiner lieben Frau an, sie solle ihre Stunde hier erwarten. Sie aber wollte im Vertrauen auf Gott weiter. Den 27. Tag fuhren wir zu Land von Ulm in einer sehr elenden Kutsche auf steinigem Wege bis Ebersbach, fünf Stunden von Stuttgart. Meine liebe Frau sagte: nun könne sie nicht mehr weiter; sie müßte ihr Kind da haben. Ich rief den Wirt und fragte ihn, ob eine Hebamme an dem Orte sei. Er antwortete: Ja, zwei tolle (d. i. geschickte)! Meine liebe Frau aber schlief so sanft, als sie, wie sie sagte, kaum jemals im Leben geschlafen habe. Des andern Morgens kamen wir mühsam nach Stuttgart und ergötzten uns mit unseren Freunden. Des folgenden Tages packten wir aus und rüsteten alles. In der Nacht darauf wurde meiner Frau weh und früh morgens gebar sie glücklich meine erste Tochter, als wir anderthalb Tage in Stuttgart waren.

Drittes Kapitel.

Moser in württembergischen Diensten als Wirklicher württembergischer Regierungsrat und Professor (1726—36).

1. Moser als Wirklicher württembergischer Regierungsrat.

Ich wurde am 25. Juni 1726 in das fürstliche Regierungsratskollegium eingeführt. Um zu zeigen, daß ich nichts referiere, was ich nicht vorher zu Hause gelesen und überdacht habe, gewöhnte ich mich vom ersten Tage an, von allen mir zum Referieren zugestellten Stücken wenigstens den kurzen Inhalt zu Papier zu bringen und mein Votum beizusetzen. Wenn ich es nun im Kollegium referiert hatte, so schrieb ich hinzu: 1. welchen Tag es geschehen; 2. was für ein Sekretär beim Protokoll gesessen und 3. ob es bei meinem Votum verblieben oder wie der Beschluß des Kollegiums ausgefallen sei. Dies habe ich fortgesetzt, so lang ich Regierungsrat war, und es hat mir und dem Kollegium damals und hernach auf mancherlei Weise genützt.

Alle Gutachten, darin ich Referent war, verfertigte ich selbst. In den Konzepten änderte ich nichts ohne Not und verlangte nicht, daß ein anderer sich nach meiner Schreibart und nach meinen Einsichten richten sollte, oder wenn ein Sekretär beim Protokoll saß, dem ich ein erträgliches Konzept nicht zutrauen konnte, übernahm ich lieber den ganzen Aufsatz selbst.

Doch ließ ich mir auch nicht zu viel geschehen. Der Sekretär T. änderte mir einst etwas im Wesentlichen der Sache. Als er mir das Konzept brachte, sagte ich ihm: „Herr Sekretär, ich erkenne an, daß Sie wegen Ihrer bekannten Geschicklichkeit würdiger wären, Regierungsrat zu sein, als ich; ich glaube auch, daß die Sache wohl also könnte gefaßt werden. Nachdem aber nunmehr ich Regierungsrat bin, und mein Votum vom Kollegium approbiert worden ist, so gebührt auch Ihnen als Sekretär nicht, etwas darin abzuändern."

Ich bekam zu meinem Departement, nebst den mir täglich

zugeteilten laufenden kleinen Zivil- und Kriminal-, auch Ehegerichtssachen, besonders auch das Referat in vielen Streitigkeiten mit benachbarten und einige Prozesse an den höchsten Reichsgerichten ꝛc.

Eine bedenkliche Religionskommission zu Rohrdorf.

Zu Rohrdorf ist eine Johanniter-Ordens-Kommende und in derselben die Kirche. Nun waren zwar keine katholischen Einwohner an dem Ort; es fanden sich aber doch an Fest-, Sonn- und Feiertagen eine Menge von herrenlosen und herumschweifenden katholischen Personen bei dem katholischen Gottesdienste ein, und die Evangelischen, die ihren Gottesdienst in eben dieser Kirche hielten, wurden darin je länger je mehr eingeschränkt und verkürzt. Ich erhielt vom Herzoglichen Regierungsratskollegium den Befehl, die Sache wieder in bessere Ordnung zu bringen, auch am Ostermontag herkömmlicherweise gewisse dem Herzoglichen Hause in der Kommende selbst zustehende Gerechtsame auszuüben. Ich reiste in aller Stille nach Nagold (eine Stunde davon) und es sollte niemand etwas davon wissen, als der Vogt oder Oberamtmann von Nagold, sodann der Pfarrer zu Ebhausen, dessen Filial Rohrdorf ist. Die Sache wurde aber dennoch verraten, und als ich am Ostertag in aller Frühe in Gesellschaft des Vogts, Stadtschreibers und Amtspflegers zu Nagold den Berg gegen Rohrdorf hinabfuhr, wurde schon zum katholischen Gottesdienst geläutet. Da war nun guter Rat teuer; es war nicht mehr möglich, wie ich es vorhatte, den Katholischen zuvorzukommen, und ich besorgte, es werde schwer halten, den ohne Zweifel bereits im Messelesen begriffenen Priester vom Altar hinwegzubringen. Ich sagte aber nichts, sondern hieß nur so schnell als möglich der (etwas vom Dorf entfernten) Kommenturei zufahren. Als ich diese erreicht hatte, sprang ich aus dem Wagen, ging in der Kirche durch 60—70 anwesende Katholische in den Chor vor den Altar und rief dem im Messelesen begriffenen katholischen Geistlichen zu: Herr Pater! Er wandte sich um, und ich sagte: „Im Namen Ihrer Durchlaucht des Herrn Herzogs zu Württemberg befehle ich ihm, den Evangelischen unverzüglich zu ihrem Gottesdienste Platz zu machen; alsdann kann der katholische auch gehalten werden!“ Es lief aber sogleich der kommenturische Verwalter, ein großer starker Mann, in größter Hitze auf mich zu und wollte wissen, wer ich wäre und was ich wollte? Ich sagte, er solle Respekt brauchen, und wies ihm die Überschrift meines Kommissorials (Vollmacht), wie auch das Herzogliche Siegel und wiederholte gegen ihn, was ich dem Priester gesagt hatte. Meinen wenigen evangelischen Gefährten wurde sehr bange; sie wußten nicht, was aus der Sache

werden wollte, und besorgten keinen guten Ausgang. Der Vogt stellte sich an das Glockenseil, um nötigenfalls Sturm zu läuten; mein Bedienter stellte sich mit halb entblößtem Hirschfänger hinter mich, um mich allenfalls bestmöglich zu verteidigen, und die beiden andern waren höchst bestürzt. Es ging aber sehr gut. Ehe ich mich's versah, stand der katholische Priester neben mir, hatte alles eingepackt und die Katholischen begaben sich ebenfalls in aller Stille zur Kirche hinaus. Ich befahl dem Vogt zu Nagold, das erste Zeichen zum evangelischen Gottesdienste geben zu lassen, und sagte zu dem Verwalter: Wir wollen das Weitere draußen besprechen, weil sich diese Sachen nicht in die Kirche schicken. Indessen hatte sich die ganze evangelische Gemeinde auf dem Kirchhof versammelt, ohne zu wissen, was dieses alles bedeute. Ich gebrauchte wieder eine List, die mir auch gelang. Im alten Rohrdorfer Lagerbuch nämlich waren Stellen enthalten, die für Württemberg sehr vorteilhaft waren; von seiten des Ordens aber gab man vor, dieses alte Lagerbuch sei nicht mehr vorhanden. Ich fingierte nun aus dem Kopf eine Stelle, die im alten Lagerbuch auf einer benannten Seite stehe. Der Verwalter leugnete es, daß diese Stelle darin stehe. Ich sagte, er solle nur das Lagerbuch holen lassen, ich wolle ihn daraus überzeugen. Im Eifer ließ er es auch herbeibringen. Als ich es nun in Händen hatte, sagte ich: ich nehme hiemit die ganze anwesende Gemeinde zu Zeugen, daß das alte Lagerbuch noch im Original vorhanden sei. Es sei wahr, die vorhin gemeldete Stelle stehe nicht darin, wohl aber diese Stellen, welche ich ihm und der Gemeinde vorlas. Er war wie vom Wetter gerührt. Aber geschehen war geschehen. Der evangelische Gottesdienst wurde sodann ruhig gehalten, darauf der katholische, und ich befahl dem evangelischen Pfarrer und der Gemeinde, daß es künftighin allzeit sollte also gehalten werden. Am Ostermontag übte ich die übrige württembergische Gerechtsame aus, worunter auch diese war, daß der kommenturische Verwalter mich und die von mir geladenen Gäste mit einem Mittagsmahl bewirten mußte. Ich hatte aber keine große Lust, viel zu essen oder zu trinken. Als der Wein dem katholischen Priester, der mit aß, in den Kopf stieg, fing er an, unartig zu werden. Der Verwalter hingegen blieb bescheiden, wir nahmen freundlich Abschied voneinander, und er äußerte nachher, er habe aus meiner Unerschrockenheit geschlossen, es sei ein Kommando württembergischer Soldaten in der Nähe versteckt, welche auf ein gegebenes Zeichen herbeieilen würden. Sonst hätte er mir etwas anderes gewiesen; er bedauere übrigens, daß er sich von mir mit dem Lagerbuch so in die Falle habe bringen lassen.

Vota im Kollegium.

Als die damaligen herzoglichen Minister sich bald dieses, bald jenes zu Lehen gaben und zu ihrer Sicherstellung die Sache durch die Kollegien gehen ließen, widersetzte ich mich in meinen Voten aus allen Kräften und so stark, daß auch einmal der Sekretär (ohne Zweifel auf Veranlassung des Präsidenten) aufhörte, mein Votum zu Protokoll zu nehmen. Als ich es aber merkte, sagte ich ihm, solange der Herr Präsident mich nicht schweigen heiße, sei er schuldig, zu schreiben, was ich diktiere, und wenn mir der Präsident das Votieren niederlege, würde ich wieder wissen, was ich zu tun habe. Ich brachte es auch einmal dahin, daß mein Votum mit in das Regierungsratsgutachten gebracht wurde. Es erfolgte aber der Bescheid darauf, man solle künftig in dem Gutachten nur berichten, wohin die Mehrheit der Stimmen gegangen seien. Als nun ein solcher Fall wieder vorkam, wollte ich das Gutachten nicht mit unterschreiben. Es hieß, ich müsse es, es stehe nur dabei: Präsentibus (in Anwesenheit von 2c.) und ich sei beim Beschluß des Gutachtens präsens gewesen. Ich antwortete, die Nachwelt bekomme das darüber geführte Protokoll und meinen darin bezeugten Widerspruch nicht zu Gesicht, beurteile mich also nach der Unterschrift des Gutachtens — und dies inkommodiere mich; weil man aber darauf beharrte, ein für allemal müsse ich das Gutachten unterschreiben, so tat ich es also: Moser, dissentit (d. h. ist anderer Ansicht). —

Nun will ich noch einige besondere Fälle erwähnen:

Schlecht erkannte Ehrlichkeit.

Die damals sehr wohlhabenden Untertanen des Amts Hornberg klagten gegen ihren Oberamtmann von Welser und baten um eine Lokalkommission. Ich war Referent in der Sache und wäre also selbst Kommissär geworden. Ich suchte aber in der besten Meinung die immer großen Kosten einer solchen Kommission zu ersparen. Als nun die Untertanen zu mir als Referenten kamen und mir eine ansehnliche Quantität von ihren Landesprodukten anboten, nahm ich es nicht nur nicht an, sondern stellte ihnen auch vor: ihre Beschwerden seien zwar noch nicht untersucht, doch müßte ich ihnen zum voraus so viel sagen, mit einigen würden sie nicht hinauslangen, weil das,

was der Oberamtmann getan, den schwäbischen Kreisbeschlüssen gemäß sei. Überhaupt aber werde viel dazu gehören, wenn der Oberamtmann abgesetzt werden sollte; bleibe er aber, so könne er es ihnen ins Wachs drücken und anstatt, daß er jemand um einen kleinen Frevel strafen könne, möchte er ihm einen großen ansetzen usw. Sie sollten also lieber zusehen, wie sie sich mit dem Oberamtmann in Güte verglichen. Die Untertanen meinten, ich sei von dem Oberamtmann bestochen, gingen an das Kabinet und baten um einen andern Referenten. Der Oberamtmann kam auch zu mir; ich sagte ihm ebenfalls: die Sachen seien zwar noch nicht untersucht; ich wüßte aber von ehrlichen unparteiischen Leuten aus der Nachbarschaft, daß er sehr hart mit den Untertanen umgehe. Wenn also auch nur eine Strafe stattfinden sollte und er die Untersuchungskosten tragen müßte, so könne er tief hineinkommen. Er solle also lieber suchen, sich mit den Untertanen in Güte auseinander zu setzen. Der Oberamtmann glaubte, ich sei von den Untertanen bestochen, ging auch an das Kabinet und bat um einen anderen Referenten. Darauf kam ein Herzogliches Dekret: Weil der Regierungsrat Moser sonst so viele Departements habe, daß er dieser Sache nicht abwarten oder so lange abwesend sein könne, so sollte der Regierungsrat N. diese Kommission übernehmen. Dieser war Generalfiskal und hatte von allen Strafen den zehnten Teil. Er strafte also 1000-Guldenweise, damit sein zehnter Teil auch etwas austrage. Die Untertanen baten darauf um eine Revisionskommission, erhielten sie auch. Als ich aber nach 10 Jahren in preußische Dienste ging, hatte der Kommissär seine Relation noch nicht erstattet und das Amt war ruiniert!

Wirkung eines gewissenhaften Votums:

Im Ehegericht wurde einst darauf angetragen, daß ein im Amt stehender rechtschaffener Mann wegen der Beschuldigung eines versuchten Ehebruchs in öffentlichen Arrest gesetzt werden solle. Die geistlichen und weltlichen Räte lasen während des Referats die Zeitungen oder sprachen sonst miteinander. Es hieß also: Cum Domino referente! bis es an mich kam. Ich wußte nun die ganze geheime Geschichte dieser Sache, und daß man diesem Mann nur darum, weil er nicht leiden wollte, daß ein anderer mit seinem Weibe sich zu schaffen machte, dieses zugerichtet hatte, sagte also, es sei zwar die Unanimia (Einmütigkeit) vorhanden. Weil ich aber nach meinem Gewissen votieren müsse, so hielte ich die Sache nicht zu einem Arrest für qualifiziert. Ein Geistlicher hörte meinen Widerspruch und sagte: Ja, ob man denn auf einen Arrest angetragen habe? Das sei seine Meinung nicht!

Die übrigen wurden nun auch aufmerksam und erkundigten sich nun nach der Beschaffenheit der Sache. Ich führte also die Gründe des Referenten an und widerlegte sie so deutlich, daß, da der Referent nichts darauf versetzen konnte, alle ihre Stimmen zurücknahmen und mir beipflichteten.

* * *

Als der Reichshofratspräsident, Graf von Windischgrätz, starb und der Reichsvizekanzler, Graf von Schönborn, indessen seine Stelle vertrat, schrieb er von freien Stücken an mich und bot mir nochmals eine Reichshofratsagentie an. Weil mir aber des Herzogs zu Württemberg Durchlaucht zu erkennen geben ließen, Sie sähen gerne, daß ich in Ihren Diensten verbliebe, lehnte ich es ab. —

Übrigens sah ich in diesem meinem Amte immer besser ein, wo es mir und anderen noch fehle, woran es auf Universitäten fehle und was wenigstens vor Antritt eines Amts noch nachgeholt werden könnte und sollte, das man nicht von Universitäten mitbringt.

2. Ernannter Professor beim Collegium illustre in Tübingen.*)

Anno 1727 wurde die Kanzlei von Stuttgart nach Ludwigsburg verlegt und sollten diejenigen, die nicht hinaus wollten, ihre Entlassung bekommen. Nun war diese Stadt damals noch schlecht angebaut, ungepflastert, und man mußte in die feuchten, erst halb ausgebauten Häuser ziehen, in denen die Schwämme zwischen den Brettern herauswuchsen. Ich aber war noch von sehr schwächlicher Gesundheit. Und weil auch die Besoldung schlecht bezahlt wurde, erklärte ich zu Protokoll, daß ich lieber wieder nach Wien gehen wolle. Ich war auch unter allen der einzige, der nicht hinausging.

*) Diese Anstalt, eine „Edelschule", die dem theologischen Seminar in Tübingen nachgebildet und für Prinzen, Adel und höhere Obrigkeiten bestimmt war (gegründet 1592), um ihnen nicht nur die wissenschaftliche Universitätsbildung, sondern evangelisch-christliche Erziehung angedeihen zu lassen, war damals eine „zerfallene Hütte". Seit dem 30jährigen Krieg war sie heruntergekommen und galt allmählich als eine Stätte der Unordnung. Ihre Frequenz ließ nach; daher war das Kollegium schließlich „beständig geschlossen" und die Professuren daran „Gnadendienste" ohne Verpflichtungen. — 1817 wurde das leerstehende Gebäude zum katholischen Konvikt bestimmt und eingeräumt.

Weil aber Wien nicht der Ort war, wo man mich gerne sah, ließ mir der Herzog bezeugen, er wünsche mich in seinen Diensten zu behalten; ob ich also nicht mit Beibehaltung meines Charakters, Rangs und Besoldung in das Archiv wollte. Aber ich müßte mich verpflichten, mein Lebtag nicht aus den fürstlichen Diensten zu gehen. Die Bedingung war nicht unbillig, aber für mich in vielerlei Betracht viel zu bedenklich, als daß ich sie hätte annehmen mögen. Ich schlug dagegen vor, man solle mich nach Tübingen tun. Es wurde auch beliebt und mir die freie Wahl gelassen, ob ich als Professor juris ordinarius zur Universität oder zum Collegium illustre wollte. Weil man mich aber der Universität gegen ihre freie Wahlgerechtigkeit hätte aufdrängen müssen, was ich nicht wollte, so erwählte ich das letztere, behielt aber meine völlige Regierungsratsbesoldung, auch Sitz und Stimme im Regierungskollegium, so oft ich nach Ludwigsburg käme.

Die Professuren bei diesem Collegium illustre sind bloße Gnadendienste, weil das Kollegium beständig geschlossen, mithin kein Professor verbunden ist, eine Lektion oder ein Kolleg zu halten. Ich konnte also wohl in Stuttgart bleiben und blieb auch ruhig allda, hielt Kollegien (welche selbst von Leuten in Ämtern besucht wurden), schrieb Bücher, wurde in den Differenzen mit dem Stift Oberstenfeld und anderen Sachen fortgebraucht, und als ich auf einige Zeit nach Ludwigsburg hinaus mußte, um der Sprengerschen Flotz-Inquisitionskommission beizuwohnen, bekam ich meine Diäten, wie auf einer Landkommission.

All dies war dem damaligen Regierungspräsidenten und Obervogt von Ludwigsburg, von Pöllnitz, der den ganzen Kanzleizug nach Ludwigsburg veranlaßt hatte, unerträglich, und, ohne daß ich mich dessen versah, kündigte er mir an, Serenissimus (der Herzog) hätten sichere Nachricht, daß ich gegen dero eigene höchste Person eine gefährliche Korrespondenz nach Wien führe; Sie ließen mich warnen. Wenn dergleichen wieder vorkäme, würden Sie ein Exempel an mir statuieren, und ich sollte meine Professur in Tübingen beziehen. Er schlug mir sogar ab, meine Verantwortung dem Herzog zu hinter-

bringen, sondern verwies mich an den Herzog selbst, den ich aber nicht zu sprechen bekommen konnte.... Der Herr Regierungspräsident wollte mir auch dadurch etwas anhängen, daß er mir die Stift-Oberstenfeld-Differenz-Akten abnehmen ließ und dem Herrn Regierungsrat Weinland zustellte, um sie mit meinen Auszügen, Voten und Aufsätzen zu vergleichen. Als Herr Weinland es mir anzeigte, lachte ich dazu und sagte: wenn er sich so viele Mühe damit gebe, als ich mir gegeben habe und doch nichts anderes darin finde als ich, so hätte ich nur einen geschickten und unparteiischen Zeugen meiner Arbeitsamkeit und Ehrlichkeit weiter!

3. Wirklicher Professor zu Tübingen.

Ich zog im März 1729 nach Tübingen. Hätte ich allda nichts gearbeitet, sondern meine Besoldung in der Stille und gutem Frieden verzehrt, wäre ich der liebste Mann von der Welt gewesen. Aber es war mir nicht möglich, einen bloßen Bildstock in der Welt abzugeben, und dies allein war die Ursache meiner nachmaligen Verfolgungen.

Kollegien:

Ich legte mich vornehmlich auf mein Lieblingsstudium, das deutsche Staatsrecht. Wien und meine Regierungsratsstelle hatten mich gelehrt, was brauchbar sei oder nicht. Ich fand kein Lehrbuch darin, das nach meinem Geschmack geschrieben gewesen wäre; ich schrieb daher eines nach meiner eigenen Einsicht, darin ich die Altertümer, das allgemeine Staatsrecht, das römische Recht ganz wegließ und die deutsche Staatsverfassung bloß vorstellte, wie sie heutiges Tages beschaffen ist. Und weil ich für Deutsche schrieb, faßte ich mein Buch in deutscher Sprache ab.

Daneben fing ich an, eine ganz neue Wissenschaft zu lehren, nämlich die Kanzlei-Praxis. Ich wußte, wie es mir ergangen war, und sah täglich, wie es andern erging: man konnte schöne akademische Studien haben; kam aber ein solcher junger Rechtsgelehrter in ein Kanzleikollegium als Rat oder Sekretär, so war es ihm ein fremdes Feld, und er konnte weder Mund

noch Feder recht gebrauchen. Ich gab also Anleitung, wie ein Präsident, Rat, Sekretär, Registrator ꝛc. in Kanzleikollegien, worin die Sachen außergerichtlich behandelt werden, Mund und Feder gebrauchen müsse, und zwar in allerlei Gattungen von Kollegien (Geheimer Rat, Regierung, Konsistorien, Kammer ꝛc.).

Die Sache legitimierte sich durch den Nutzen, den die davon hatten, die ein solches Kollegium besuchten. Ich kann es nicht besser vergleichen als mit Rekruten: soviel einer, der ins Feld und Treffen muß, davon Nutzen hat, wenn er zuvor im Exerzieren und Manövrieren wohl geübt worden ist, oder Schaden davon hat, wenn es nicht geschehen ist, so war es auch hier. Es zeigte sich, daß die, welche dieser Anleitung sich gehörig bedienten, wenn es auch Leute von mäßigen Naturgaben, Studien und Fleiß waren, wenn sie hernach in Kanzleikollegien kamen, darin schon gewissermaßen zu Hause waren und ihr Amt mit viel mehr Leichtigkeit und zur Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten versehen konnten, als andere ihresgleichen, die mehr Witz im Kopf und ihren Schulsack auch besser angefüllt hatten, als jene. Ich lernte auch eines jeden Zuhörers Naturgaben, Studien und Fleiß aufs genaueste kennen. Selbst an auswärtigen evangelischen und katholischen Höfen und Orten fand die Sache großen Beifall ꝛc. und es wurden zu Halle, Göttingen, Wien, Bamberg usw. dergleichen Kollegien ebenfalls angefangen.

Endlich fing ich von neuem an, ein pragmatisches europäisches Völkerrecht zu lehren. Hiezu gab mir ein junger Herr von Tillier von Bern Veranlassung. Er sagte nur, er habe bei einem gewissen Professor ein schönes Kolleg über den Grotius „de jure belli et pacis“ gehört, aber nichts weiter daraus gelernt, als was vor 1700 und 2000 Jahren zu der Römer und Griechen Zeit „Völkerrechtens“ gewesen sei; er möchte aber und sollte künftig wissen, was unter den heutigen europäischen Mächten und Völkern Rechtens und Herkommens sei! Ich sagte, ich wüßte es auch nicht, und müßte es erst lernen. Er hielt aber so lange bei mir an, bis ich mich dazu entschloß. Nun starb er zwar während des Kollegs. Aber ich hatte einmal Geschmack an der Sache gewonnen, machte den Plan von dem ganzen Werk in meinen

„vermischten Schriften" kund und hätte immer gewünscht, so viel Zeit zu bekommen, daß ich ihn hätte ausführen können.

Mit alldem machte ich mir in Tübingen keine guten Freunde, und besonders konnte einer meiner Spezialkollegen, der bisher die Kollegien über das deutsche Staatsrecht gleichsam gepachtet hatte, es sehr schwer verdauen, daß ich einen starken Zugang von Hörern hatte; verwehren konnte man es mir nicht. Daher mußten es meine Schriften entgelten.

Ich wußte, was auf mich wartete, faßte daher mein Compendium juris publici auf die möglichst behutsame Weise ab, so daß ich bei allen strittigen Punkten bloß die verschiedenen Meinungen des Kaisers, der Stände, der Katholischen und Evangelischen ꝛc. historisch erzählte und mich weder für die eine, noch für die andere erklärte. Man wollte aber nicht einmal dieses von mir leiden, sondern verlangte, ich solle schlechterdings gewisse Meinungen ꝛc. verteidigen und gewisse Meinungen, z. B. der Katholischen, gar nicht berühren oder auch gleich widerlegen. Ich wollte mich nicht dazu verstehen, sondern berief mich darauf, daß es in allen Wissenschaften erlaubt sei, auch die gefährlichsten, seltsamsten Meinungen historischerweise zu erzählen, wie denn in solcher Weise in der Bibel selbst stehe: es sei kein Gott, keine Auferstehung der Toten ꝛc., tue, was dein Herz gelüstet usw.

Man ließ es dann gehen; indessen aber berichtete einer meiner Kollegen an den Hof, daß in diesem Buch allerlei verfängliche Dinge enthalten seien. Als es nun bis auf wenige Bogen im Druck fertig war, wurde es vom Hof aus mit Arrest (Beschlag) belegt, und ich mußte Gedrucktes und Geschriebenes einsenden. Es mußte im Regierungskollegium (worin des Angebers Schwager Referent war!) eine scharfe Zensur passieren, kam sodann in den Geheimen Rat und darauf zum fürstlichen Kabinett. Nach anderthalb Jahren bekam ich es wieder und mußte vier Stellen umdrucken lassen; auch war ein Teil des noch Ungedruckten verloren gegangen, welchen ich von neuem ausarbeiten mußte.

So ging es mir hernach mit mehreren Schriften. Ich gab sie in die Zensur, änderte, was man nur mit einigem Scheine

zu ändern fordern konnte; endlich hieß es, man sei zufrieden. Wenn aber das Buch bald fertig war und auf die Messe sollte, kam, auf heimliches Angeben meines Kollegen, ein Befehl vom Hof, daß das Buch mit Arrest belegt werden sollte, wiewohl am Ende nie mehr herauskam, als daß ich geplagt, mein Verleger in Schaden gesetzt und die Buchhändler bedenklich wurden, etwas von meiner Arbeit in Verlag zu nehmen.

Zum Beispiel in meinem Traktat von der „Revision bei dem Reichshofrat" hatte ich einige Reichshofratsbeschlüsse in Sachen: „Oberstenfeld, Dermineur und Baden contra Württemberg" angeführt, welche aber gar nicht die Hauptsache selbst, sondern nur die Formalien des Prozesses, besonders der Revision, betrafen. Indessen sollte es doch, bloß darum, weil die Rubrik lautete: „contra Württemberg", ein Staatsverbrechen sein, und mein Kollege denunzierte es beim Hof! — — — Darauf wurde (nachdem die Prüfung diesen fingierten und aufgebauschten Anstand erledigt hatte) durch ein Reskript vom 1. August 1730 das Buch wieder freigelassen. Weil aber besagter Angeber keinen Verweis bekam, kam er gleich wieder mit einer Denunziation wegen meiner Bibliotheca juris publici ein. (Auch diese wurde gleich erledigt.)

Ein sonderbarer Zufall begegnete mir auch mit einem anderen Kollegen, dem berühmten Professor Bilfinger. Dieser machte mir einst bei der Zensur einer meiner Schriften die seltsamsten Ausstellungen. Ich sagte: Herr Kollege! Sie sind viel zu vernünftig, als daß Sie nicht selber einsehen sollten, Ihre Erinnerungen seien ohne allen Grund. Er antwortete: „Ich will Ihnen die Wahrheit gestehen. Sie schreiben so viel, daß ein anderer genug zu tun hat, es zu lesen. Auch schreiben Sie frei, und wenn es zur Verantwortung kommt, so beziehen Sie sich darauf, Sie hätten es in die Zensur gegeben. Und doch hat man nichts von dieser Zensur. Man muß also nur suchen, es Ihnen zu entleiden, daß Sie nicht mehr so viel schreiben!"

Ein noch viel härteres Schicksal traf mich im Dezember 1729. Es war bei der Universität eine Professio juris ordinaria vakant geworden. Ich wurde nach Ludwigsburg berufen und ein Konferenzminister sagte mir, der Herzog wollte keinen andern

dazu haben, als mich. Jedoch acht Tage nachher kamen Herr Geheimer Sekretär Zech und Professor Helferich (der zugleich ein Reskript ausgewirkt hatte, daß er besagte Professur haben sollte) mit einem vom Herzog eigenhändig unterschriebenen Befehl, mir alle meine Skripturen wegzunehmen, um (wie es hieß) eine Scheidung zwischen den noch in meinen Händen befindlichen herrschaftlichen Akten und meinen Privatskripturen vorzunehmen. Ich merkte aber wohl, daß es vornehmlich auf meine Korrespondenz, besonders die nach Wien, abgesehen sei, packte daher dieselbe apart zusammen und versiegelte sie.

Professor Helferich gab bei andern vor, man hätte Sachen bei mir gefunden, die mir den Kopf kosten würden. Ich lachte aber nur dazu und sagte, wenn es mich je den Kopf kosten würde, so wolle ich doch auch noch mit dabei sein. Und beim Einpacken meiner Skripturen in seinem Hause äußerte ich gegen ihn: ich glaube, es stehe mir ein Glück bevor. Denn ich wüßte aus Erfahrung, wenn etwas Gutes auf mich gewartet habe, so hätte ich zuvor hinuntergeduckt werden und etwas leiden müssen, worüber er höhnisch lachte und sagte, es könne ja sein.

Ich ging darauf mit Herrn Zech und meinen Skripturen nach Ludwigsburg und verlangte Saktisfaktion wegen dieses Verfahrens gegen mich, bestand auch darauf, daß man mir meine Korrespondenz uneröffnet zurückgeben sollte, was auch geschah. Darauf sagte ich, ich hätte nicht leiden wollen, daß man ohne Ursache mir meine Korrespondenz wegnehme und einsehe. Da ich nun aber den Zweck erreicht habe, daß man sie mir uneröffnet zurückgeben solle, so solle nun Herr Geheimer Sekretär Zech selbige, besonders die Wiener Briefe, alle genau mit mir durchgehen, damit der Herzog versichert sei, er habe einen ehrlichen Mann an mir. Indessen blieben doch meine übrigen Skripturen anderthalb Jahre zurück, wodurch ich in manchem aufgehalten wurde. Endlich bekam ich alles unversehrt wieder, dem falschen Angeber aber wurde die Hälfte seiner Besoldung genommen und mir zu meiner Regierungsratsbesoldung zugelegt. Er machte zwar eine Vorstellung dagegen, der Herzog aber beharrte in einer zweiten Entschließung auf der ersten. —

* * *

Ich hatte in Tübingen die Ehre, des jetzigen Herzog zu Württemberg-Öls Durchlaucht nebst dero Hofmeister und Informator die Gründe des deutschen Staatsrechts beizubringen.

Indessen hatte der Herr Domprobst zu Hildesheim, Freiherr von Zwickel, mich ersucht, ihm in seinem damals berühmten am Reichshofrat anhängigen Prozeß gegen die Neustadt Hildesheim zu dienen, was ich auch annahm, darüber aber mit dem Herrn Hofrat von Meiern in einen scharfen und beiderseits allzu hitzigen Schriftwechsel geriet. Das habe ich aber noch während des Streites selbst mißbilligt und zuerst angefangen, die Feder glimpflich zu führen; ich machte auch hernach mit Herrn von Meiern gute Freundschaft. Übrigens erhielt nicht nur mein Herr Prinzipal beim Reichshofrat einen „obsieglichen" Spruch (d. h. er gewann den Prozeß), sondern es mußte auch der Herr von Meiern, der das vom römischen Kaiser Heinrich VII der Domprobstei anno 1228 erteilte Diplom anfangs für unterschoben hatte halten wollen, nachdem ich dessen Gültigkeit unwidersprechlich dargetan hatte, öffentlich widerrufen.

Inmittelst bot mir der Dompropst Namens des Kurfürsten von Köln, als Bischofs von Hildesheim, eine Präsentation zu einer evangelischen Assessorstelle beim Kammergerichte zu Wetzlar an, die ich auch annahm. Ich bat etliche mal beim Hof um die Erlaubnis, die Reise nach Wetzlar vornehmen zu dürfen, erhielt aber nie einen Bescheid, worauf ich endlich ohne solchen fortging und es bloß dem Hof notifizierte. Darüber sagte mir Herr von Ludolf: das hätte ich dem König von Preußen tun sollen! Als ich nun im Sommer 1731 nach Wetzlar kam, erfuhr ich erst dort, daß die evangelischen Kreisstände Hildesheim kein Jus präsentandi zugestänben und der König von Preußen wie der König von Großbritannien den preußischen Geheimen Rat von Rüßler auf eben diese Stelle präsentiert hätten. Ich schrieb in Wetzlar eine Verteidigung dieses Rechts von Hildesheim und war so ehrlich, daß ich dem Geheimen Rat von Rüßler solche selbst mitteilte, mit dem Erbieten von meiner Präsentation abzustehen, wenn er mich überzeugen könnte, daß Hildesheim Unrecht habe. Er war aber nicht imstande, es zu tun, weshalb Herr Hofrat Kreß mit größter Unbilligkeit mich

deswegen für einen Kryptokatholiken (einen verkappten Katholiken) hat ausrufen wollen.

Herr von Nüßler sagte mir auch selbst, er habe an seinen Schwager (den Kanzler von Ludwig) geschrieben, er habe an mir einen ganz anderen Mann gefunden, als sich beide bisher von mir eine Vorstellung gemacht hätten. Nach meinen Schriften hätten sie mich für einen bissigen und hitzigen Mann gehalten; nun aber werde er überzeugt, ich sei verträglich, billig und man könne wohl und gern mit mir umgehen.

Weil aber über dem Präsentationsstreit die großen Ferien einfielen, stellte ich dem Kurkölnischen Hof vor, ob ich nicht, weil jetzt in Wetzlar nichts zu tun sei, hiegegen viele Assessoren nach Schwalbach gingen, mich auch dorthin verfügen solle, um die Sache im täglichen Privatumgang zu unterbauen, und es auch nicht mehr kosten würde, als wenn ich in Wetzlar bleiben oder eine Heimreise hin und zurück machen wollte. Es wurde auch beliebt, daher ich zuweilen andere Brunnengäste vexierte: sie kämen mit vollem Beutel hin und gingen mit leerem wieder weg; ich dagegen bekomme schöne Taggelder, um den Sauerbrunnen zu trinken.

In dieser Kurzeit machte ich mit vielen fürstlichen und anderen Standespersonen und Gelehrten angenehme Bekanntschaft. — Unter anderem erzählte mir der bekannte Propst Kraft von Tondern aus dem Holsteinischen, König Friedrich IV von Dänemark habe auf dem Totenbette wegen des dem Hause Holstein-Gottorf weggenommenen Herzogtums Schleswig eine Gewissensangst bekommen, und seinen Beichtvater gefragt, ob er es mit gutem Gewissen behalten könne. Dieser habe ihm darauf geantwortet: Es komme darauf an, ob er es mit gutem Gewissen habe wegnehmen können. Wenn dieses sei oder nicht sei, so könne er es auch mit gutem Gewissen behalten oder nicht.

Nach den Ferien ging ich wieder nach Wetzlar. Als nun die Präsentationssache beim Kammergericht in pleno vorkam, nahmen alle katholischen Assessoren hildesheimische und alle evangelischen preußische Partei. Darüber wurde Herrn von Nüßler und mir bedeutet, daß wir uns wieder nach Haus begeben können, was auch geschah.

Sonst will ich von diesem Zeitabschnitt noch folgendes erzählen:

1. Herr Assessor von Ludolf sagte zu mir: Wir brauchen bei dem Kammergericht wenige Doctores Juris, aber desto mehr Doctores Facti. Denn wenn der Referent das Faktum, das die Parteien und deren Schriftsteller zu verwirren und von einer ihnen vorteilhaften Seite vorzustellen pflegen, deutlich vorträgt, so ergibt sich meistens der Rechtspunkt von selbst.

2. Als ich bei dem Kammerrichter, Grafen von Ingelheim, speiste und er mir ein Glas Wein zutrinken wollte, entschuldigte ich mich und bat um ein Glas Wasser. Er fragte, ob ich keinen Wein trinke. Ich antwortete: Ja, ein wenig, ich hätte aber ein politisches Gelübde auf mir, daß, wenn ich an einem Ort äße, wo ich nicht gewiß wüßte, daß man mir darin meine völlige Freiheit lasse, ich Wasser trinke. Er darauf: wenn Sie nicht trinken können, so können Sie auch kein Assessor werden! Ich: In der Kammergerichtsordnung habe ich nichts davon gefunden; es müßte also nur ein Herkommen bei dem hochpreislichen Kammergericht sein und dagegen würde doch wohl eine Dispensation stattfinden. Ich wolle einen Kompromiß vorschlagen: ich wolle neben meinem eigenen Anteil noch für einen andern arbeiten, hingegen solle er für mich trinken. Er: Ei, der Assessor Ludolf ist auch ein fleißiger Mann, und trinkt doch dabei einen guten Stiefel! Endlich aber ließ der Herr Kammerrichter doch von mir ab. Als ich ihn aber bald darauf an etwas erinnerte, was er anno 1724, da ich auch bei ihm zu speisen die Gnade gehabt hätte, gesprochen habe, wurde er sehr heftig und sagte: „Ja, so machen es die verfluchten Wassertrinker! Wenn andere Leute in bona charitate ein Gläschen Wein trinken, so sitzen sie immer und lauern nur auf und führen ein Protokoll über das, was geredet wird."

Man versicherte mich auch anderwärts in vollem Ernste, man sehe bei einem zum Assessorat Präsentierten wirklich darauf, ob er auch einen Trunk vertragen könne. Denn es kämen je und je Gelegenheiten vor, wo man sich dem nicht entziehen könne. Wenn nun ein Mann bei solcher Gelegenheit sich unanständig aufführt, so mache er dem Kammergericht Schande;

wie man mir denn erzählte, der Präsentatus (der Vorgeschlagene) von Z. sei, als man ihm mit Trinken zugesetzt, vom Stuhl unter den Tisch gefallen, darauf habe man ihn veranlaßt, lieber selbst auf seine Präsentation zu verzichten. —

3. Anno 1731 wirkte der obige Dompropst zu Hildesheim bei Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht zu Köln mir unterm 24. November, weil es mit der Präsentation nicht hatte fortgehen wollen, freiwillig den Charakter eines kurfürstlich-kölnischen Geheimen Rates aus.

Hingegen währten in Tübingen die Verdrießlichkeiten wegen der Beschlagnahme meiner im Druck befindlichen Schriften so arg fort, daß ich lieber weniger Brot haben und selbiges mit Ruhe essen, oder gar wieder zum Vaterlande hinaus wollte, als so elend leben. Ich legte daher anno 1732 meine württembergischen Dienste abermals nieder, worin ich aber zu ungeduldig war.*)

4. Moser im Privatstande (1732—34).

(Religiöse Entwicklung und Erfahrungen göttlicher Fürsorge und Leitung.)

Ich kam in dieser Zeit in Religionssachen zu mehrerem Besinnen. Ich glaubte an eine Gottheit mit großer Überzeugung und hatte eine natürliche Religion, wozu Derhams Astro-Theologie und eine aufmerksame Betrachtung aller sichtbaren Dinge vieles beitrug. Nachher machte in Ansehung der Wahrheit der christlichen Religion eine von dem selbigen Spener einem Naturalisten gegebene Antwort einen starken Eindruck bei mir, da er sonderlich auf den Spruch Joh. 7, 17 viel setzte: „So jemand will des (der mich gesandt hat) Willen tun, NB!

*) Um diese Zeit eröffneten sich ihm manche vielversprechenden Aussichten, so z. B. auf eine Reichshofratsstelle in Wien, eine Hofratsstelle in Hildesheim, sodann durch Zinzendorfs Vermittelung eine dänische Bedienstung; aber alles zerschlug sich oder hatte er nicht den Mut, bezw. die Lust, die Sachen zu betreiben. Auch machte der damalige Prinz Karl Alexander von Württemberg, der Thronfolger, Moser gute Hoffnungen für die Zeit, wenn er zur Regierung gekommen sein würde.

der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder usw." Anfangs däuchte mich diese Forderung unbillig, ich fand aber nachher aufs Überzeugendste, daß sie selbst in der Vernunft unbeweglich gegründet, mithin auch einer, so sich derselben nicht unterwirft und sie nicht befolgt, einesteils unentschuldbar sei, wenn er verdammt wird und andernteils kein Atheist und Materialist, er habe auch gegen die Wahrheit der christlichen Religion noch so viel einzuwenden, mit Recht sagen könne, sie sei ungegründet, solang er sich dieses Prüfsteins nicht bedient hat. Wenn z. B. ein künstlicher (d. h. seine Kunst verstehender) Uhrmacher mir sagt: will er meine Uhren machen lernen, so muß er tun, was ich ihn heiße, und mir folgen; tut er es, und er lernt alsdann nicht solche Uhren machen, so kann er mich für einen Betrüger und Stümper halten; tut er es aber nicht und folgt mir nicht, so kann er auch nicht sagen, daß meine Kunst falsch und mein Vorgeben ungegründet sei, er mag noch so viel räsonnieren, als er will; hat nicht der Uhrmacher recht? — Mein Schluß war der; es gibt selbst nach der Vernunft Wahrheiten, die man erst a posteriori oder aus der Erfahrung als wahr erkennt. Also ist die Forderung Jesu Joh. 7, 17 auch nicht einmal der Vernunft entgegen. Den Vordersatz kann kein verständiger Mensch leugnen; viele tausend Dinge lassen sich nicht, oder doch nicht unwidersprechlich a priori (d. h. von vornherein) demonstrieren, die wir doch alle nach der Erfahrung ohne Anstand für wahr erkennen und erkennen müssen. Also ist mein Schluß nicht verwerflich. „Nein!" sagt mein Bestreiter*), „umgekehrt muß man die Lehre greifen, um, wenn solche gut ist, auch dem Willen des Lehrmeisters zu folgen!" Ich leugne nun nicht, daß nicht auch Atheisten, Deisten, Naturalisten usw. durch Schriften zur Verteidigung der christlichen Religion (d. h. Apologetik) zur Überzeugung von der Wahrheit derselben gebracht werden können. Aber 1. sind sie deswegen noch nicht bekehrt. Simon der Zauberer wurde auch gläubig und ließ sich taufen (Apostelg. 8, 13) und doch war sein Herz nicht rechtschaffen vor Gott, und er hatte weder Teil noch Anfall an dem

*) Moser setzt sich hier mit seinem Kritiker P. Merz auseinander.

Worte Gottes Vers 21 (vgl. auch 1 Kor. 5, 1. 5). 2. Gegen 10, 20, bei denen die wahre Bekehrung in dem Verstand den Anfang nimmt, gibt es allemal 50, 100, bei denen sie am Willen und Herzen den Anfang nimmt. Petrus bekehrte mit einer einzigen Predigt, welche wenig Theorie hatte, auf einmal bei 3000 Seelen; und wie ging dieses zu? Es ging ihnen durchs Herz! Apostelg. 2, 37. Nur noch eines! Saulus, der nachmalige Apostel Paulus, machte es auch wie ich und des Uhrmachers Lehrling. Jesus erschien ihm; Paulus sprach nicht: ich will deine Lehre prüfen und, wenn sie gut ist, will ich deinem Willen folgen, sondern übergab sogleich seinen ganzen Willen an Jesum und sprach mit Zittern und Zagen: „Herr, was willst du, daß ich tun soll?“ (Apostelg. 9, 6) und er schreibt Gal. 1, 16: „Alsobald fuhr ich zu und besprach mich nicht mit Fleisch und Blut“; er wollte nicht die christliche Religion vorher philosophisch examinieren und alsdann, nach Befinden, sich zu derselben bekennen. Dabei bleibts! Jesus und der im Gleichnis vorgestellte Uhrmacher werden noch am jüngsten Tage Recht behalten, wenn Herr Merz und Konsorten verstummen müssen. Übrigens ist es eine Unwahrheit, daß ich aus diesem Gleichnis die Wahrheit der christlichen Religion selbst hätte erweisen wollen; nein! soviel wollte ich nur daraus herleiten: Die Anleitung Jesu, wie man von der Wahrheit seiner Lehre überzeugt werden könne, sei der Vernunft nicht zuwider — und darauf paßt das Gleichnis. —

Anno 1733 fingen ich und meine Frau (ohne daß eines hierin von dem andern etwas wußte) an, unser Christentum uns einen wahren Ernst werden zu lassen. Weil es uns aber an hinlänglichem Unterricht fehlte, so blieb ich noch vier Jahre in einem gesetzlichen Zustande*).

*) Moser erzählt (im II Anhang: Vom inneren Leben seiner Ehegattin) davon genauer folgendes: „Wir waren (früher) beide geistlich tot. anno 1729 zogen wir nach Tübingen, wo mein zweiter Bruder (nachmals Spezialsuperintendent in Dürrmenz) Theologie studierte. Diesem war es in seinem Christentum ein wahrer Ernst, und durch seinen Umgang mit meiner Frau wurde auch der Grund zu ihrer Erweckung gelegt. — — Meine Frau und ich fuhren aber einst über Land und da kam im Diskurs heraus, was Gott bisher an beider Herzen getan, wir

Als ich und meine liebe selige Frau also anfingen, es mit unserer Seligkeit uns mehr Ernst werden zu lassen, ging es im Leiblichen durch manche Prüfungen, und es schien oft, es werde auch bei uns heißen: woher nehmen wir Brot? so daß auch meine liebe Frau zuweilen zaghaft werden wollte. Ich merkte es aber zuerst und überzeugte sie durch die öftere Erfahrung, daß es nur Prüfungen des Glaubens waren und der liebe Gott uns oft, eben zu der Stunde, da wir es nötig hatten (nicht nur einmal) gerade soviel als wir nötig hatten zufließen ließ.

---

aber aufs sorgfältigste voreinander verborgen hatten, weil jeder Teil glaubte, der andere würde ihm hierin hinderlich sein. Wir waren darüber erstaunt, erfreut und liebten einander nun auch aus diesem Grunde ganz von neuem, und noch viel herzlicher als jemals. Wir fingen an, ohne daß wir es von jemand gehört oder Anleitung dazu gehabt hätten, aus dem Herzen miteinander zu beten, so gut wir es konnten.

Als der sel. Dr. Weismann nach einer langen Krankheit wieder anfing zu predigen, hatten wir einen viel besseren Geschmack daran und verstanden ihn viel besser als zuvor, so daß meine Frau sagte, der Dr. Weismann predige nun ganz anders als vorher. Ich antwortete ihr aber: „Nein, liebes Kind! er predigt noch wie zuvor; aber wir haben nun andere Herzen und Ohren."

Anno 1733 aber war der Besuch des Grafen von Zinzendorf in Tübingen der Anlaß zur Erweckung eines größeren Eifers im inneren Leben, wie denn um jene Zeit in Tübingen und in ganz Württemberg neues Leben erwachte. Moser und seine Gattin aber fühlten sich getrieben, Geistesgemeinschaft mit Gleichgesinnten zu suchen und ihre Gesinnung freimütig und öffentlich vor jedermann zu bekennen, auch „die damit verbundene Schmach vor den Weltleuten" willig auf sich zu nehmen.

Auf eine ganz merkwürdige und ungesuchte Art entstand so eine Erbauungsstunde in ihrem Hause: „Weil wir am Sonntag meistens unnützen Besuch bekamen, entschlossen wir uns, um diese Zeit ein Lied zu singen, und wenn jemand zu uns käme, ihm ein Buch zu reichen, um mitzusingen; so würden dann dergleichen Leute, denen damit nicht gedient sei, schon von selbst wegbleiben. Den ersten Sonntag, als dies geschah, waren unser drei; am folgenden war es schon ein kleines Häuflein, das sich freiwillig einfand und mich ersuchte, ihnen ein gutes Wort zu sagen. Daraus entstand eine zahlreiche Erbauungsstunde, die nach unserem Abzug von Tübingen in des alten Professor juris Schwebers Hause und nach dessen Tod in Dr. Weismanns Haus fortgesetzt wurde." — Als sie im Jahre 1734 nach Stuttgart zogen, ließ sich Moser, der es anfangs nicht beabsichtigt hatte, durch Stadtpfarrer Rieger bewegen, die sonntägliche Erbauungsstunde auch dort fortzusetzen.

Z. B. kam einmal der Postbriefträger, lachte und sagte: Herr Regierungsrat! Heute müssen Sie mir brav Postgeld bezahlen! Ich sagte: Wieviel? Antwort: Fünf Taler. Ich hatte nicht fünf Taler im Hause, sagte aber ganz gelassen, er solle mir das Paket geben, ich wolle es nur aufmachen und sehen, wo es herkomme. Als ich es erbrach, war es von dem mir ganz unbekannten Dompropst zu Hildesheim, Freiherrn von Zwickel, welcher mich (wie schon erzählt) ersuchte, eine Arbeit für ihn zu fertigen, und zugleich 10 Louis d'or oder 50 Taler beilegte. Ich gab dem Briefträger 1 Louis d'or (damals 5 Taler) und hatte noch 45 Taler übrig.

Wir wurden auch dadurch so im Glauben und Vertrauen auf Gottes Hilfe gestärkt, daß, wenn unser Vorrat zu Ende ging, wir uns deswegen nicht mehr bekümmerten, sondern nur der Stunde der Hilfe Gottes erwarteten, der uns auch nie zu schanden werden ließ.

Als eine ziemliche Anzahl von den um der evangelischen Religion willen vertriebenen Salzburgern nach Tübingen kam, war mein Herz so bewegt, daß ich mein gesamtes weniges bares Geld (ob es gleich schien, daß ich es selber sehr nötig haben würde) zu mir nahm und es einer vertrauten Person in der Stille zustellte, um es unter die Salzburger, die im Spital beherbergt wurden, auszuteilen. Als ich aus dem Spital wieder nach Hause kam, war indessen ein unvermutetes Präsent von einem katholischen Schweizer-Kanton an mich eingelaufen, das gerade noch soviel betrug, als ich den Salzburgern gegeben hatte. Da war ich denn aufs innigste gerührt, daß der liebe Gott es so gefügt hatte, daß auf der Stelle mir von Katholischen selbst wieder doppelt ersetzt werden mußte, was ich in Einfalt meines Herzens diesen von den Katholischen vertriebenen armen Leuten mitgeteilt hatte*).

*) In den Nachträgen steht noch folgender Zug aus jener Zeit, der in das innere Leben Mosers einen tieferen Blick verstattet: „Einst brauchte ich die Sauerbrunnenkur in Teinach, zu eben der Zeit, als auch der selige Hofprediger Öchslin sich derselben bediente. Das war ein sehr rechtschaffener, grundgelehrter, gesprächiger und erfahrener Mann. Alle Sauerbrunnengäste, die einen guten Sinn hatten, sammelten sich um ihn. — Er unterhielt uns aufs liebreichste mit den lehrreichsten und

Begebenheiten mit Schriftstellern:

Ich bin durchaus keiner von denen, welche auf das sogenannte „Däumeln" oder Aufschlagen einer Schriftstelle und besondere Bemerkung dessen, was dabei unter den Daumen kommt, etwas halten oder sich dessen bedienen. Doch begegnete mir damals einiges Bemerkenswerte.*)

1. Meine mir Anno 1729 weggenommenen schriftlichen Sachen wurden bis ins Jahr 1731 in Ludwigsburg zurückbehalten, was mir in vielem hinderlich war. Als ich nun in meinem Gemüt damit umging, fiel mir die Stelle der Bibel mit Nachdruck ins Auge: Esra 6, 1: Da befahl der König Darius, daß man suchen solle in der Kanzlei. — Und gleich darauf erfolgte am 14. Februar 1731 die Herzogliche Entschließung: „Nachdem unseres gnädigsten Fürsten und Herrn ꝛc. Durchlaucht verordnet, daß dem Regierungsrat Moser seine ehemals abgeforderten und in der alten Kanzlei bisher aufbehaltene Literalien sämtlich retradieret (zurückgereicht) werden sollen ꝛc., wird ein solches ihm, Regierungsrat Moser, hiemit in Gnaden angefügt."

2. In den letzten Regierungsjahren Herzog Eberhard Ludwigs waren die wichtigsten Posten mit lauter Personen aus der Schüzschen Familie besetzt. Der Komitialgesandte dirigierte alles beim Kabinett, dessen Sohn war Regierungsratspräsident, sein Bruder Wirklicher

auf meine damaligen Umstände als Erweckter vortrefflich passenden Gesprächen, erzählte uns die in seiner langen Amtsführung ihm vorgekommenen wichtigsten Begebenheiten, verlangte dann unsere Meinung, wie er sich in denselben hätte betragen sollen, und sagte endlich, wie er sich bezeugt habe ꝛc. ꝛc., so daß, wenn ich nach Hause kam, es mir nicht anders war, als wenn ich aus dem Vorhof des Himmels wieder auf die Welt gekommen wäre." — Und *was für eine* Welt! Davon gibt er im unmittelbaren Anschluß folgendes Bild: „Es wurden Jagden gehalten, wobei etliche 1000 Bauern viele Tage lang fast unausstehliche Arbeit hatten, um die Hirsche und das übrige Wild zu nötigen, auf den Spazierplatz bei dem Brunnen zu kommen, allwo sie von der Herrschaft erlegt wurden. Ein abgemattetes Reh legte sich dem unter der Türe des Fürstenhauses stehenden Erbprinzen vor die Füße und krepierte unter erbärmlichem Ächzen. Mit was für einem Eindruck mir dabei die Stelle der heiligen Schrift von dem Seufzen der Kreaturen in mein Gemüt gefallen ist, kann ich nicht beschreiben!"

*) So gewiß *diese* Mitteilungen aus den Erfahrungen des inneren Lebens da und dort ein Kopfschütteln verursachen werden und als vorbildlich nicht gelten können, so glauben wir sie einfach um der *geschichtlichen Treue* willen, weil Moser sie so offenherzig gibt und sie seine kindliche Frömmigkeit kennzeichnen, nicht unterdrücken zu dürfen.

Geheimrat und Kirchenratsdirektor. Als ich nun in meinem Gemüt über die Umstände meines Vaterlands bekümmert war, schlug ich von ungefähr in der Bibel auf Jes. 21, 16: Also spricht der Herr zu mir. Noch in einem Jahre, wie des Taglöhners Jahre sind, soll alle Herrlichkeit Kedar untergehen und der übrigen Schützen, der Helden in Kedar, soll weniger werden. . . . — Und es geschah!

3. Als Herzog Karl Alexander zur Regierung kam, war ich (weil ich, vgl. oben S. 65, abgedankt hatte) außer Dienst, hatte aber, wie schon berichtet, von ihm die schriftliche Versicherung, daß er, wenn er zur Regierung käme, mich in den Dienst nehmen wolle. Als er nun zur Regierung gelangte, bat ich in einem Memorial um deren Erfüllung. Weil er aber damals am Rhein die Armee kommandierte, erfolgte lange keine Entscheidung. Ich nahm, als ich einst damit umging, die Bibel zur Hand und traf den Spruch Jes. 12, 1: „Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus den Heilbrunnen" — darauf erfolgte am 21. Juli 1734 aus dem Hauptquartier Heilbronn in rühmlichen Ausdrücken die Resolution, ich solle wieder in meine vormalige Regierungsratsstelle eingesetzt werden.

* * *

Von der in meinem Hause unvermutet entstandenen Erbauungsstunde ist oben erzählt. Sobald die Zahl derer, die sich dazu einfanden, stark zu werden anfing, gab ich selbst freiwillig dem Stadtsuperintendenten und Professor der Theologie, Dr. Hagmajer, Nachricht von der ganzen Sache, und er hatte nichts dagegen. Als die Zahl sich noch mehr verstärkte und auch viele Studenten der Theologie aus dem herzoglichen Stipendium (dem „Stift") sich dabei einstellten, kamen zwei fürstliche Konsistorialbefehle an Herrn Dr. Hagmajer, Bericht zu erstatten, was auch in so günstigem Sinne geschah, daß wir ungestört gelassen wurden; wie denn niemals die geringste Unordnung dabei vorging und es dem öffentlichen Gottesdienst, den wir alle fleißig besuchten, ganz unnachteilig war ꝛc.

Anno 1730, am Jubiläum der Augsburgischen Konfession, wollte man haben, ich solle Doktor werden. Ich hielt es aber für etwas überflüssiges; hätte ich es aber getan, so wäre aus meinem Namen Johannes JaCobVs Moser, IVris Vtr IVsqVe DoCtor die Jahreszahl 1730 herausgekommen.

Der damalige Professor Bilfinger hielt einer Standesperson eine Leichenrede, darin er sie aufs reizendste schilderte. Als er vom Katheder kam, sagte ich: Herr Kollege! wie haben Sie es über das Herz bringen können, den Verstorbenen so zu charakterisieren? Wir wissen doch alle, wie er gewesen ist! Er antwortete: Sind Sie nicht ein artiger Mann! Wissen Sie denn nicht, daß man große Herrn in ihren Leichenreden nicht vorstellt, wie sie gewesen sind, sondern wie sie hätten sein sollen.

5. Wiederum Regierungsrat zu Stuttgart.

Die Kanzlei war indessen wieder von Ludwigsburg nach Stuttgart zurückverlegt worden, wohin ich also auch zog. Bei unserem Abzug wurden wir aufs innigste gerührt, als so viele rechtschaffene Seelen beiderlei Geschlechts bei dem Abschied wegen des Segens, den sie in den Erbauungsstunden genossen, Gott und uns aufs beweglichste dankten und Gott priesen, teils weil sie dadurch herumgeholt oder gestärkt worden seien, teils weil sie diese Zeit (die sie sonst etwa schlecht angewendet hätten), mit so vielem Segen in der Ewigkeit wieder zu finden versichert seien.

Eine Viertelstunde vor der Stadt empfing und begleitete uns ein Häuflein guter Seelen mit Gesang und Segen auf den Weg, eine halbe Stunde weit trafen wir einen anderen solchen Chor und eine Stunde vor der Stadt den dritten an.

Ich bekam, was die Geschäfte anlangt, viele wichtige Sachen zu referieren, wurde aber auch so überhäuft, daß man mir an einem Tage 1100 Aktenfaszikel ins Haus brachte, um daraus zu referieren!

Herzog Karl Alexander wollte nämlich auf einmal aller Streitigkeiten mit den Nachbarn los werden, schrieb daher an sie, er wolle sich mit ihnen vergleichen, sie sollten nur ihre Räte zu einer Konferenz schicken, die seinigen seien schon bereit dazu. Ich war damals Referent in den betreffenden Differenzen (zwischen Württemberg und 1. Österreich, 2. Kurpfalz, 3. dem Johanniterorden, 4. Hessen-Darmstadt, 5. der Reichsritterschaft und 6. dem Stift Obersteufeld). Die Akten von jeder Gattung

bestanden in 500, 365, 300 und dergleichen Faszikeln. Diese schickte man mir alle durch Kanzleiboten an einem Tage ins Haus, um baldmöglichst daraus zu referieren und zu den Konferenzen vorbereitet zu sein. Ich stellte persönlich dem Geheimen Ratskollegium vor, es sei eine Unmöglichkeit, man möge es auch geben, wem man wolle. Ich müßte bei jeder Gattung zuerst ein Direktorium (Übersicht) über die Faszikel machen, dann die Akten lesen, ausziehen und anmerken, auf was für Punkte es bei den Streitigkeiten ankomme, bei jedem Punkt in meinem Bericht das Faktum anführen, dann bezeichnen, wie das Fürstliche Haus in Possessorio et Petitorio (im Besitzstande und in den Ansprüchen) gegründet sei, und endlich beifügen, was denn bei solchen Umständen Consilii (d. h. zu raten) sei und wie weit man sich in einen Vergleich einlassen könne oder nicht. Da ich nun alle Vormittage (damals hatte man noch keine freien Kurmonate wie jetzt!) im Regierungskollegium und Nachmittags sehr oft in Deputationen sein müsse, so sei das auch für einen fleißigen Mann eine Arbeit von 10 Jahren und nicht von etlichen Tagen oder Wochen. Der Herzog könne wohl 1100 Mann kommandieren, daß sie heute da und morgen dort stehen sollen, aber 1100 Faszikel Akten ließen sich nicht so kommandieren, daß sie in so kurzer vorgeschriebener Zeit gehörig benutzt werden könnten.

Die Geheimen Räte erkannten, ich habe Recht, blieben aber dabei, der Herzog wolle es haben und also könnten sie mich nicht dispensieren usw. Ich erwiderte, so wolle ich denn tun, was ich könnte und müßte; ich sähe aber voraus, es würde mir ergehen, wie einem Weber, der allzuviel bestellte Arbeit habe, und bei dem jeder Teil darauf dringe, man solle die seinige zuerst vornehmen. Um des Treibens los zu werden, mache er bald an diesem, bald an jenem Stück etliche Ellen und darüber werde keines ganz fertig. So ging es mir auch wirklich.

In gewissen nachbarlichen Differenzen hatte ich ein Gutachten von etlichen und 70 Bogen aufgesetzt. Der Kabinettsminister fulminierte (wurde rot) und sagte, wie er dies dem Herzog vortragen solle? Er halte ihm nicht so lange stand!

Höchstens dürfe es 5—6 Bogen groß sein! Ich antwortete, das heiße mir zumuten, ich solle den großen Christophel (Christophorus) in Lebensgröße auf eine Petschaft von der Größe eines Kreuzers stechen. Der streitigen Punkte seien es über 300 usw.; ich hätte geglaubt, ein großes Meisterstück abgelegt zu haben, da ich mich so kurz gefaßt: das weitere überlasse ich nun dem Herzog und ihm!

Ein sehr unangenehmes Departement bekam ich auch dadurch: es wurde mir ein Bericht wegen des Hofgeistlichen und Kapuziners P. Josephs Übergriffen in Religionssachen ins Referat gegeben. Als nun nach und nach noch mehrere und wichtige dergleichen Dinge einberichtet wurden, sah man mich als den ordinären Referenten in allen diesen Sachen an, und weil sich ohnehin niemand dazu gerne gebrauchen ließ, da nur Haß und Verfolgung bei den damaligen Umständen davon zu gewarten war, schob man mir alle solche Berichte ad referendum zu, wobei es dann viele Behutsamkeit bedurfte und doch nicht alle Anstöße vermieden werden konnten. Z. B. wurde mir einst in der Stille angezeigt, daß am folgenden Morgen bei Aufgang des Schloßtores ein katholisches Kind (das in der evangelischen Kirche getauft werden sollte) heimlich in einer Kutsche an den Hof zur katholischen Taufe gebracht werden würde. Ich gab dem wirklichen Geheimen Rat und Hofmarschall von Hardenberg Nachricht davon, und dieser befahl, das Schloßtor länger zuzuhalten und die mit dem Kinde ankommende Kutsche zurück in die evangelische Kirche zu verweisen, wie auch geschah. Als es aber der Herzog erfuhr, war er sehr ungnädig darüber und ließ es den Herrn von Hardenberg stark empfinden.

Unter dem Herzog Eberhard Ludwig war dem Herzoglichen Konsistorium die vorher allzeit innegehabte unmittelbare Besetzung der vielen hundert gemeinen Pfarreien und Diakonate benommen und an den Hof gezogen worden. Ich setzte aber nun als Religionsreferent eine so triftige Vorstellung dagegen auf, daß das Konsistorium in seine alte Gerechtsame wieder eingesetzt wurde, die es auch bis heute besitzt.

In den laufenden Sachen brachte ich es dahin, daß ich

etlichemal nichts zu referieren hatte, was etwas unerhörtes war. Das ging so zu: Ich war Sommers um 7, Winters um 8 Uhr mit dem Herrn Präsidenten einer von den ersten, die im Regierungskollegium erschienen. Sobald wir unserer drei waren, fingen wir an zu referieren, und nahmen lauter kleine Sachen vor, da wir bald viel expedieren konnten. Wenn hernach sich mehrere Räte einfanden, holte ich die weitläufigen Sachen in dem mich betreffenden Turnus nach.

Ich mußte ferner zum Gebrauch des Herzogs einen Auszug aus den Reichsgesetzen, die etwas von Württemberg enthalten, wie auch aus alten und neuen Hausverträgen usw., verfertigen. Über all das aber mußte ich, weil die Besoldung beschnitten und unrichtig gereicht wurde, auch noch daneben um des lieben Brotes willen Bücher schreiben, da mir lauter Geschäfte zugeteilt wurden, die viele Mühe machten, bei denen aber nicht der geringste Nebenverdienst war. — Einst hätte mich in der Reihe die Übernahme einer (oft sehr einträglichen) kaiserlichen Kommission getroffen. Der Präsident aber sagte: „Herr Kollege, die Reihe wäre zwar an Ihnen; Sie haben aber soviele und solche Departements, darin niemand indessen für Sie vikarieren kann." Ich stellte ihm aber vor, wie hart es sei, daß, da ich vor allen anderen Räten mit schweren Arbeiten, die alle nichts eintrügen, beladen sei, wenn sich denn so eine Gelegenheit zeige, wo ich auf eine erlaubte Art einen Nebenverdienst hoffen dürfte, man mir selbigen entziehen und einem andern zuweisen wolle. Wie es denn wäre, wenn ich erkrankte oder sonst nicht meinem Amt abwarten könnte? —

Noch muß ich anfügen: als ich gewisse Akten, worin ich vormals Referent gewesen, wieder bekam, fand ich 1., daß der, welcher inzwischen daraus referiert hatte, sie in die äußerste Konfusion hatte geraten lassen. Alles lag untereinander, die ersten Nummern in der Mitte oder hinten ꝛc.; einiges fehlte sogar. 2. Wenn etwas vorkam, wozu vorhergehende Akten nötig waren, gab sich der Referent keine Mühe nachzuschlagen, ob und was davon schon da wäre, sondern forderte von den Beamten Berichte, die schon erstattet waren, oder ließ gar sämtliche bei solcher Amtsregistratur in dieser Sache vorhandenen Akte in

copia oder originali einschicken, wodurch die Beamten unnötig beschwert, unnötige Kosten verursacht, die Amtsregistraturen geplündert und die Kanzleien ohne Not und Nutzen vollgepfropft wurden.

Ich könnte auch sonst von dieser Periode allerlei merkwürdige Fälle anführen, will mich aber mit einigen wenigen begnügen:

1. Separatisten:

Ein Separatist, der die priesterliche Kopulation neuer Eheleute unter die Babelswerke rechnete, ging mit einer Weibsperson zu Gleichgesinnten in die Schweiz, erklärte vor ihnen, daß sie sich ehelichen wollten, und ließ sich darüber einen Schein ausstellen. Sie kamen darauf wieder und lebten als Eheleute miteinander. Die Sache wurde an die Regierung berichtet und ich bekam sie ins Referat. Ich trug auf eine mäßige Strafe wegen Übertretung der landesherrlichen Verordnungen an, und daß ihnen bedeutet werden sollte, man verlange zwar nicht ihr Gewissen zu beschweren, gedenke aber auch nicht Leute im Lande zu dulden, die sich den Gesetzen entzögen; sie sollten sich also zu denselben innerhalb einer gewissen Frist bequemen, oder einen andern Ort aufsuchen, wo man für gut fände, ihnen mehr Freiheit zu gestatten. Die Mehrheit der Stimmen in der Regierung ging aber dahin, sie sollten die Hurereistrafe erledigen, und wenn sie sich nicht kopulieren lassen wollten, des Landes verwiesen werden. Das habe ich für unbillig gehalten und überall gefunden: Je strenger man mit solchen Leuten verfahren ist, und je mehr schlechte und ärgerliche Prediger es gab, desto mehr wurden Separatisten und desto hartnäckiger wurden sie; hingegen je liebreicher man mit ihnen umging und je mehr rechtschaffene Prediger im Amt stunden, desto eher und bälder kehrten sie wieder zur Kirche um.

2. Mißliche Tortur.

Es wurde ein fürstliches Jagdhaus abgebrannt. Der Verdacht fiel auf zwei vagabundierende französische Deserteurs, Olivier und Richard. Der Referent trug auf die Tortur an. Ich sagte gleich, durch die Tortur werde kein corpus delicti (hier gleich verbrecherische Tat) herauskommen; wenn hernach die Gefolterten ihr Bekenntnis zurücknehmen, so stehe man bloß. Die Mehrheit entschied sich aber doch für die Tortur. Olivier gestand, er habe das Feuer angelegt, Richard gestand es nicht. Der Beschluß erfolgte: Olivier sollte enthauptet werden, Richard aber es mit ansehen und sodann in ewige

Gefangenschaft kommen. Olivier blieb darauf, er wolle gerne sterben. Habe auch den Tod sonst verdient, aber an dieser Tat sei er unschuldig. Morgens am Tag der Exekution berichtete es der Beamte. Ob periculum in mora (weil Gefahr im Verzug) referierte ich über die Sache im Geheimen Rat mündlich, mein Gutachten wurde approbiert, der Beamte in den Geheimen Rat berufen und instruiert. Sie wurden hinausgeführt, Olivier mußte hinsitzen, als ob er den Streich empfangen sollte. Als aber eben die Sonne anfing zu scheinen, rief er sie zum Zeugen an, daß er an dieser Tat unschuldig sei. Sie wurden zurückgeführt und nachher ergaben sich die Umstände so, daß Richard enthauptet, Olivier aber auf Lebenslang auf die Festung Hohentwiel geschickt wurde.

3. Vorsatz und Zufall in Kriminalfällen.

In peinlichen Sachen hat mir bei Verwundungen und Totschlägen der Umstand oft viel in meinem Gemüt zu schaffen gemacht, ob und inwiefern ein bloßer Zufall die Schuld und Strafe mehren und mindern könne? Z. B. hat einer nichts weniger als den Vorsatz, den andern ums Leben zu bringen, sticht, haut, schießt oder trifft ihn sonst, aber gerade an einen gefährlichen Ort, wozu erst der Entleibte gar durch eine unvermutete andere Stellung des Leibes Gelegenheit gegeben hat, und der Getroffene büßte das Leben ein. Ein anderer geht dem Dritten vorsätzlich oder doch so auf Leib und Leben, daß ebenso leicht oder noch leichter der Tod als eine bloße Verwundung erfolgen kann; er trifft ihn aber gerade an einen nicht gefährlichen Ort, wozu ein bloßer Zufall Anlaß gegeben hat, da, wenn es nur eines halben oder ganzen Fingers breit anders gegangen wäre, der plötzliche Tod erfolgt sein würde. Und doch wird nach den gemeinen Rechtslehren von der Tötlichkeit der Wunden das Letztere, böser Vorsatz, gelinder gestraft, als das, was beim Ersteren mehr ein Zufall als Vorsatz war, da doch die Schuld und Strafe sich bei Verbrechen eigentlich nach dem größeren oder geringeren Grad des bösen Vorsatzes richten sollte! Doch ist der erste Fall leichter zu entscheiden, als der letzte.

4. Pfarrveränderung.

Einst kam ein Prediger vom Land zu mir und bat um Fürsprache, daß er auf ein anderes Ort käme. Ich fragte ihn, was er für Ursachen hätte, eine Veränderung zu suchen. Er sagte, seine Gemeinde scheine seines Vortrags müde zu sein und er hoffe, anderwärts mehr zu erbauen. Ich versetzte: Also ist es Ihnen bloß um die Seelen Ihrer Zuhörer zu tun? Die Antwort war: Ja! Darauf

nannte ich ihm einen Ort auf dem rauhen Schwarzwald und sagte, an demselben seien wohl schon seit 100 und mehr Jahren lauter schlechte Leute, als auf einer Pönitenz- (d. h. Straf-) Pfarrei gewesen; ich glaube daher, wenn diese Leute einen rechtschaffenen Pfarrer bekämen, so würde er guten Eingang finden. Er erschrak und sagte, ja, er möchte gern ins Unterland kommen, wo Weinwachs sei! Darauf erklärte ich ihm: also ist es Ihnen nicht um die Seelen, sondern um einen guten Wein zu tun. Nein, dazu lasse ich mich nicht gebrauchen.

* * *

Die Reise nach Frankfurt.

Anno 1735 verlangten der Fürst Friedrich Karl zu Bamberg und Würzburg (ehemaliger Reichsvizekanzler), daß ich zu ihm nach Bamberg kommen solle. Als ich die herzogliche Erlaubnis dazu erhalten hatte, reiste ich dahin. — Zu Bamberg ließen mich der Herr Fürst mit Dero Equipage bedienen. Weil er an Steinschmerzen litt, mußte ich zu ihm in sein Kabinett kommen, wo es wie in einem Buchladen aussah und alles voller gebundener und ungebundener Bücher auf Tischen, Stühlen und dem Boden lag. Er bot mir an, mich zu seinem Bruder, dem Kardinal von Schönborn, Bischof zu Speier, nach Wiesenteid in Franken zu verfügen, um mich von ihm in einigen Arbeiten gebrauchen zu lassen. Der Kardinal war sehr gnädig gegen mich und wollte mich zu seinem Geheimrat machen. Von Wiesenteid ging ich mit ihm nach Geybach, einem anderen Schönbornschen Gute. Von ihm wäre viel zu erzählen. Ich will aber nur dies wenige berichten: Er hielt seinen Kardinalsstand so hoch, daß weder seines Bruders Frau, noch sonst jemand mit ihm speisen durfte, und wenn er in dem Schloßgarten spazieren ging, mußte der ganze Hofstaat in Prozession paarweise vorantreten und ein paar Karabiniers mit dem Gewehr im Arm mußten den Reihen schließen.*)

*) In den Nachträgen hat Moser folgenden herben Zug von ihm aufgenommen: Als einige Untertanen wegen erlittenen schweren Hagelschadens um Nachlaß an ihren Gülden (Abgaben) baten, gab er den Bescheid: „Das lasse Gott ferne von mir sein, daß ich ihm in seine Gerichte eingreife! Ihr seid böse, gottlose Leute, und darum hat euch Gott um eurer Sünden willen gestraft. Wenn aber ich den Nachlaß bewilligen müßte, so würde ich dadurch gestraft; führet also ab, was ihr schuldig seid!“

Übrigens war er in Religionssachen gelinde. Er hatte nicht nur selbst einen evangelischen Kanzlisten in seiner Kanzlei, sondern sagte auch mir selbst gleich, ich könne mich an Sonn- und Festtagen seines Marstalls bedienen, um in der Nachbarschaft meines Gottesdienstes zu pflegen, und weil mein lutherischer Magen nicht an ihre Fastenspeise gewöhnt sei, so könnte ich mir an den Fasttagen kochen lassen, was ich wollte. Ja, als mich einige gutgesinnte Seelen aus der Nachbarschaft besuchten, sangen wir herzhaft in meinem Zimmer, das dem des Kardinals gerade gegenüberlag, evangelische Lieder, so daß er es hören konnte und mußte, ohne etwas dagegen einzuwenden, wohingegen zu gleicher Zeit, wenn in dem Ansbachischen Städtchen Brixenstatt an Sonn- und Feiertagen nur etliche Personen zusammen in ihren Häusern ein geistliches Lied sangen, der Kastner (Stadtknecht) sie in den Turm steckte und der Pfarrer auf der Kanzel dawider predigte!

An der Hoftafel speisten besagte verwitwete Frau Gräfin von Schönborn, geb. von Montfort, die von Zeit zu Zeit zu Besuch gekommenen Domherren 2c. und der gewöhnliche Hofstaat. Es ging aber öfters, besonders wenn der letzte allein war, im Diskurs dabei sehr unartig her, zu der Frau Gräfin, einer sehr würdigen und rechtschaffenen Dame, größtem Verdruß. Als mich ein gutgesinnter Graf von Castell besuchte, klagte ich es ihm. Er aber antwortete, es geschehe mir recht; warum ich mich nicht zum Meister am Diskurs machte? Dies hielt ich nun zwar nicht wohl für tunlich, doch versuchte ich es. Als einst der Diskurs ins Wilde ging und eben eine mit Blumen besteckte Torte auf der Tafel stand, sagte ich: wenn die gute Armelle da wäre, würde sie über diese Blumen manche schöne Gedanken haben. Die Frau Gräfin fragte mich, wer diese gute Armelle sei. Ich antwortete, es sei eine der katholischen Religion zugetane fromme Weibsperson in Frankreich gewesen, und erzählte allerlei von ihr, was der Frau Gräfin sehr angenehm war. Wenn nun von da an schlecht über der Tafel gesprochen wurde, fing ich mit der Frau Gräfin einen guten Diskurs an. Die andern wurden zwar böse darüber, mußten aber doch Respekt brauchen und wir blieben Meister vom Platz.

Ein Zeitlang speiste ein gräflich Schönbornscher Hofrat mit. Dieser hatte beständig den Kempis „von der Nachfolge Christi“ in der Tasche bei sich, konnte ihn fast auswendig und führte häufig Stellen daraus an. Ich freute mich darüber und gab ihm Beifall. Er verwunderte sich und sagte: die Lutheraner lehren nicht, daß man so leben könne und solle! Ich versicherte ihm, daß man bei uns eben dies lehre. Wenn er nach Stuttgart käme, solle er nur in die Schloßkapelle oder in Herrn Stadtpfarrer Riegers Predigten gehen, so würde er nichts anderes als eben dies hören, worauf er versetzte: so müßten wir Pietisten sein! Allein bald hernach kam der Fuchs zum Loch heraus. Er erzählte nämlich, er habe gestern einen Rausch gehabt, so daß er nimmer gewußt habe, cujus generis er sei! Ich sagte: Ei, Herr Hofrat, stehet dies auch im Kempis? Er antwortete, ja, es sei wohl möglich und schön, wenn man so lebe, wie Kempis es lehrte und wie der Heiland, seine Apostel und andere Heilige gelebt hätten. Diese würden auch deswegen einen großen Grad der Seligkeit und Herrlichkeit erlangen. Wer aber nicht just einen so großen Grad begehre, der könne dennoch selig werden, wenn er gleich nicht in allem lebe wie sie; worüber ich mich herzlich betrübte.

Mit dieser Frau Gräfin hatte ich, wenn ich nach dem Kaffee bei ihr auf ihrem Zimmer blieb, manchen vergnügten und gesegneten Umgang und freute mich herzlich, wenn sie mir erzählte, wie sie während der Messe aus ihrem Herzen mit Gott in Ansehung ihrer selbst, ihrer Kinder usw. spreche, und um was sie ihn bitte. Ich bekam auch von dieser Zeit an für die Gott am besten bekannten rechtschaffenen Glieder dieser Kirche viel gelindere Gedanken.

Die Frau Gräfin fragte mich mehrmals, ob ich die Zimmer des Schlosses (zu Geybach) noch nicht gesehen hätte. Als ich aber immer mit Nein! antwortete, sagte sie, es kämen so viele Fremde hin, das Schloß und den Garten zu besehen; es sei ja eine Schande, wenn ich nach Hause komme und nichts davon zu sagen wisse. Sie sehe wohl, sie müsse mich selbst herumführen, sonst werde nichts daraus. Sie zeigte mir ein Zimmer nach dem andern. Wenn sie mich aber fragte, worin der be-

sondere Geschmack und die Pracht des jetzigen Zimmers gegenüber dem anderen bestehe, so antwortete ich, das verstünde ich nicht, bekümmerte mich auch nicht darum. Darüber brach sie endlich in den Ruf aus, so einen hölzernen Mann, dem alles gleichgültig sei, habe sie in ihrem Leben noch nicht gesehen! Als wir in das Zimmer kamen, wo das kostbare Paradebett stand und sie wissen wollte, was ich davon hielte, sagte ich: Ich sehe wohl, daß viel Kirchengut darin steckt! worauf sie mir lächelnd einen kleinen Verweis gab.

Mich befiel ein tötliches hitziges Fieber. Der Kardinal befahl, alle mögliche Sorgfalt für mich zu haben; allein der Leibmedikus war, wenn er zu mir kam, meist betrunken.... Weil auch sonst, alles Befehlens unerachtet, die Gesunden sich um mich Kranken wenig kümmerten, entschloß ich mich, ob ich gleich noch sehr krank war, nach Hause zu reisen (trotz des Abratens der Frau Gräfin).

Als ich in Schwäbisch Hall ankam, war ich so elend, daß man mich im Posthaus unter den Armen hinaufschleppen mußte. In der Wirtsstube war ein betrunkener kaiserlicher Offizier, der haben wollte, ich solle mit ihm trinken. Ich entschuldigte mich höflich, ich hätte keinen Durst; es half aber nichts. Ich sagte, er sehe ja, daß ich ein schwacher kranker Mann sei, der nicht einmal allein die Treppe hätte heraufkommen können: es half aber nichts, sondern er fing an, ob ich ihn für einen ꝛc. ꝛc. halte, daß ich nicht mit ihm trinken wolle? Ich mochte ihm vorstellen, was ich wollte, so war es vergebens und er wollte Händel mit mir anfangen. Ich ersuchte etliche anwesende Magistratspersonen und den Wirt, mir Ruhe und Sicherheit zu verschaffen; sie hatten aber nicht das Herz dazu. Endlich sagte ich, ich sei Regierungsrat des Herzogs Karl Alexander zu Württemberg und ich würde Ihm augenblicklich durch eine Stafette (Kourier) mitteilen, was mir hier begegnete ꝛc. Als der Offizier diesen Namen hörte, war er augenblicklich ganz still und ließ mich unangefochten. —

Als ich mit dem Geheimratspräsidenten von Forstner wegen der mir angetragenen Fürstlich speierischen Geheimratsstelle sprach, antwortete er mir: der Herzog Karl Alexander verlangt, daß

ein Mann für zwei arbeiten solle; also wird er noch viel weniger zugeben, daß ein Mann zweien Herren diene. Ich sah daraufhin davon ab.

* * *

Die Stettenfelsische Lehens- und Religionskommission.*)

Es besaß ein katholischer Graf Fugger das der Reichsritterschaft in Schwaben inkorporierte Schloß Stettenfels und darunter gelegene evangelische Dorf Gruppenbach samt Zugehör als ein württembergisches Lehen. Er hatte unter Herrn Herzog Eberhard Ludwig um den katholischen Privatgottesdienst angesucht. Das wurde ihm abgeschlagen und er ließ es dabei bewenden. Als aber der katholische Herzog Karl Alexander zur Regierung kam, fragte er nicht nur nicht weiter an, sondern nahm erstlich verschiedene Kapuziner zu sich in das Schloß Stettenfels, gab hernach vor, der Platz für sie sei in seinem Schloß zu eng, er wollte also auf dem Berg vor dem Schloß ein kleines Hospitium und Kapelle für sie anlegen. Unter diesem Vorwand bauete er ein ganzes Kloster und eine Kirche, die viel größer war, als die evangelische Dorfkirche. Er wurde auch in seinem Vorhaben durch den Herrn Bischof zu Bamberg und Würzburg gestärkt und von vielen katholischen Höfen mit Kollekten unterstützt. Das fürstlich württembergische Ministerium und Regierungskollegium sahen die Sache für höchstbedenklich und von den schädlichsten Folgen für das Land selbst an. Es wurde also beschlossen, eine Kommission unter dem Namen einer Lehensvisitation dahin zu schicken, und der Herzog, dem sein darunter Not leidendes lehenherrliches Interesse nachdrücklich vorgestellt wurde, gab der Kommission eine Ordre an den Kommandanten zu Heilbronn mit, der Kommission auf Verlangen so viele Mannschaft abfolgen zu lassen, als sie begehren würde. Zu Kommissarien wurden ernannt der Regierungspräsident und Lehenprobst von Beulwiz, sodann der Regierungsrat und Lehenreferent Lang. Der Präsident hatte aber keine Lust zu dieser Kommission und ich wurde daher statt seiner zum ersten Kommissar verordnet.

Als wir (im Oktober 1735) in Gruppenbach angelangt waren, ließen wir dem Herrn Grafen unsre Ankunft und Auftrag zu wissen tun. Übrigens war damals das Kloster noch nicht bewohnbar, es hatte noch keine Türen und Fenster und wir sahen die Kapuziner auf

*) Diesen Bericht geben wir abgekürzt (vergl. „Politisches Wochenblatt" 1898, Spalte 29 ff.).

dem Dache herumklettern und es mit Ziegeln decken. Den andern Morgen ließ uns der Herr Graf zur Tafel laden, holte uns selbst, mit dem großen Ordensband umgehängt, in einer Karosse mit sechs Pferden, darin er rückwärts saß, ab und als wir bei dem Kloster vorbeifuhren, mußte ein Kapuziner bitten, daß wir belieben möchten, ihr Hospitiolum des Augenscheins zu würdigen. Wir ließen es uns auch weisen und fanden, daß nun die Türen und Fenster im stand, auch die Kapuziner in das Kloster wirklich eingezogen waren. Nach der Tafel ermahnte ich den Grafen: es möchte vor allen Dingen und bis wir weiter von der Sache gesprochen hätten, nicht weiter mit Bauen fortgefahren, sondern vielmehr alles wieder in den Stand gestellt werden, wie es bei unserer Ankunft gewesen sei. Der Graf aber wollte nichts davon hören. Ich ersuchte den Grafen nochmals behutsam in der Sache zu verfahren, denn wir hätten weitgehende Befehle und es sollte uns leid sein, wenn wir sie in Erfüllung bringen müßten. Er drohete darauf mit dem kaiserlichen Hof. Ich aber antwortete: er könnte wohl durch ungegründete Darstellung ein Mandatum S. C. herausbringen; man seie aber deswegen nicht schuldig, demselben sogleich zu parieren, sondern man behalte dagegen die Exceptiones sub- et obreptionis (Einwände) vor und so schieden wir auseinander.

Den andern Morgen ließ sich ein Notar mit Zeugen bei uns anmelden. Mein Kollega wollte ihn nicht vorlassen. Ich aber war anderer Meinung, weil der Notar schuldig sei, unsere Antwort auch zu protokollieren und wir dadurch Gelegenheit bekämen, des Grafen Gründe zu beantworten und unsere Gegengründe mitanzubringen. Wann dann der Graf, wie zu vermuten sei, das Notariatsinstrument bei dem Reichshofrat produziere, so seie dadurch schon in etwas vorgebaut. Wir ließen dann den Notarius herein, welcher unter anderem namens des Grafen mich des begangenen Verbrechens der beleidigten kaiserlichen Majestät beschuldigte, weil ich ohne Scheu gesagt hätte: Man sei nicht schuldig zu tun, was der Kaiser befehle. Als der Notarius fertig war, hieß ich ihn niedersitzen und schreiben, was ich diktieren würde. Ich beantwortete also alles und schloß damit: Was meine Person anbelange, so sei ich am kaiserlichen Hof allzuwohl bekannt, als daß man allda von mir glauben würde, ich wäre fähig, mich des Verbrechens der beleidigten kaiserlichen Majestät schuldig zu machen. Zu einer solchen Standesperson aber, als der Herr Graf sei, hätte ich mich nicht versehen, daß sie so niederträchtig sein und meine Worte so verdrehen würde, und zu seinem Konsulenten hätte ich mich nicht versehen, daß er ein solcher Ignorant sein und von

dem Reichsgerichts-, besonders dem Mandatsprozeß so wenig verstehen würde. Nach Tisch fuhren wir den Berg hinauf, stiegen bei der Kirche aus, gingen hinein und ich sagte den Arbeitern, welche eben den Boden der Kirche mit steinernen Platten belegten: ich befehle ihnen im Namen des Herrn Herzogs zu Württemberg Durchlaucht von dieser Arbeit abzustehen. Ich nahm auch zum Zeichen einer Real-Kontradiktion die nächste beste gelegte Platte und warf sie beiseit. Allsogleich sprang einer der Arbeiter ins Schloß und erzählte es dem Grafen. Dieser geriet, nach seiner jedermann bekannten Art, sogleich in einen wütenden Zorn, nahm zwei geladene Pistolen und sagte, er wolle den, der ihm diesen Affront bewiesen, totschießen. Weil mir nun des Grafen Charakter bekannt und wir ohne alle Bedeckung waren, so trieb ich an meinem Kollegen, daß, da wir nun getan hätten, was wir jetzo hätten tun wollen und können, wir uns wieder zurückbegeben und dadurch besorglichen Zufällen ausweichen wollten. Als nun der bereits auf die Schloßbrücke gekommene Graf hörte, daß wir wieder den Berg hinabgefahren wären, begab er sich auch in das Schloß zurück.

Darauf präsentierte sich der Notar wieder in unsrem Quartier. Ich ließ ihn abermalen hereinkommen. Ehe er aber anfing zu reden, fragte ich ihn: Wer er wäre? Antwort: Er sei ein Notar. Ich: er sollte sich durch Vorzeigung seines Diploms legitimieren, daß er einer sei; es könnte sich ein jeder liederlicher Kerl für einen Notar angeben. Er: Er habe sein Diplom nicht bei sich, sei ja aber schon einmal bei uns gewesen. Ich: das stehe bei mir, ob ich eine Legitimation fordern und ihn, wann er gleich sich nicht legitimiert habe oder legitimieren könne, anhören wolle oder nicht. Wann er aber ein Notar sein wolle, so müsse er auch so viel wissen, daß er auf Begehren schuldig seie, sein Diplom vorzuzeigen. Er: es sei zwar an dem; weil wir ihn aber schon einmal vorgelassen hätten, so hätte er nicht geglaubt, daß man nun erst ihm die Legitimation abfordern werde; er habe sein Diploma in Heilbronn. Ich: So solle er hinreisen und es holen. Er: er wolle uns nur sagen. — Ich: er solle das Maul halten; er wisse selbst, daß alles, was ein Notar, der sich nicht legitimieren könne, tue, null und nichtig und man nicht schuldig sei, ihn als einen Notarium zu erkennen. Er sollte sich also fortpacken oder gewärtig sein, daß ihm etwas sehr unangenehmes begegne. Darauf machte er sich mit seinen Zeugen fort. Indessen war nicht rätlich, länger ohne Bedeckung zu bleiben. Wir schickten also dem Kommandanten von Heilbronn die Herzogliche Ordre, und er ließ uns das verlangte Kommando von einem Leutnant und 50 Mann ab-

folgen. Dieses kam in aller Stille in der Nacht vor Allerheiligen nach Gruppenbach und wir setzten gleich vor unser Quartier, vor das Schloß und sonst einige Posten aus. Im Schloß merkte man nichts davon und läutete in aller Frühe zum katholischen Gottesdienst. Als sie aber das Tor aufmachten und eine württembergische Wache erblickten, schlugen sie es geschwinde wieder zu. Unserer Anweisung gemäß ließen die Soldaten jedermann, wer in das Schloß hineinwollte, hinein, aber ohne unsere Erlaubnis niemand heraus. Nach und nach kamen viele fremde Katholische, welche dem Gottesdienst beiwohnen wollten. Alle wurden aufgeschrieben, wer sie seien und woher sie kommen, ihnen zugleich bedeutet, daß künftig kein katholischer Gottesdienst allda mehr würde gehalten werden, sie also wegbleiben oder gewärtigen sollten, daß sie in Arrest genommen würden. Der Notar, so indessen sein Diplom geholt hatte, wollte nun zum drittenmal zu uns. Die vor unsrem Quartier postierte Wache aber trieb ihn der ihr erteilten Instruktion gemäß mit seinen Zeugen ab und er ließ sich nicht mehr sehen. Wir schrieben darauf an etliche benachbarte württembergische Beamte, ließen so viele Wagen, als wir nötig zu haben glaubten, kommen, sodann die erst seit unsrer Ankunft eingesetzten Türen und Fenster darauf laden und wegführen. Weil es nun schon im November war und die Kapuziner vor Kälte ohne Türen und Fenster nicht in ihrem Kloster bleiben konnten, so begaben sie sich in das Schloß, darin wir sie auch gerne ließen, und froh waren, daß wir ohne Hand an ihre Personen zu legen, sie mit guter Manier wieder aus dem Kloster gebracht hatten. Wir, Commissarii, berichteten indessen von Zeit zu Zeit den Verlauf der Sache dem Herzoglichen Ministerium; und dieses hatte so viel Mut, ohne bei dem Herzog aus leicht zu erratenden Ursachen anzufragen, uns anzubefehlen, daß wir die Kirche und das Kloster schleifen lassen sollten. Wir ließen also einen Baumeister von Heilbronn, der alles leiten sollte, und 300 Mann Handwerksleute und andere Personen kommen, solches in das Werk zu setzen, denen wir dabei aufgaben, alle Materialien soviel möglich zu schonen, auch sich sonst nicht den geringsten Exzeß in Ansehung der katholischen Religion zuschulden kommen zu lassen, wohl aber zu trachten, den Grundstein zu bekommen, um zu sehen, was etwa darin befindlich sei. Als sie nun denselben gefunden, brachten sie ihn, ohne unser Geheiß, in einer förmlichen Prozession in unser Quartier und es befand sich, daß von den Kapuzinern eine lateinische Inschrift darein gelegt war, darin dem Grafen der lächerliche Titel eines supremi Domini (Souveräns) von Gruppenbach gegeben, übrigens aber bezeuget wurde, daß dieses angebliche Hospitiolum für

einige Hofpatres eine förmliche katholische Mission hatte abgeben sollen. In etlichen Tagen lagen also Kirche und Kloster zu Boden und sind es noch.

Als die Kommission zu Ende war, schickten wir dem Grafen eine Rechnung über die Kommissionskosten von etwa 1000 Talern. Der Graf ärgerte sich schrecklich darüber und schlug, wie leicht zu erachten, die Zahlung ab. Weil aber viele Scheuern voll Früchten vor dem Schloß stunden, so schrieben wir einen Fruchtverkauf in die Nachbarschaft aus, bestellten einen Mann, unter dessen Aufsicht alles ordentlich zuging, gehörig berechnet und der Erlös uns zugestellt wurde. Wir zogen die Kommissionskosten davon ab, schickten den Rest nebst einer Quittung über den Abzug dem Herrn Grafen zu und begaben uns darauf wieder nach Stuttgart.

Gleichwie nun dieser Hergang im ganzen römischen Reich ein sehr großes Aufsehen verursachte, also soll auch im Reichshofrat wirklich eine sehr scharfe Resolution unter der Feder gewesen sein, als ein kaiserliches Dekret an den Reichshofrat einlangte: daß, weil der Herr Herzog zu Württemberg im Begriff stehe, sich über allen mit der Reichsritterschaft schwebenden Streitigkeiten in Güte zu setzen, alles gerichtliche Verfahren einstweilen eingestellt werden sollte. Weil nun dieser Stettenfelsische Handel auch dahin einschlug, so blieb auch derselbe lediglich auf sich beruhen.

* * *

Im Januar 1736 mußte ich die Erblandeshuldigung für den Herzog im Klosteramt Herrenalb abnehmen; von da sollte ich zu gleichem Zwecke nach Hornberg auf den Schwarzwald gehen (auf dem Weg dorthin mit Lebensgefahr über das überfrorene Murgtal). — Von Hornberg begab ich mich zur Abnahme der Huldigung ferner in die Ober- und Klosterämter Nürtingen, Denkendorf und Kirchheim u. Teck.

Als ich nach Kirchheim kam, meldete mir der Beamte, daß eine Anzahl Bürger da sei, welche Separatisten seien und es eher auf alles ankommen lassen, als einen Eid ablegen würden. Ich fragte, wie sie sich sonst aufführten. Der Beamte sagte, es seien seine besten Bürger. Ich gab ihm sodann auf, dieselben morgens vor der Huldigung in mein Quartier kommen zu lassen, und sagte bei ihrem Erscheinen: Ich vernehme, daß sie sich ein Gewissen daraus machen, einen Eid, mithin auch den Huldigungseid ablegen; ob dem so sei? Sie sagten: Ja!

Ich: Ob sie glaubten, daß sie der Obrigkeit in Dingen, die nicht wider Gott und sein Wort seien, Gehorsam zu leisten schuldig seien? Sie: Ja! Ich: Ob sie auch willig seien, diesen Gehorsam gegen unsern gnädigen Fürsten und Herrn Hochfürstliche Durchlaucht wirklich zu leisten? Sie: Ja! Ich: Ob sie willig seien, mir solches durch einen Handschlag, der von eben der Rechtskraft sein solle, wie der andern wirklicher Eid, zu versprechen? Sie: Ja! Ich: Ich habe zwar keine besondere Instruktion für diesen Fall, wollte es aber, mit Vorbehalt weiterer Hochfürstlich gnädigster Entscheidung, einstweilen auf mich nehmen und es bei einem Handschlag bewenden lassen. Ich bezeuge ihnen aber hiermit, daß, wenn sie künftig ihre Untertanen- und bürgerlichen Pflichten nicht mit eben der Gewissenszartheit, die sie jetzt vorgeben, beobachten würden, sie, anderen zum Exempel, doppelt gestraft werden würden. Sie legten darauf den Handschlag ab und waren vor Verwunderung und Freuden voll Tränen und Lobes Gottes daß, da sie sich keiner anderen als einer harten Behandlung versehen und darauf gefaßt gemacht hätten, Gott ihren Unglauben beschämt und gezeigt hätte, daß er mehr tun könne und wolle, als sie ihm zugetraut haben. Ich brachte die Sache nachher in meinen Bericht. Und weil ich wußte, daß in dem Kollegium allerlei blinde Religionseiferer (ob sie gleich, wie es insgemein zu geschehen pflegt, in ihrem eigenen Leben und Wandel wenig Religion bei sich blicken ließen) vorhanden waren, welche gegen solche Personen streng vorfuhren, so baute ich vor und erklärte: es sei mir bewußt, daß des Herrn Komitialgesandten Exzellenz bei der jünst in ihrem Lehensdorf Deufringen abgenommenen Huldigung es ebenso gehalten hätte 2c. Darauf wurde es ohne allen Widerspruch dabei gelassen.

Weil auch um dieselbe Zeit im ganzen Land über die damalige herzogliche Regierung großes Mißvergnügen verspürt wurde, so nahm ich Anlaß, in meiner Huldigungsansprache an die Stadt- und Amtsuntertanen zu Kirchheim in Kürze von den meist unerkannten Wohltaten, welche wir unter der jetzigen Regierung genießen, zu reden, was auch einen sehr guten Eindruck im Gemüt der Zuhörer machte.

Als ich auf dieser Reise war, wurde inzwischen vom Herzog allen Kanzleiverwandten (d. h. Angehörigen) befohlen, daß sie und ihre Weiber, wie auch ihre erwachsenen Töchter, bei Strafe einer vierteljährlichen Besoldung auf den Redouten in dem Karneval erscheinen sollten. Als ich wieder nach Hause und ins Regierungskollegium kam, sagte ein weltlich gesinnter Regierungsrat, damit ich mich nicht mit der Unwissenheit entschuldigen könne, so wolle er es mir wiederholt im öffentlichen Kollegium anzeigen, daß dieser Befehl ergangen sei. Ich antwortete nur, es wäre gut! Und so sehr ich meiner Besoldung bedürftig war, so erschienen eben doch weder ich, noch die Meinigen. Es wurde dem Herzog angezeigt. Dieser aber antwortete: Wenn es ein anderer getan hätte, so strafte er ihn; von dem Moser aber glaube er, daß er sich ernstlich ein Gewissen darüber mache, und also soll man ihn passieren lassen.

Berufung nach Frankfurt a. d. Oder und Abschied von Württemberg.

Unterwegs auf besagter Reise erhielt ich von dem mir unbekannten Herr Geheimrat Böhmer zu Halle ein Schreiben, worin er mir die durch Absterben des Geheimrats Hoffmann zu Frankfurt a. d. Oder erledigte Stelle eines Königlich preußischen Geheimen Rats und Ordinarius oder ersten Professors der Rechte, nebst dem bisher zu Frankfurt noch nicht üblich gewesenen Charakter eines Direktors der Universität antrug.

So bedenklich es damals in Württemberg überhaupt und mit mir besonders aussah, so hatte ich doch anfangs schlechte Lust, diesen Ruf anzunehmen. Denn 1) ich besorgte, das Königlich preußische und das von mir zu lehrende Deutsche Staatsrecht möchten öfters nicht miteinander übereinstimmen, und ich sodann darüber in Verdruß geraten; 2) hatte ich keine Lust zu den (meist Zivilsachen betreffenden) Fakultätsarbeiten. Ich gab also zuerst nur eine dilatorische Antwort, erkundigte mich aber indessen nach den Umständen zu Frankfurt. — Darüber teilte mir Herr Geheimrat Böhmer das zweite königliche Reskript mit, welches aus einem mir ungewohnten Ton ging, als ob ich nur suchte, meine Konditionen (Verhältnisse) zu Hause aus Gelegen-

heit dieser Berufung zu verbessern und sie hernach zu „deklinieren“ (d. h. nach Wunsch einzurichten); ich solle mich also positiv erklären. Das machte mich ziemlich stutzig und schien mir keine gute Aussicht auf die Zukunft zu versprechen.

Ich entschloß mich also, dem Herzog meine Aufwartung persönlich zu machen, ihm von der Sache Nachricht zu geben und die mich in meinem Dienst drückenden, auch, wenn es Gelegenheit gäbe, die bekannten damaligen Landesumstände beweglich vorzustellen, doch aber, wenn er es verlangte, in seinen Diensten zu bleiben.

Um desto leichter zum Herzog, der schwer zu sprechen war, zu kommen, sagte ich dem in der Garderobe anwesenden, beim Herzog sehr wohl gelittenen Kammerdiener, ich hätte Briefe von Berlin bekommen, deren Inhalt ich gern Ihro Durchlaucht selbsten eröffnen möchte. Der Kammerdiener antwortete: Wenn Sie etwas von Berlin haben, werden Sie nicht willkommen sein; mein Herr ist mit dem König von Preußen über das Knie gespannt! Ich erwiderte, davon sei mir nichts bewußt, ich müßte aber notwendig Ihro Durchlaucht von den erhaltenen Briefen Nachricht geben. Der Kammerdiener ging hinein, kam aber wieder heraus mit dem Auftrag: der Herzog lasse mich fragen, ob ich in seinen Diensten und Pflichten stehe? Antwort: Ja! Er: Wie ich denn dazu komme, daß ich eine odiöse Kommission von dem König von Preußen an Ihn übernehme? Ich sagte: Ich weiß nicht, was Sie dem Herzog gemeldet haben müssen. Ich habe keine Kommission von dem König an den Herzog, sondern ich habe vom König eine Berufung in seine Dienste erhalten. Der Kammerdiener versetzte: Das ist etwas anderes! Warum haben Sie es nicht gleich anfangs gesagt? Ich antwortete: Es ist nicht Brauch, daß man das, was man dem Herrn selbst sagt, vorher andern eröffnet. Er ging darauf wieder hinein und brachte die Antwort: Ich solle fortarbeiten. Wenn aber diese Gelegenheit vorbei sei, wolle Er mir die Dimission geben.

Darauf verlangte ich meine Entlassung schriftlich, bekam aber durch den Freiherrn von Schüz mündlich den Bescheid, der Herzog gebe sie mir nicht, denn ich wüßte viel Geheimes von Haus- und Landesangelegenheiten. Ich antwortete, ich habe nie

Zutritt zum Archiv gehabt, noch sonst geheime Sachen zu wissen bekommen; vielen anderen, die weit mehr Geheimnisse, als ich, erfahren hätten, sei die Entlassung deswegen doch, bald auf ihr Ansuchen, bald wider ihren Willen erteilt worden. Ich sei kein Leibeigener, sondern diene auf Kapitulation. Kraft derselben können beide Teile einander drei Monate zuvor aufkündigen. So lang wolle ich allenfalls warten, aber länger nicht. Ich schriebe auch dem Geheimen Rat Böhmer, ich wolle den Ruf annehmen 2c. Ich übergab also das zweite Memorial und berief mich darauf, daß ich kraft meines Reats oder Bestallung befugt sei, aufzukünden; ich hätte demgemäß mein Wort schon gegeben. Darauf ließ mich der Kabinetsminister und Hofkanzler von Scheffer zu sich kommen und erklärte mir: der Herzog wolle künftig keinen adeligen Regierungspräsidenten mehr haben, sondern (wie vormals) einen gelehrten Kanzler, und dieser sei er. Weil er aber meist bei Hof sein müsse, so wolle der Herzog mich zum Vizekanzler machen. Ich erklärte, daß ich nach dem bisherigen Betragen gegen mich wenig Lust haben sollte, zu bleiben. Gleich wie ich mich aber bald anfangs entschlossen hätte, wenn der Herzog es gnädig verlangte, in Diensten zu bleiben und den Ruf fahren zu lassen, so wollte ich zur Bezeugung meiner untertänigsten Ergebenheit es noch tun. Nur möchten Ihro Durchlaucht an den König schreiben, damit ich meines gegebenen Wortes wieder quitt würde. Herr von Scheffer hinterbrachte es dem Herzog, erhielt aber zur Antwort, ob er denn meine, der Herzog sei ein N..., daß er um meinetwillen an den König schreiben würde? Ich solle meine Dimission haben! Nachher reute es den Herzog wieder und er wollte an den König schreiben. Ich traute nun aber auch nicht mehr, sondern beharrte und erhielt die Dimission. Doch ließ mir der Herzog sagen, ich würde schon noch erfahren, was es für Dienste seien, in die ich mich begeben wolle!

Als die mir geschehenen Anerbietungen einigermaßen kund wurden, ließ sich der Regierungsrat D. so aus: Wenn ich Vizekanzler würde, werde man wohl alle Morgen in dem Kollegium den Morgensegen nebst einem Kapitel in der Bibel lesen und ein Lied singen müssen! —

Ich hatte, nicht aus dem Fürstlichen Archiv, sondern aus gedruckten Büchern und anderen Privatnachrichten allerlei von württembergischen Sachen gesammelt. Der Herzog ersuchte mich, es ins Archiv zu geben. Nun hatte zwar manches mich mein gutes Geld gekostet, ich gab es eben doch her und das Ministerium trug auf eine goldene Medaille zum Präsent für mich an. Der Herzog aber schickte mir dafür ein (gnädiges) Handschreiben nach (datiert vom 12. Oktober 1736).

Indessen hatte ich von Berlin eine Antwort bekommen, worin alles bewilligt wurde. — Überhaupt war die Bestallung sehr ehrenvoll. Es heißt darin:

„Daß wir den ꝛc. Moser wegen seiner in dem Jus publicum und der deutschen Historie überall bekannten Wissenschaft und durch viele gelehrte Schriften genugsam an den Tag gelegten besonderen Meriten (Verdienste) dazu in Gnaden ausersehen."

Ich nahm sodann den 2. Mai in Tübingen die mir nun notwendig gewordene Würde eines Doktors der Rechte an. Einige rechtschaffene Seelen wollten über diesen Ruf und seine Annahme stutzig werden und sagten: wenn man sich sonst zur Nachfolge Jesu bekenne, werde man von der Welt verspottet und verfolgt; aus mir aber scheine die Welt einen vornehmen Mann machen zu wollen. Ich antwortete: der liebe Gott werde schon wissen, dem, was vor der Welt in die Augen falle, ein solches Gegengewicht anzuhängen, daß der alte Mensch nicht Ursache haben werde, sich zuviel darauf einzubilden; und so ging es auch!

Sonst will ich von dieser Zeit nur noch folgendes bemerken: Ich sagte einst zu Geheimrat von Bilfinger von etwas, das laufe ja gegen alle Principia! Darauf antwortete er mir: Wir haben keine Principia und wollen keine haben. —

Als ich in Ludwigsburg war, wurde ich von einem gewissen adligen Geheimrat zu Gast geladen. Nach der Mahlzeit verspürte ich im Leib solche Anzeichen, daß ich daraus schließen mußte, ich habe Gift bekommen, obgleich es, weil ich wenig gegessen und getrunken hatte, nicht seine völlige Wirkung tun konnte. Als ich am Abend wieder nach Stuttgart kam, eröffnete

ich es dem Leibmedicus, Dr. Lentilius, der es mir zwar anfangs ausreden wollte, endlich aber selbst nicht Unrecht geben konnte. Als ich viele Jahre später auf dem Wahltag Kaiser Karls VII war, besuchte mich ein damals Fürstlich Taxisscher, hernach Kur-Kölnischer Hofrat W. und erkundigte sich genau nach meinen Gesundheitsumständen. Da er mich nun über einen gewissen Umstand befragte, was ich davon halte, wo dieses herrühre, sagte ich, ich halte es für etwas, was auf die goldene Ader ziele. Er antwortete: Nein! sondern Sie haben Gift bekommen! und fügte hinzu, er könne von diesen Umständen um so mehr wissen, weil ihm zweimal, einmal in Mannheim, und einmal in Wetzlar, eben dergleichen begegnet sei. Dann erzählte er mir, er habe einmal in Ludwigsburg mit dem obgenannten Geheimen Rate getrunken, wobei derselbe gesagt habe, ob man sich ein Gewissen daraus zu machen habe, wenn man einen Mann, der viel von den Geheimnissen des Hofes und fürstlichen Hauses wisse und dem man doch nicht trauen dürfe, in die andere Welt schicke. Er habe darauf seinen Hut genommen und gesagt: Euer Exzellenz! auf diese Weise ist nicht gut mit Ihnen trinken. Der Geheimrat aber habe ihn zurückgezogen und gesagt: Sei er kein Narr! weil er vormals die Theologie studiert hat, habe er ihn nur prüfen wollen, wie weit er darin gekommen sei. Weil nun dieser W. in besagten Geheimrats Hause sehr familiär gewesen und die damalige Grävenitzsche Hofpartei mich ebenso für einen Mann gehalten hat, der vieles von ihnen und württembergischen Staatssachen wisse, und dem sie doch nicht trauen dürften, noch getraut haben: so konnte ich aus des W. Erzählung genugsam merken, daß meine Mutmaßung wegen des bei der Mahlzeit bekommenen Giftes nicht ohne Grund gewesen sei.

Viertes Kapitel.

Direktor der Universität und Professor der Rechte zu Frankfurt a. O.

(1736—39).

1. Reise dahin.

Ich reiste im Monat Mai 1736 nach Frankfurt a. O. Zu Nürnberg logierte ich diesmal — und allemal, so oft ich hinkam — bei einem frommen alten Wirt „zum goldenen Engel", Büttner. Dieser in seiner Profession sehr rare Mann litt nicht nur in seinem Hause von seinen Gästen keine Unordnung und gab keinem mehr zu trinken als die Notdurft, sondern er riet auch selbst den bei ihm einkehrenden Fremden zu ihrem Besten, hob das Übriggebliebene sorgfältig für sie auf und gab an die Hand, wie man es ein anderes Mal benützen könne. —

Wir reisten 80 Meilen Wegs, in ein Land, wo wir keinen Menschen, noch die Landesart, Münzsorten 2c. kannten. Aber die göttliche Vorsehung begleitete uns. Zu Dinkelsbühl traf ich auf der Reise eine gedruckte Anzeige von Arnds wahrem Christentum, das zu Züllichau herauskommen sollte; dieser war ein Verzeichnis angehängt, wer Vorschuß darauf annehme. Da stand nun: „Frankfurt a. O. Herr Leidemit". Dieser Name kam mir besonders vor, und weil ich keinen Buchhändler dieses Namens kannte, hingegen allerlei rechtschaffene Prediger 2c. in dieser Liste fand, so vermutete ich, Herr Leidemit möchte auch ein solcher Mann sein. Sobald ich nun in Frankfurt a. O. im Wirtshaus abgestiegen war, fragte ich, ob jemand hier wohne, der Leidemit heiße? Antwort: Ja, ein Ratsverwandter, und seine Tochter habe den Bürgermeister Gurisch zur Ehe. Ich fragte weiter, was das für Leute seien? Antwort: überaus wackere, christliche Leute. Ich machte mich darauf sogleich mit ihnen bekannt, und sie bewiesen elterliche und brüderliche Treue an uns, gaben meiner sel. Frau in allen zum Haushalt nötigen

Sachen den besten Aufschluß, schilderten uns auch die Personen, mit denen wir umgehen mußten, daß wir wußten, wem wir vertrauen durften oder nicht 2c. — kurz in wenigen Tagen und Wochen war meine liebe Frau so bekannt in Frankfurt, als ob wir schon lange da gewohnt hätten, und wir hatten an diesen lieben Leuten treue Herzensfreunde, solange wir dort waren.

2. Universitätssachen.

Diese Universität ist ohnehin sehr abgelegen und außer dem Jubiläum nie stark besucht gewesen (im Unterschied von Halle!). — Und besonders war es zu der Zeit, als ich hinkam, nicht möglich, daß sie floriert hätte. Es waren allerlei sonderbare Dinge passiert, wovon sich Respektshalber nichts schreiben läßt, auch sah es sonst innerlich bei der Universität so aus, daß mein Amtsvorfahr, Geheimrat Hoffmann, die stärksten Vorstellungen deswegen an die Herrn Kuratoren richtete, und endlich als ein Mann von den besten Jahren aus Verdruß den Tod davon gehabt hat. Herr Hofrat Fleischer antwortete mir auch auf mein erstes Schreiben an ihn: die Universität liege fast gänzlich in agone (im Todeskampf) und er könne fast nicht absehen, wie ihr zu helfen sei. Besonders sah es in der juridischen Fakultät, auf die dort alles ankommt, betrübt aus. Meine beiden nächsten Kollegen, die Herren Hofräte Trier und Fleischer, waren höchst mißvergnügt, daß ihnen ein fremder und viel jüngerer Mann vorgezogen worden war.*)

So bekam ich bald in Frankfurt aus manchen Ursachen sehr üble Zeit:

1. Ich war kaum da, so wurde durch Herrn von Ludwig dem Staatsminister und ersten Kurator der Universitäten, Herrn von Cocceji vorgehalten, wie heftig ich von seines Vaters Jus publicum in meinen Büchern geschrieben hätte, wodurch dieser Minister sehr gegen mich aufgebracht wurde und ich mich also keiner Unterstützung von ihm zu versehen hatte. Mithin

*) Moser läßt nun die Professoren Revue passieren und charakterisiert sie in einer Weise, die den Notstand der Universität deutlich beweist. Das durfte hier übergangen werden.

konnte ich auch mein Amt als Direktor der Universität nicht mit dem gehörigen Ansehen und Nachdruck verwalten.

2. Nahm er mir übel, daß ich nicht auch über das Jus civile lese ꝛc.

3. Ich fragte beim Hof an, worin mein Amt als Direktor der Universität bestehe. Dem darauf erhaltenen Bescheid zufolge berichtete ich den 2. Januar 1737 über den Zustand der Universität durch alle Stücke und von Person zu Person, mit aller möglichen Treue und Aufrichtigkeit, an die Herrn Kuratoren und bat, es möchte einer von ihnen selbst herüberkommen, der Sache auf den Grund sehen und helfen.

Es kam auch darauf der zweite Kurator, Präsident von Reichenbach. Er war mir sehr geneigt. Aber dergleichen Dinge waren seine Sache nicht! Als er von Berlin mit dem Professor Dithmar nach Frankfurt reiste, gab er diesem von dem, was ich berichtete, allzufrüh Nachricht. Nach seiner Ankunft ließ er alle Professoren in pleno zusammenkommen, im Kreis herumsitzen, las aus meinem Bericht einen Punkt nach dem andern ab und fragte: ob dem so wäre?! Da sollte einer dem andern ins Gesicht sagen, er sei faul, er sei ein schlechter Dozent, er sei seinem Amt nicht gewachsen usw.! Herr Dr. Gölicke sagte zu mir, ich hätte recht; er müsse aber länger mit diesen Leuten leben! —

Unter anderem hatte ich berichtet, daß die Universitätsbibliothek in größter Unordnung und alle wichtigen neu angeschafften Werke im Haus des Bibliothekars seien, ohne daß sie in den Katalog eingetragen seien. Herr von Reichenbach sagte in meiner Gegenwart: Herr Professor Dithmar! wir werden nächster Tage kommen und auch sehen, wie es in der Bibliothek aussieht! Ich sagte aber hernach allein zum Präsidenten, auf diese Weise sei ich für nichts verantwortlich. — —

Als man nun endlich in dem Zimmer neben der Bibliothek zusammenkam, bezeugte Herr Dithmar sich gegen mich wie ein wütender Mann. Da aber Herr von Reichenbach es gelassen anhörte, so war ich auch still und erwartete das Weitere. Man ging darauf in die Bibliothek und traf alles gerade so an, wie ich es berichtet hatte. Alles war in Unordnung. Wenn ich nach

diesem und jenem neu angeschafften Werk fragte, so war die Antwort, er habe es zu Haus; wenn ich fragte, wo es im Katalog stehe, so hieß es, es sei noch nicht eingetragen.

Zuletzt erklärte Herr von Reichenbach öffentlich: Herr Geheimrat Moser habe in allen Stücken die Wahrheit berichtet! Herr Dithmar aber fiel über seinem heftigen Zorn in eine Krankheit und starb.

Endlich kam am 7. Mai ein neues Reglement, wodurch mein Bericht gerechtfertigt wurde. Aber niemand bekümmerte sich darum oder tat darnach, weil man wußte, daß ich von höheren Orten nicht unterstützt werde. —

Am 28. September 1737 mußte Herr Geheimrat Böhmer (NB. nachdem Moser am 27. Mai genau berichtet hatte, daß sich seit seiner Ankunft mehr Studenten inskribiert hätten, als in vielen Jahren, und daß er unter allen Professoren mit die stärkste Anzahl von Zuhörern, endlich auch nie jemand über seinen Vortrag geklagt habe) an mich schreiben, der Hof sei mit meinen Diensten ganz unzufrieden und habe alles Vertrauen zu mir verloren; ich solle mich daher anderwärts um Dienste umsehen.

Ich wußte zuverlässig, daß der König hiervon nichts wisse und anders von mir denke, schrieb daher am 7. Oktober an den König selbst. Er antwortete mir in einem Handschreiben also:

„Hochgelahrter Herr, lieber Getreuer! Ich habe Euer Schreiben vom 7. dieses erhalten, und ist Euch darauf in Antwort, daß ich zwar so eigentlich nicht informiert bin, wodurch ein widriges Sentiment von Euch veranlaßt worden. Wenn Ihr aber Eure Funktion treu verwaltet und darin fleißig seid..., so dürfet Ihr Euch nicht inquietieren, denn eines solchen Mannes Glück mehrenteils auf seine eigene Konduite bei dem Lehramt ankommt. Ich bin

Wusterhausen, 19. Oktober 1737. Euer wohlaffektionierter König Fr. Wilhelm."

Bald hernach kam der König nach Frankfurt. Als der Herr Oberst von Camas uns dem König vorstellte und unsre Namen nannte, sagte der König öffentlich vor einer großen Menge Leute zu mir: Er hat ja wieder fortgewollt! Ich sagte: Ihro Majestät! Ich habe nicht fortgewollt, sondern man hat

mich nicht länger hier leiden wollen. Der König versetzte: Es ist nicht wahr! Wer hat es befohlen? Sag er die Wahrheit! Ich antwortete: Herr Geheimer Rat Böhmer zu Halle hat es an mich schreiben müssen. Wer es ihm befohlen habe, wird er zu sagen wissen! Darauf war der König still. Herr von Camas aber sagte uns nachher, es habe mich ein guter Geist regiert, daß ich den Herrn von C. (lies: Cocceji) nicht genannt habe. Denn weil er eben damals beim König im schwarzen Register gestanden sei, so hätte er dadurch unglücklich werden können, weil der König ganz ungemein darüber aufgebracht gewesen sei, daß man mir ohne seinen Befehl aufgekündigt habe 2c.

Noch ehe der König hinkam, breitete sich die Nachricht aus, der lustige Rat Morgenstern werde in einem possierlichen Habit im Auditorium eine schnackische (spaßhafte) Disputation halten, die den Titel habe: „Vernünftige Gedanken von der Narrheit", wobei die Professoren opponieren sollten. Ich ging zum Kommandanten von Frankfurt, Oberst von Camas, der ein Liebling des Königs (der auch bei ihm logierte) und mein Gönner war, und stellte ihm vor, ich würde nicht opponieren, es möchte auch daraus entstehen, was da wolle! Der Herr Oberst bat mich um alles in der Welt, mich nicht zu widersetzen. Der König sei es vom Größten bis zum Kleinsten gewöhnt, daß man ihm parieren müsse 2c. Ich beharrte aber darauf, es sei wider mein Gewissen und wider meine Ehre; ich hätte die Reputation, so ich etwa habe, nicht in Frankfurt geholt, ich wollte sie also auch nicht allda verlieren 2c.

Herr Morgenstern besuchte mich. Ich bat ihn, dem König vorzustellen, was es für widrige Folgen für die Universität haben würde; er besorgte es auch selbst, sagte aber, er dürfe kein Wort mehr deswegen sprechen, weil der König ihm gedroht hätte, ihn widrigenfalls kreuzweise schließen und unter die Peitsche legen zu lassen. Dieses Herrn Morgensterns Habit war von lauter Kleidungsstücken, die der König nicht leiden konnte und dadurch verächtlich machen wollte, nämlich ein gesticktes blausamtenes Kleid mit sehr großen roten Aufschlägen und einer roten Weste, samt einer großen Perücke, die

über den ganzen Rücken hinabging. Die Stickerei an den Knopflöchern usw. bestand aus lauter silbernen Hasen; statt des Degens hatte er einen Fuchsschwanz an, und auf dem Hut statt der Federn Hasenhaare.

Als ich zu Nacht aß, kam der Pedell und brachte mir ein Exemplar von der Disputation mit dem Befehl vom König, morgen zu opponieren. Mir wars ganz eigentlich, als wenn mir ein Messer im Magen herumgedreht würde, und das war ohne Zweifel der Haupturſprung meiner nachherigen schweren Krankheit.

Der König kam morgens zeitig in das Auditorium und schickte erst einen Unter-, bald darauf aber einen Oberoffizier an mich, ich solle kommen. Ich entschloß mich, wenn ich je genötigt werden sollte, zu opponieren, es auf eine ernsthafte Weise zu tun. (Nämlich „die Art von Narren sei vergessen worden, die in den Psalmen, den Büchern Salomos 2c. Toren und Narren genannt werden, die keinen Gott und keine Unsterblichkeit 2c. glauben, aber endlich sich selbst das Urteil sprechen würden: wir Narren haben des rechten Wegs verfehlt 2c.")

Als ich mich durch die Menge von etlichen 1000 Menschen durchgedrängt hatte und in den Vorsaal des Auditoriums kam, wo sich der königliche Prinz Ferdinand und viele Standespersonen befanden, übernahm mich der Unmut, so daß ich in die unbedachten Worte ausbrach: Das ist ein unglückseliger Tag für die Universität! Auf diese Weise ruinieren Ihre Majestät die Universität! Ein Offizier mit dem schwarzen Adlerorden klopfte mich auf die Achsel und sagte: Ei, Herr Geheimer Rat, Herr Geheimer Rat! Nicht so hart, das kann der König nicht leiden! Ich antwortete: Ich kann nicht dafür! Man tut alles, was die Universität niederdrückt und dann fordert man von mir, daß sie floriere!

Als ich in das Auditorium kam, grüßte mich der König mit Abnahme des Huts und sagte: Das ist ja der Moser! Ich antwortete: Ja, Eure Majestät! Der König: Warum ist noch niemand da? Ich: Ihro Majestät haben keine Zeit bestimmen lassen; wenn der Aktus nur zu Ihro Majestät Satisfaktion ausschlägt! Der König: Das will ich wohl hoffen!

Der König ging daraufhin weg und sagte zu einigen Offizieren, daß ich es hörte, der Morgenstern sei klüger, als wir alle ꝛc., kam dann wieder zu mir und sagte: Was habt ihr denn gegen den Morgenstern? Wenn man einen Hasen haben will, muß man ihn ja von Universitäten holen ꝛc., und daß ihrs wisset: Ich habe ihn zum Vizekanzler aller meiner Universitäten gemacht! Ich: Ihro Majestät können ihn zum Kanzler machen.

Der König fragte andere, wo Morgenstern sei. Die Antwort war, er liege noch im Bett. Darauf forderte der König einen hölzernen Stuhl und diskurrierte mit mir. Davon wird folgendes herzusetzen unverwehrt sein: König: Was hält er von Wolf? Ich: Ihro Majestät! Ich habe des Kanzlers Wolf Schriften nie mit solchem Bedacht gelesen, daß ich imstande wäre, ein gründliches Urteil darüber zu fällen. König: Ihr! des Wolfs Schriften nicht gelesen? Ich: Als ich studierte, war Wolf noch ein kleines Licht, und nachher habe ich soviel anderes zu tun bekommen, daß ich mich nicht auf diese Sachen habe legen können. König: Ei, wenn Ihr nicht Zeit habt, sie selber zu lesen, so müßt Ihr euch andere daraus referieren lassen. Wo hat er studiert? Ich: Zu Tübingen. König: Wo mehr? Ich: Sonst nirgends. König: Sonst nirgends? Ich: Nein, sonst nirgends. Ich bin gleich Professor worden und sodann nach Wien gekommen, allwo ich auch in Angelegenheiten, die Eure Majestät betroffen haben, gebraucht worden bin. — — Als ich aber fortfuhr, zu sagen, wann ich gebraucht worden wäre, z. B. wegen des Simultaneum, fragte Er: Was ist Simultaneum? Ich: Wenn neben der Religion, die nach dem westphälischen Frieden in einem Lande oder Ort die herrschende ist, noch eine Religion eingeführt wird. König: Was dozierт er? Ich: Hauptsächlich das Jus publicum. König: Jus publicum und Philosophie sind nützliche Studien, aber die Pandekten machen solche Leute, die andern Leuten das Geld aus dem Beutel spielen. Ich: Ich wünschte, daß Ihrer Majestät Untertanen auch so vom Jus publicum dächten; aber sie meinen, wer nicht Hoffnung habe, Staatsminister zu werden, der brauche das Jus publicum nicht. König: Wie viel hat

er Auditores? Ich: Soviel als mein Vorfahre, der Geheime Rat Hoffmann, 15·20 bis etliche und 20. — —

Weil ich glaubte, der König sei wirklich gelassen, so wollte ich es probieren, ob ich nicht mit guter Manier vom Opponieren loskommen könnte, und sagte: Ihre Majestät werden doch erlauben, daß ich ernsthaft opponiere? Der König aber sprach in großem Eifer: Ja! ja! Das ist auch so ein Heuchler, wie der Schinmejer (ein soeben in Ungnade gefallener Prediger); wenn ich keinen Wein trinken will, muß ich nicht lang dagegen protestieren, sondern eben nicht trinken. Was ist es denn? Ein jeder Mensch hat seinen Narren — ich habe den Soldaten — — ein anderer (da deutete er auf mich) hat den geistlichen Hochmutsnarren, ein anderer wieder einen anderen. Es ist ja nur ein erlaubter Spaß und Scherz. Ich: Scherze und Narrenteidinge sind den Christen verboten! König: Ja, gehe er nur nach Berlin zu dem Probst Roloff, der wird ihm diesen Spruch anders erklären. Ich: Wenigstens bleiben es allemal unnütze Worte, und für deren jedes müssen wir einmal Rechenschaft geben!

Darüber kam Morgenstern, bestieg den Katheder und rief den Professor Roloff auf. Ich aber begab mich hinweg.

* * *

Ich war gleich nach meiner Ankunft in Frankfurt von einer starken Engbrüstigkeit und sehr heftigen Kopfschmerzen befallen worden, die mir alle Arbeit überaus sauer machten. Dieses Übel verschlimmerte sich durch den beständigen, unsäglichen Amtsverdruß, und mein Medikus sagte, ich müsse eine eiserne Natur haben, daß ich nicht schon längst den Tod davon gehabt hätte. Endlich aber brach es nach der Morgensternschen Disputation in einer tötlichen hypochondrischen Melancholie aus. Es befiel mich eine Bangigkeit und Angst, vor der ich nicht zu bleiben wußte, so daß ich mir nicht getraute, an ein Fenster zu gehen, aus Sorge, die Schwermut möchte mich übernehmen und ich mir selber ein Leid zufügen. — Keine Zeitung durfte ich lesen, weil, wenn etwas von Brand, Mord und dergl. darin vorkam, ich vor Angst nicht wußte, wo hinaus. — Ich wurde

also ein halbes Jahr zu allen Geschäften untüchtig, endlich aber nach und nach wieder hergestellt, wozu neben fleißigem Spazierenfahren viel beitrug, daß ich mit noch einer Person zur Bewegung des Unterleibs mit einer großen Zimmermannssäge Holz sägen mußte, aber nie lang und stark.

Am 17. März 1738 stellte ich dem Königlichen Ministerium meine Umstände vor und bezeugte, daß ich bereit wäre, zu gehen oder zu bleiben. Weil aber die Meinungen des Ministeriums geteilt waren, mußte Herr Geheimrat Weinreich mir schreiben, ich würde keine Antwort erhalten. Ich wandte mich darauf am 16. Mai an den König selbst, erhielt aber auch keine Antwort. Wohl aber schlug mir der Oberst von Camas, als er vom Könige von Wusterhausen kam, vor, ob ich nicht als Kurbrandenburgischer Gesandter nach Regensburg gehen wolle? Ich antwortete, ich hätte mich eines solchen Auftrags nicht versehen; was mir aber auf der Stelle einfalle, sei dies, daß ich glaube, gewisse Eigenschaften, die ich nannte, zu haben oder nicht zu haben. U. a. sagte ich, ich habe ein gar enges Gewissen, da es denn sich gar leicht zutragen könne, daß mir etwas befohlen würde, bei dem ich nicht parieren könnte, und alsdann wäre ich unglücklich. Ja, mein lieber Herr Geheimrat! sagte der Herr Oberst, so wird nichts daraus! —

Darauf ereignete sich ein neuer merkwürdiger Zufall. Es war dem König vorgeschlagen worden, er solle der Universität die Administration ihrer Güter nehmen, die Güter an sich ziehen und dagegen die Professoren 2c. aus seiner Kasse besolden. Ich wußte von der ganzen Sache nichts — und dennoch gerieten bei der Universität alle ohne Ausnahme auf den Gedanken, ich hätte es dem König eingegeben! Herr Geheimrat Weinreich schrieb mir auch von Berlin, er wundere sich, daß ich solches hätte tun mögen. Ich bezeugte darauf im öffentlichen Concilium academicum (Senatssitzung) auf alle mögliche Weise, daß ich nichts von der Sache wisse und den Vorschlag verabscheue. Sie sahen einander an; niemand sagte etwas; der Professor medicinae Dr. Gölicke aber ging mit mir nach Hause und, auf nochmaliges Befragen und wiederholte teuerste Versicherung, sagte er: So sei es ihm leid, was er getan habe!

Ich fragte: Was? Er antwortete, sie hätten nicht daran gezweifelt, es rühre von mir her und daher, um mich los zu werden, dem König vorgestellt, die Universität leide unter meinen kränklichen Umständen not, der König möchte mich anderwärts plazieren. Ich fragte, ob denn keinem einzigen eingefallen sei, was Sirach schreibe: Sprich deinen Nächsten darum an; vielleicht hat er es nicht getan 2c.! Indessen war es nun geschehen.

Ich erstattete jedoch am 15. Oktober 1738 einen Gegenbericht an den König und zeigte wieder, wo es der Universität fehle. Der König sprach, er verstehe diese Dinge nicht, wisse also auch nicht, welcher Teil recht habe, trug daher dem Präsidenten von Reichenbach, dem Leibmedikus Eller, sodann den beiden Pröpsten in Berlin, Reinbeck und Roloff, die Kommission auf, die Sache zu untersuchen und auf meine Vorschläge mit zu reflektieren.

Herr Reinbeck kam nach Frankfurt, sprach aber kein Wort mit mir, sondern speiste bei Herrn Trier und Fleischer (meinen Gegnern), fuhr mit ihnen auf der Oder spazieren, und als ich hörte, daß er da sei, und ihn besuchen wollte, war er schon wieder fort und zum König gegangen, dem er mich von keiner guten Seite her abschilderte. Meine Freunde, die mich kannten, Oberst von Camas, Geheimrat Weinreich, wie auch Herr Morgenstern, gaben mir gleich Nachricht davon und warnten mich, worauf ich nachdrücklich an Herrn Reinbeck schrieb und ihm vorhielt, wie wenig dergl. Betragen weder einem Theologen noch Weltweisen anstünde (worauf er sich „ganz unhinreichend" entschuldigte!).

Die Sachen gingen so weit, daß man mir vorhielt, der Akzis nehme ab; dies nun rühre her von der Abnahme der Universität und dafür sei ich verantwortlich. Ich antwortete, woher es rühre, daß der Akzis abnehme, sei bekannt; nämlich 2c. Man hätte mir aber bei meiner Berufung sagen sollen, daß ich für den Ertrag des Akzises stehen müßte, so würde ich mich für diese Stelle gar sehr bedankt haben 2c.

Ich hatte inzwischen alle meine Kräfte zusammengenommen, las, disputierte und arbeitete an der Fakultät, als ob ich mein Lebtag dableiben müßte.

U. a. wollte ich die Rechte der Thronfolge in allen europäischen Staaten nach und nach abhandeln und machte den Anfang mit einer Dissertation: „De jure et modo succedendi in Regna Europae, Speciatim in Regnum Bohemiae“ (Recht und Brauch der Nachfolge 2c., speziell im Königreich Böhmen), worin ich Kaiser Karls VI „pragmatische Sanktion“ verteidigte. Ich hatte sonst bei andern delikaten Materien beim Hof vorher angefragt: diesmal aber übersah ich es.

3. Meine Entlassung.

Hierauf, als ich besagte Dissertation am 6. Februar 1739 gehalten hatte, erhielt ich (unter dem 21. Februar) dieses Dekret vom König:

„Pr. Pr. Ihr habt zu verschiedenen Malen um Eure Dimission, um bessere Fortune zu machen, alleruntertänigste Ansuchung getan. Da wir nun Euer weiteres Avantage (Fortkommen) keineswegs zu hindern gemeint sind, so wollen Wir Eurem oft getanen Ansuchen hierunter entsprechen, und stehet Euch also frei, Euer Glück anderwärts zu suchen. Jedoch dimittieren Wir Euch in allen Gnaden und verbleiben Euch mit Gnaden gewogen. Gegeben

Berlin, 14. Februar 1739. Fr. Wilhelm.“

Mein Gönner, Oberst von Camas, war darüber so aufgebracht, daß er, ohne mein Veranlassen, an den Staatsminister und damaligen ersten Kurator der Universität, Herrn von Brand, schrieb und u. a. folgende Ausdrücke gebrauchte: — — „C'est d'ailleurs un trés-honnête homme, qui a de la reputation partout ailleurs que chez nous, et qui n'a autre chose sur son conte, que d'avoir dit la vérité dans un Siècle et dans un climat, oú elle devient de plus en plus odieuse etc.“, zu deutsch: „Er ist übrigens ein sehr ehrenhafter Mann, der überall sonst, nur nicht bei uns, einen großen Ruf hat und der nichts anderes auf dem Kerbholz hat, als dies, daß er die Wahrheit gesagt hat in einem Jahrhundert und einem Klima, wo sie je mehr und mehr verhaßt wird usw.“

Ich bezeugte ihm aber gleich, daß nichts anderes als obige

Dissertation 2c. die Ursache meiner Ungnade sein könne, was er auch dem Könige keck in meinem Namen sagen dürfe. Er gab auch nach seiner Rückkehr deutlich genug zu erkennen, daß ich nicht übel geraten hätte. —

Ich bekam ferner, ohne mein Gesuch, noch folgendes Patent:

„Wir Friedrich Wilhelm (ganzer Titel) tun kund und fügen zu wissen 2c. Wenn wir nun ... Ihm diese gesuchte Dimission in Gnaden akkordieret, haben Wir solches Allerhöchst hierdurch deklarieren und damit benanntem Moser wegen seiner allzeit bewiesenen wahren Treue und rechten Wohlverhaltens, um überall, wo es nötig, dies produzieren (d. h. vorweisen) zu können, gegenwärtige Zeugnisse erteilen wollen, bleiben auch demselben nach wie vor mit Königlichen Gnaden zugetan, u. s. w. Urkundlich unserer eigenen höchsthändigen Unterschrift und aufgedruckten Königlichen Insiegels. Gegeben

Berlin, 13. März 1739. Fr. Wilhelm."
(L. S.)

(An die Universität erging ein ganz entsprechendes, die Ehre Mosers wahrendes Dekret vom 17. März, das seine Besoldung bis Johanni des Jahres erstreckte.)

Noch einige Bemerkungen zu meiner Entlassung: Aus dem Erzählten ist ersichtlich, in was für bedrängten Umständen ich in bezug auf Leib und Gesundheit, mein Gemüt und mein Amt, die drei Jahre in Frankfurt a. O. zugebracht habe. Obgleich ich nun nirgends hinzugehen wußte, auch wegen meiner ganz ruinierten Gesundheit keine Dienste annehmen konnte, dagegen für mich, meine Frau und 6 Kinder nicht zu leben hatte, sehnte ich mich doch unaussprechlich nach meiner Erlösung. Weil ich aber gewiß glaubte, daß ich nicht ohne den Willen Gottes nach Frankfurt gekommen war, so getraute ich mir auch nicht, von freien Stücken um meine Entlassung zu bitten. Ich stellte zwar dem König meine Kränklichkeit und dadurch verursachte Unfähigkeit, mein Amt gebührend zu verwalten, schriftlich vor und hoffte, der König werde dadurch bewogen werden, mir die Dimission zu geben. Es geschah aber nichts. Ich dachte einmal: Weil man schon anno 1732 in Wien von freien Stücken bei Besetzung einer Reichshofratsstelle stark auf mich

reflektiert habe, ob sich nicht etwa dort etwas tun lasse? Es fiel mir aber die Stelle Jer. 45, 5 mit großem Nachdruck auf das Gemüt: „Du begehrest dir große Dinge; begehre es nicht! Aber deine Seele will ich dir zur Beute geben, an welchen Ort du zeuchst." Als es mir zu lang werden wollte, war es etlichemal an dem, daß ich um meine Entlassung bitten wollte. Ich bekam aber allemal die Stelle Matth. 2, 13 zu Gesichte: „Fleuch in Ägyptenland und bleib allda, bis ich dirs sage." Ich entschloß mich also, lediglich nicht mehr an eine Entlassung zu denken, sondern meinen Willen ganz in den Willen Gottes zu ergeben. — — — Ich griff meine Amtsarbeit mit neuem Mut an, als wenn ich lebenslang dableiben würde und müßte. Einige Tage hernach, da ich an nichts weniger dachte, kam mein Bedienter von der Post und brachte mir das Schreiben vom König, darin mir meine Entlassung erteilt wurde. Ich entschloß mich sofort, nach Ebersdorf zu ziehen. Aber bald darauf las ich in der Zeitung, daß in selbigen Gegenden und Wäldern sich starke Diebes- und Räuberbanden aufhalten, vor denen jedermann gewarnt wurde. Ich erschrak umsomehr darüber, weil Ebersdorf ein kleiner, zerstreuter, offener Ort ist. Ich traf aber auf die Stelle Jer. 39, 17. 18: Ich will dich erretten ꝛc. Dies beruhigte mich völlig und daran hielt ich mich auch in Ebersdorf, wenn mir nächtlicherweile in unsicheren Zeiten grauen wollte.

4. Noch einige andere Erinnerungen von Frankfurt a. O.

a) Besondere Fakultätsfälle (d. h. an die Fakultät gekommene Prozeßsachen):

1. Ein asotischer Prediger in Pommern erklärte u. a. auf der Kanzel: wenn man nur soviel trinke, daß man es nicht wieder von sich speien müsse, so sei es keine Sünde.

2. In Polen geriet man in einer Stadt auf den Verdacht, daß die Juden ein Kind wegpraktiziert hätten. Auf die allerungegründetsten Mutmaßungen hin verfuhr das Gericht so barbarisch mit den Juden, wie man es unter den wildesten Völkern kaum finden könnte, zumal wo es noch den Namen „des Weges

Rechtens“ haben sollte: Dem Rabbiner wurde mit brennendem Schwefel alles Fleisch von Brust und Rücken weggebrannt, daß er unter den größten Schmerzen (allen Anzeichen nach unschuldig) sterben mußte!

3. Es war auf einem Dorf ein Schuldienst vakant. Der Pfarrer nahm von einem Geld und versprach, ihm zu dem Dienst zu verhelfen; so auch von dem zweiten und dritten. Als nun der Letzte den Dienst erhielt und die andern es erfuhren, wiegelten sie die ganze Gemeinde gegen den Pfarrer auf, so daß ihm nicht wohl bei der Sache wurde. Als nun einer von den beiden ersten in den Beichtstuhl kam, sagte der Pfarrer: er müsse vernehmen, sie seien so erbittert über ihn; sie könnten sich ja helfen; sie sollten den neuen Schulmeister schlagen, daß ihm das Fleisch von den Beinen falle! Als dies nichts fruchtete, wiederholte der Pfarrer seine Ermahnung bei der wirklichen Kommunion! Die beiden ersten Kandidaten paßten darauf dem neuen Schulmeister auf und schlugen ihn, daß er in einer halben Stunde tot war. Den beiden Tätern wurde der Kopf abgesprochen; sie führten ulteriorem defensionem (legten Revision ein); wir ließen es aber beim ersten Urteil bewenden; wie es dem Pfarrer ergangen ist, weiß ich nicht, weil die ihn betreffenden Akten nicht zu uns kamen.

4. Einem Mecklenburgischen von Adel, der einen andern im Duell erlegte, sprach ich als Referent getrost den Kopf ab, und die übrigen Mitglieder der Fakultät pflichteten mir bei.

b) Universitätssachen:

1. Herr Hofrat Trier und ich hatten beständig zweierlei und entgegengesetzte Grundsätze in der Frage, wie die Universität emporzubringen sei. Er meinte, dadurch Leute und Geld herbeizuziehen, wenn man den Studenten alle nur mögliche Freiheit zugestehe und soviel als möglich durch die Finger sehe. Ich hingegen glaubte, wenn eine Universität in den Ruf komme, daß auf ihr eine gesittete Lebensart sei, werde vielmehr dieses manche, oder deren Eltern, Vormünder ꝛc. bewegen, einen solchen Ort anderen vorzuziehen; und daß es besser sei, ein Student verzehre nur 500 Gulden, zahle aber richtig, als wenn er

1000 und 1500 Gulden vertue, alsdann aber fortgehe und das meiste schuldig bleibe. Das beste war, daß zu Frankfurt ein Regiment in Garnison lag; da mußten die Studenten wohl ordentlich leben. Und weil der Herr Kommandant und ich gute Freunde waren, ließen wir auch keine Händel zwischen Soldaten und Studenten aufkommen.

2. In Frankfurt stand jedem, wer da wollte, frei, in einer öffentlichen Disputation zu opponieren (ein sehr fragwürdiger Brauch, wie Moser in den Nachträgen IV, S. 37 f. sagt). Das benützte ein Studiosus der Theologie und opponierte mir auf die frechste Weise gegen die Göttlichkeit der heiligen Schrift. Ich antwortete ihm auf manches und verwies ihn übrigens darauf, Gott werde mit ihm nichts besonders machen, ihn von der Wahrheit der christlichen Religion zu überzeugen. Der eigentliche Prüfstein stehe Joh. 7, 17. Werde er dem nachkommen, so werden ihm viele Zweifel von selbst wegfallen. Tue er es aber nicht, so könne er keine Schuld auf Gott legen 2c. Des andern Tages kam er zu mir und sagte: er speise mit lauter Naturalisten, die ihm als Theologen beständig die von ihm vorgebrachten Einwürfe machten; er habe also nur hören wollen, was man ihnen darauf antworten könne. Ich sagte, das seien faule Fische; wenn es ihm um die Wahrheit zu tun gewesen wäre, so hätte er zu mir oder jemand anders ins Haus kommen und sich belehren lassen können. Ich führte ihm dabei zu Gemüte, wie sehr er sich, als Theologe, durch das gegebene öffentliche Ärgernis versündigt habe 2c. erklärte ihm aber doch zuletzt das, was gleich folgen wird:

Anno 1743, am 12. September, schrieb er nämlich an mich: „Wenn Euer 2c. 2c. mich nicht mehr an meinem ... Namen erkennen, so belieben Sie nur Sich an denjenigen frechen Studiosus Theologiae, oder (vielmehr) Naturalismi, zu erinnern, der Ihnen in einer öffentlichen Disputation in Frankfurt opponiert hat.... Ich stelle Ihnen solches in keiner einzigen Absicht auf mich selbst vor, sondern ich wollte Ihnen nur gerne einen Beweis der bewundernswerten Liebe unseres Gottes und Heilandes Jesu Christi an meiner Person vorstellen, der mich in dem Verderben, wovon Sie nur den allergeringsten Teil eingesehen haben, von

Ewigkeit her geliebt, in der Zeit mit solcher Langmut getragen, hernach aufs kräftigste erweckt, endlich, ungeachtet meines Widerstrebens und meiner tief eingewurzelten Feindschaft gegen sein Kreuz und Leiden, mich mit ihm selbst versöhnt und zum Genuß der Seligkeit, die im Glauben an ihn liegt, durch die allerkräftigsten Züge seiner Barmherzigkeit gebracht hat.... Obgleich nun diese Ursache hinreichend wäre, mich zu verpflichten, daß ich Ihnen von meiner seligen Erfahrung der Gnade Jesu Christi Nachricht gäbe, so ist mir doch noch eine übrig, die mich mit der vorigen zugleich dazu bewogen hat: Können denn Euer 2c. Sich wohl noch erinnern, daß ich des Tags nach der Disputation Sie besuchte, mich noch ziemlich ungebührlich aufgeführt habe, und wie Sie dem ungeachtet mir auf das liebreichste begegnet sind und endlich, da ich von Ihnen wegging, mir im Namen des Herrn geweissagt haben, daß trotz meiner Importunität (d. h. Frechheit) und ganz toten Herzens Sie gewiß glaubten, daß einmal, es sei über kurz oder lang, die Kraft des Heilandes, unsers Gottes, mich ergreifen würde, um mich selig zu machen, daß ich selbst nicht wissen würde, wie mir geschehe? Ich gebe Ihnen also mit freudigem Herzen die Nachricht, daß der Herr sein Wort bestätigt hat, das er durch Sie redete ... und ich bin mit wahrer Herzensaufrichtigkeit 2c."

* * *

c) Etwas aus dem inneren und dem häuslichen Leben Mosers in dieser Zeit.

So bedrängt übrigens dieser frankfurtische Zeitlauf für den äußern Menschen war, so daß ich zuletzt fast mehr einem Gerippe, als einem Menschen ähnlich sah, so gesegnet war er für meinen Geist, und ich gelangte endlich anno 1737 zu einem bleibenden Zeugnis der Vergebung meiner Sünden, des Gnadenstandes und der Kindschaft Gottes, was mir der Herr auch bisher erhalten hat (s. u.!).

Als ich nach Frankfurt reiste, ging der damalige Mag. philosophiae und cand. theologiae, mein nachmaliger Schwager und jetziger Konsistorialrat und Prälat zu Alpirsbach, Johann Christoph Schmidlin, als Informator meiner Kinder mit mir.

Sonntag Abends hielt er uns eine Erbauungsstunde, die aber von niemand besucht wurde, als von meinen Hausgenossen, einer Witwe, die in einem Nebengebäude wohnte, sodann dem Küster bei der Garnisonskirche und dessen Gattin. Nur zur Revüe-Zeit kamen manchmal etliche erweckte Soldaten, die Böhmen waren, dazu. Es hat auch kein Mensch je etwas dagegen eingewendet; wie denn besonders sämtliche reformierte Theologen Siegel, Jablonski 2c. sich über die ganze Zeit meines Hierseins sehr liebreich und freundschaftlich gegen mich und mein Haus bewiesen haben.

Wir lebten zu Frankfurt sonst in der Stille und suchten uns untereinander zu erbauen. Doch leuchtete der Wandel meines ganzen Hauses vielen stark in die Augen, und es wurde ihnen zum Zeugnis, so daß auch eine sittsame Jüdin, die mehrmals in unser Haus kam, einst gegen meine Frau in die Worte ausbrach, uns halte sie für rechte Christen, die andern hätten nur den Namen: wobei ich die Meinigen erinnerte, daß sie daraus erkennen sollten, wie genau andere auf unser Tun und Lassen Achtung geben, daß wir auch deswegen Ursache hätten, vorsichtig zu wandeln.

Besonders war auch den andern Professorsfrauen der so liebreiche und vertraute Umgang meiner Frau und der Jungfrau Schmidlin (der Schwester des obigen Theologen, die als Freundin aus christlicher Liebe und Anhänglichkeit mitgezogen war), desgleichen die große Treue, Liebe, Pflege und Wartung, die sie meiner lieben Frau und an unseren Kindern bewies, zum Erstaunen, und sie wollten es schlechterdings nicht glauben, daß sie bloß aus Liebe den weiten Weg mit uns gezogen sei, sondern meinten entweder, sie sei meine oder meiner Frau Schwester 2c. und wir wollten es nur nicht kundtun, oder wir müßten ihr jährlich ein Großes geben. Denn so weit reiche keine bloße Liebe!*)

*) Moser erzählt weiter ausführlich dann, welches Glück sie in bezug auf das Gesinde im Hause genossen, „daß also Liebe und Friede in unserem ganzen Hause wohnte". Als die württembergische Magd wieder heimging, schickte Pastor Schinmejer aus Stettin eine „redliche Magd aus Pommern"; als 1738 die Jungfrau Schmidlin mit ihrem Bruder heimkehrte, schickte derselbe Pastor „eines getauften Juden Christians wahrhaftig bekehrte Tochter", und der in den Augen der anderen Frauen „unersetzliche Verlust" war wieder ausgeglichen und ihre Kondolationen

Im Jahre 1739 ging mein mühseliger Lauf zu Frankfurt zu Ende und ich entschloß mich nach Ebersdorf im Vogtlande (welches wir auf der Hinreise hatten kennen lernen) zu ziehen, um dort in der Stille zu leben, und meine liebe Frau war sogleich willig dazu, ob sie gleich die rauhe Gegend und das außerordentlich schwarze Brot, das wir allda in einem Privathaus genossen hatten, noch nicht vergessen konnte. — Ich hatte nötig, mich an Leib und Gemüt zu erholen; wußte zwar nicht, wovon ich mit meiner Frau und sieben Kindern leben sollte, verließ mich aber auf die Vorsehung Gottes.

Fünftes Kapitel.

Stillleben in Ebersdorf

(1739—47).

1. Privatleben und Beschäftigungen.

Meine Wahl, nach Ebersdorf zu ziehen, schlug so gut aus, daß ich die acht Jahre, die ich dort zubrachte, unter die vergnügtesten und seligsten in meinem ganzen Leben rechne.

Ich hatte einen angenehmen Umgang mit der gräflichen Herrschaft am Ort, mit dem benachbarten gelehrten Grafen

überflüssig. Dieser neuen „Stütze der Hausfrau" ging es gleich auf der Reise merkwürdig genug: Auf dem Postwagen traf sie Leute aus Frankfurt a. O. an, die sie fragten, wo sie hin wolle. Sie sagte, sie komme zum Geheimen Rat Moser. Jene versetzten, dahin werde sie, als junges Frauenzimmer, nicht taugen; denn in diesem Hause gehe es fast zu, wie in einem Kloster! Dieses Zeugnis aber war ihr „wie eine kräftige Herzstärkung" und machte sie ganz getrost. — Ihre Ahnung täuschte sie nicht. Von der Stunde des Empfangs an war sie heimisch im Hause: „wir waren ein Herz und eine Seele und so vertraut, als ob wir miteinander aufgewachsen wären." Es leuchtet ein, daß solch ein Zusammenhang und solches Einverständnis nur auf dem Grunde eines wahren Christentums möglich ist. Diese Jungfrau Christian „hatte eine besondere Gabe zur Kinderzucht" und diese wurde ihr auch überlassen. Die pommerische Magd aber war so anhänglich, daß sie um jeden Preis mit nach Ebersdorf ziehen wollte — und durfte.

Heinrich II Reuß zu Lobenstein, mit vielen andern Grafen Reuß, auch sonstigen Standespersonen. Desgleichen waren allerlei Gelehrte am Ort und kamen auch Fremde dahin. Absonderlich aber genoß ich und mein Haus die gesegnete Bekanntschaft mit vielen Kindern Gottes, die sich da gesammelt hatten und immer mehr sammelten.*)

Da ich aber in Ebersdorf bei einem ganz geringen Vermögen und ohne alle Besoldung, Pension u. dergl. mit einer starken Familie leben mußte, und noch dazu mein kostspieliges „Deutsches Staatsrecht" auf meine Kosten drucken ließ, kam es

*) Moser entwirft in dem Anhang II (Inneres Leben seiner Frau) ein ausführliches Bild von dem Gemeindeleben in Ebersdorf in den hellsten Farben, wenigstens für die ersten sechs Jahre, ehe die herrnhutischen Einflüsse in ihrer extremen Form — die „Sichtungszeit" brach eben an — Verwirrung hereinbrachten. Des Hofpredigers Steinhofer (aus Württemberg) Vortrag war „vortrefflich, überzeugend und hinreißend". „Es war etwas Respektables, wenn Abendmahl gehalten wurde und etliche 100 Personen dazugingen, von deren größtem Teil man zuversichtlich glauben konnte, daß es wahre Kinder Gottes seien. . . . Und so waren es auch Festtage für die Herzen, wenn Kinder konfirmiert und eingesegnet wurden. . . . Die Gemeinschaft, oder der Umgang untereinander, war damals noch ganz frei, und man konnte sich mehr oder weniger Personen wählen, deren Herzen, Erkenntnis und Erfahrung am meisten zusammenstimmten. . . . Alles dies hatte auch einen außerordentlich großen Nutzen in dem Leiblichen. Man durfte seine Umstände keck sagen; man kam den Armen und Notleidenden sowohl gemeinschaftlich als jeder in seinem Teil mit Rat und Tat . . . so zu Hilfe, wie ich es mein Lebtag nicht gesehen habe. Und wenn ich damals in Ebersdorf hätte sterben sollen, mit Hinterlassung einer Witwe und noch so vieler unerzogener, armer Kinder: so hätte ich dennoch ruhig sterben und versichert sein können, daß für ihr geistliches und leibliches Wohlergehen auf alle nur mögliche Weise würde gesorgt werden. . . . Die Kinderzucht der Kost- und Waisen-, auch Schulkinder war ausnehmend schön. . . . Kurz, Ebersdorf war, als wir hinkamen, und noch einige Zeit hernach, in einem so blühenden Zustande, als eine der ersten christlichen Gemeinden gewesen sein mag." — Kein Wunder, daß es den umgetriebenen Beamten, der „auf dem Staats- und Ehrngerüste" soviel „glänzend Elend" gefunden, gerade hierher zog, um sich einmal innerlich auszuruhen und Kraft zum Kampf des Lebens zu schöpfen! Kein Wunder, daß er bekennen konnte: „ich bekam ehrenvolle Rufe anderwärts hin: es kostete aber meine Frau und mich nicht die geringste Überwindung, sie auszuschlagen."

einmal dahin, daß ich viele Wochen hindurch nur noch 12 Kreuzer bares Geld für mich und mein Haus hatte. Ich war aber dabei dennoch vollkommen ruhig und vergnügt, und als ich solches einem andern Professor, der dahin kam und wunder meinte, wie er sich behelfen müsse, ohne Scheu entdeckte, wurde er sehr dadurch gerührt und beschämt. Der selige Graf Reuß, der XXIX. zu Ebersdorf, sagte mehrmals zu mir, an meinem Beispiel sehe er erst, was es heiße, im Zeitlichen im Glauben und Vertrauen auf Gott leben. Er sei zwar kein reicher Herr, doch wisse er, daß er jährlich so und soviel einzunehmen habe und richte sich darnach. Von mir aber wisse er, daß ich, wie ein Vogel, von Tag zu Tag aus der Hand Gottes lebe, dabei ruhig und zufrieden sei und darüber nicht zu schanden werde.

Ich setzte mein deutsches Staatsrecht vom 4. bis zum 32. Teil fort und arbeitete auch andere Schriften aus. Nach und nach wurde ich von allerlei Höfen und Personen um Aufsätze und Rechtsbelehrungen ersucht 2c. Es kamen ferner von Zeit zu Zeit einige von Universitäten abgegangene Leute zu mir, denen ich praktischen Unterricht geben mußte.

Als ich anno 1740 in Württemberg eine Brunnenkur brauchte, trug man mir allda wieder Dienste an und suchte besonders mich zu bewegen, wieder nach Tübingen zu gehen. Ich antwortete aber einem Geheimrat, Sirach schreibe Kap. 41, 18: „Wer sich mit seiner Arbeit nähret und lässet ihm genügen, der hat ein fein ruhig Leben 2c." In diesem Fall befinde ich mich; können Sie mir etwas Größeres versprechen, so wollte ich folgen. Außerdem können Sie es mir nicht zumuten.

2. Kaiserwahltag anno 1741 und 42.

Darauf hielt ich mich anno 1741 und 42 sechs Monate lang auf dem Wahltag Kaiser Karls VII auf. Aus erheblichen Ursachen wollte ich inkognito auf dem Wahltag sein und bediente mich daher des Namens Dr. Weilenberger. — Eigentlich und hauptsächlich bedienten Ihro Kurfürstlichen Gnaden Franz Georg zu Trier sich meiner bei Dero Gesandtschaft; aber auch andere Reichsstände 2c. wandten sich an mich. — Es war dies eine

recht hohe Schule für mich, deren ich mich auch rechtschaffen bediente und unsäglich sammelte und arbeitete, so daß ich vom 18. September bis 1. März 114 Gutachten und andere Aufsätze verfertigte ꝛc. — Bei diesem Wahlkonvent habe ich die Ehrlichkeit, Gottesfurcht und rechtschaffene Gesinnung, auch den standhaften Mut des genannten würdigen Herrn Kurfürsten zu Trier aus seinen eigenhändigen an den Rand des Protokolls geschriebenen Äußerungen mehrmals mit ehrerbietigem Vergnügen bewundert. Einstmals, als Frankreich stark und drohend in ihn drang, wich er doch nicht und setzte unter anderem die Worte hin: „Quid enim prodest homini ꝛc.", d. h. was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne ꝛc. Ich will mich lieber noch heute lebendig verbrennen lassen, als Gott beleidigen und wider mein Gewissen handeln."

Das Wichtigste, was meine Person in Ansehung dieses Wahltags betrifft, besteht darin: Ihro Kurfürstlichen Gnaden zu Trier verlangten, daß ich meine Gedanken aufsetzen sollte, was bei der neuen Wahlkapitulation zu beobachten wäre. Ich tat es; das meiste wurde gutgeheißen und als kurtrierische Erinnerungen im Wahlkollegium vorgetragen. Anfangs war ich sehr glücklich damit und es kam manches aus meiner Feder hinein, was nun einen Teil des wichtigen Reichsgrundsatzes der Wahlkapitulation ausmacht.*)

Von allerlei Geschichten, welche sich auf diesem Wahltag zugetragen haben, könnte ich auch noch eine ziemliche Sammlung liefern, z. B. die folgenden:

Eine Standesperson ersuchte mich, ein gewisses Gesuch bei Kurtrier zu unterstützen. Ich sagte zu ihr: Was Sie mir zumuten, ist contra jus naturae! Jene erwiderte: Der Walfisch hat kein anderes jus naturae, als daß er den kleineren Fisch frißt! Ich entgegnete, erstlich sei dem nicht so, sondern das tun nur die Raubfische; der Walfisch lasse die kleineren Fische ruhig um sich herumschwimmen. Und was die Raubfische betreffe, so seien es bruta und für solche bruta schicke sich auch ein so brutales jus naturae: wir aber seien vernünftige Menschen und sollten also billiger miteinander handeln.

*) Die äußere Geschichte des Krönungs- und Wahltags, den Pomp, der gegen die trübe Stimmung des Volkes so bedenklich abstach u. a. übergehen wir.

Die kurtrierische Gesandtschaft bestand aus dem Domherrn Grafen von Ingelheim und dem Staatsminister von Spangenberg. Jener nahm sich um die Geschäfte nichts an, sondern ich verhandelte alles mit dem Letzteren. — Er hatte die Theologie studiert, wurde dann Kabinettssekretär beim Herzog von Sachsen-Meiningen und kam sodann, nachdem er die katholische Religion angenommen, im gleichen Charakter zum Kurfürsten Franz Georg zu Trier, dessen Geheimrat und Minister er endlich wurde.

Als er mir die ersten Akten zustellte, sagte er zu mir: „Sie werden sich nicht daran stoßen, wenn Sie von meiner Hand lesen: „Ihre päpstliche Heiligkeit" ꝛc. Ich darf mich auch nicht darüber ärgern. Es kommt alles auf den Glauben an Christum an, das übrige ist Pfaffengeschwätz."

Der evangelische Baron von S. erzählte mir, er sei vor der Wahl des Herrn von E. zum Kurfürsten von Mainz mit ihm sehr wohl bekannt und sein Dutzbruder gewesen. Als er nach der Wahl dem neuen Kurfürsten gratuliert, habe dieser zu ihm gesagt: Gebe er mir seinen Sohn, ich will ihm eine Präbende auf meinem Erzstifte geben; er kann Kurfürst werden. Er, Herr von S., habe geantwortet: Ja! Ihro Kürfürstliche Gnaden, wie steht es aber um die Religion? Darauf habe der Kurfürst nur versetzt: Was Religion!

Anekdoten vom Kaiserlichen Hof:

Kaiser Karl VII war ein Herr von guten Naturgaben. Aber sein unmäßiger Hang zum weiblichen Geschlecht, dem er unter seinen schwersten Umständen die Zügel schießen ließ, verdeckte das Gute. — Mit seiner Frau Gemahlin stand er öfters nicht gut. Sie zeigte der Frau Gräfin von Solms-Rödelheim (aus deren Mund ich es weiß) ein ganzes Schächtelein voll Haare, die er ihr mit eigener Hand ausgerauft hatte. Und sie ließ den Senioren des evangelischen Ministeriums (zu Frankfurt a. M.), Herrn Fresenius, ersuchen, sie unter dem Namen einer bedrängten Frau in die besonderen Fürbitten ins allgemeine Kirchengebet mit einzuschließen. —

Der Reichshofratsvizepräsident, Graf von Seidewiz, war vormals Hofrat zu Dresden, welche Stelle er aber wegen seines Eifers für Österreich verlor. Er ging darauf nach Wien. Da hieß es, es sei nichts für ihn zu tun, wenn er nicht die Religion ändere. Dies geschah dann endlich; es erfolgte aber doch nichts. Als er sich darüber bei den Jesuiten beschwerte, erhielt er zur Antwort, ob es denn nicht genug sei, daß man seine Seele dem Teufel aus dem Rachen gerissen

habe? Soviel ich mich entsinne, wurde er hernach Reichshofrat, ging aber sodann in Kaiser Karls VII Dienste.

Rückreise.

Im Frühjahr 1742 reiste ich mit der schwerbeladenen Koburger Kutsche nach Haus. Im Wald Spessart stürzte sie gerade an einem Platz, wo eine erschreckliche Klinge und Abgrund war, um. Es war aber über die Kluft ein Baum gelegt; just auf diesen Baum fiel die Kutsche und der Baum brach nicht. So wurden wir gerettet. Ich war um so übler daran, als ich, um mich recht vor der Kälte zu verwahren, keine Schuhe anhatte, sondern Pelzstrümpfe, und noch überdies die Füße in einem Pelzsack stecken und diesen zugeschnürt hatte, sodaß ich, als die Kutsche lag, kaum herauskommen konnte, und als es endlich gelang, mit meinen Strümpfen im tiefen Schnee stehen mußte.

Auf eben dieser Rückreise kam ich nach Saalfeld, von wo aus ich die Post nach Ebersdorf nahm. Weil aber der ordentliche Weg über und durch die Saale wegen Hochwassers nicht zu passieren war, mußten wir einen andern Weg nehmen, den zu zeigen ein alter Postknecht ein Stück mitging. Dieser fand ein Beil am Weg und wollte es anfangs mit nach Hause nehmen, gab es aber dann meinem Postillon mit und sagte, man wisse nicht, wo man es unterwegs brauchen könne! Im Fahren warf eine neben mir sitzende christliche Frau die Frage auf, ob Kinder Gottes auch auf Reisen in Gefahr geraten könnten? Ich sagte: Allerdings! und führte an, was Paulus 2 Kor. 11, 26 von sich bezeuge. Hernach mußten wir unter einem großen wilden Birnbaum durchfahren. Weil wir nun in einer Halbchaise saßen, bückte ich mich, damit mir von dem Ast, unter dem mir durchmußten, nichts ins Gesicht käme. Der Ast aber war zu stark, daß die Chaise nicht fort konnte. Ich richtete mich, als die Chaise hielt, auf und da faßte mich eine Gabel von diesem Ast, sodaß mein Kopf dazwischen kam und ein hervorragender starker Zinken daran sich gerade und fest an den sogenannten Adamsbutzen an meinem Hals setzte. Wäre die Chaise vor sich oder hinter sich gegangen, so hätte mich entweder

diese Spitze oder der Ast vermutlich erdrosselt. Den Kopf und Hals konnte ich bewegen und reden. Aber aus den Ästen und von der Spitze konnten mich die drei Personen, die bei mir waren, nicht helfen. Endlich sagte ich: Nun weiß ich, warum Gott uns das Beil heute hat finden lassen; es ist kein anderer Rat, als den Ast abzuhauen. Dies geschah auch und alsdann konnte ich mir heraushelfen. Es sind nachher viele Leute, denen der Postillon solchen Zufall erzählt hat, hinausgegangen, um diesen wunderbaren Ast und wie ich daran gesteckt, zu sehen, und es hat mich gereut, daß ich ihn nicht mit mir genommen habe.

3. Württembergische Reversaliensache.

Die württembergische Landschaft (d. h. die Landstände) hatte beim Reichshofrat um die altherkömmliche kaiserliche Bestätigung ihrer Privilegien, wie auch um Konfirmation der vom Herzog Karl Alexander ausgestellten Religionsreversalien nachgesucht, und die gesamten Reichshofräte sowohl evangelischer als katholischer Religion trugen einmütig auf unbeschränkte Bestätigung derselben an. Kaiser Karl VII erteilte aber solche den 22. November 1742 nur so: „insoweit sie dem Inhalt der vom Kaiser bestätigten Verträge der früheren Herzoge und des Herzogtums Württemberg gemäß und dem westfälischen Frieden konform seien." Die württembergische Landschaft wollte sich aber dabei nicht beruhigen, sondern ersuchte mich, nach Stuttgart zu kommen, um mündlich mit mir zu verhandeln. Die herzoglichen Geheimräte zu Stuttgart glaubten, es werde nichts weiteres in der Sache zu tun sein. Ich trug aber darauf an, zuvörderst am kaiserlichen Hof das Terrain zu sondieren, und es wurde beliebt*).

*) Die Reise nach Frankfurt a. M. erzählt Moser ausführlich. Sie führte ihn durch den Kriegsschauplatz und durch seine Greuel (es war der sogenannte österreichische Erbfolgekrieg). Hieraus nur eine Episode: „Je näher ich Darmstadt und Frankfurt zu kam, desto trauriger sah die schöne Gegend aus. Man konnte oft nicht mehr unterscheiden, was Wiesen, Gärten, Fruchtfelder oder unbebautes Land sei. Die an den Straßen liegenden, verschmachteten und mit dem Tod ringenden Franzosen machten mein ganzes Herz rege. Ein wohlgekleideter Kadett war zurückgeblieben und fragte in einem Walde nach, welchen Weg die Armee genommen

In Frankfurt machte ich verschiedenen kaiserlichen Ministern meine Aufwartung, sprach zuerst von andern Sachen und sagte endlich, ich komme gerade aus Württemberg, wo die Reversaliensache großes Aufsehen und Bewegung verursache und noch üble Folgen haben könne. Es wollte mir aber keiner auffitzen (d. h. darauf eingehen), außer dem wackeren kurbayerischen Hofkanzler, Freiherrn von Braitenlohn. Dieser sagte mir im Vertrauen, der allzu eifrig katholische kaiserliche Favorit (Günstling) und Oberstkämmerer, Graf von Preysing, sei schuld an der kaiserlichen Resolution. Es werde aber nichts in der Sache zu tun sein, außer wenn der König von Preußen sich der Sache annehme, weil auf diesen Hof der Kaiser viel Rücksicht nehmen müsse. — —

In Frankfurt hörte ich übrigens vieles von den traurigen Umständen Kaiser Karls VII allda: Die englischen Offiziere, wenn sie bei seinem Quartier vorbeiritten und er herausschaute, riefen ihm öffentlich zu: O du armer Kaiser!

Einst wurde ihm ein erschreckliches Pasquill in seinem Kabinett auf den Hut gelegt. Er setzte 1000 Dukaten darauf, wenn jemand den Verfasser entdecken würde. Den andern Tag lag aber wieder ein Zettel im Hut: Wenn der Kaiser Kaution

---

habe. Es verstand ihn aber niemand. Als ich ihn französisch anredete, war es ihm, als ob er einen Engel Gottes sähe, und konnte sich nicht genug vor mir demütigen. Ich gab ihm Bescheid, soviel sich tun ließ, und als eine Truppe Bayern, die Vorspann zu der Armee hatten geben müssen, ihr nachgingen, bat ich sie, sie möchten diesen armen jungen Menschen mitnehmen. Sie aber antworteten: Ja, sie wollten diesem französischen Hund etwas anderes weisen! Ich ermahnte sie zur Menschlichkeit und stellte ihnen vor, daß dieser junge Mensch gewiß an dem Krieg und allem Unglück, das er nach sich zöge, unschuldig sei ꝛc. Ich fand aber kein Gehör bei ihnen und befürchte, sie haben ihm, als ich fortgefahren, in dem Wald vor den Kopf geschlagen. — Ich dachte auf diesem Wege, wie auch sonst, öfters: O, wie widersprechend denken und handeln die Souveräne! Gegen die Tortur erhebt man die Stimme der Menschlichkeit, und mancher große Herr kann sich lang besinnen, ehe er einem schweren Verbrecher das Leben abspricht, oder tut es wohl gar nicht: aber durch einen Krieg, dessen man hätte können überhoben bleiben, viele 100, 1000, ja ganze Millionen Menschen auf unzählige Weisen zeitlich und viele ewig unglückselig zu machen, darüber geht man hinweg, als ob es eine Kleinigkeit beträfe!"

stellen werde, wo man die 1000 Dukaten erheben könne, so wolle der Verfasser sich selbst angeben. —

Der Kaiser fragte ein schönes Frankfurter Bürgerkind: Hast du mich lieb? Es antwortete: Nein! Ich habe euch nicht lieb, und mein Vater hat euch auch nicht lieb! Darauf sagte er: Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen!

Ich ging im Heimweg wieder durch ein Königlich ungarisches Korps — bei Heidelberg — ohne Anstoß nach Stuttgart zurück, und es wurde beschlossen, ich solle nun auch nach Berlin gehen.

Ich reiste also mit meiner Frau von Stuttgart zuerst nach Ebersdorf. Oberhalb Bamberg und unterhalb Kronach war das Tal ganz überschwemmt, und die Leute riefen uns zu, wir sollten aussteigen und die Chaise durch das Wasser fahren lassen, wir aber sollten gehen, bis wir zu einem Stege kämen, über den wir gehen könnten. Wir kamen auch endlich, da wir weit und breit nichts mehr von unserer Chaise oder einen Menschen sahen, zu einem Steg, der aber nur aus einem Balken ohne alles Geländer bestand, zu dem man etwa 6 Stufen hinauf und auf der anderen Seite wieder soviel hinab mußte. Der Balken war nicht so breit, daß ich hätte darauf gerade aus gehen können, sondern ich mußte seitwärts einen Fuß nach dem andern setzen, um so hinüberzukommen. In der Mitte war der Balken faul und ein Brett darauf genagelt. Unten aber raste das Wasser mit aller Wut aufs grauenhafteste durch. Es ging schon gegen die Nacht, war regnerisch und kalt und wir hätten etliche Stunden wieder bis zu einem Ort gehabt, wenn wir hätten zurückgehen wollen, wie ich doch zu anderer Zeit 100- und 1000mal lieber getan hätte. Ich nahm das Gepäck, das wir mitgenommen hatten, um es nicht im Wasser zu verlieren, auf mich und ging zuerst aufs behutsamste allein hinüber, legte die Bagage nieder und kam wieder herüber, um meine Frau abzuholen. Weil aber diese einen unfehlbaren Schwindel und somit den gewissen Tod befürchtete, wenn sie die Augen offen behielte, so mußte ich sie ebenfalls seitwärts mit geschlossenen Augen über den Balken führen, ihr, als wir an das angenagelte Brett kamen, sagen, sie solle die Füße etwas emporheben, hernach wieder sagen, daß nun das Brett

ein Ende habe. Und so half uns Gott glücklich hinüber, aber, wie begreiflich, unter solcher Angst, daß ihr bloßes Andenken mich jetzt noch ganz mit Schweiß bedecken kann. Meine liebe Frau bezeugte mir nachher oft, sie habe sich schon ganz ergeben gehabt, daß sie hinabstürzen und ertrinken würde, und in ihrem Sinn nur Gott gebeten, daß sie mich nicht auch hinabziehen möchte.

Von Ebersdorf ging ich dann weiter nach Berlin.

Als ich auf dieser Reise nach Halle kam, besuchte ich u. a. den Herrn Kanzler von Ludwig auf seinem Totenbette. Er sagte zu mir: Nun! Wir haben lang Krieg miteinander geführt; es ist aber alles vergessen, alles vergessen! Sie dozieren das Jus publicum, wie es heutzutag üblich ist, und ich, wie es vor 1000 Jahren gewesen ist! Er meinte, sein bissiger Kollege Gundling habe mir die Pfeile gegen ihn geschnitzelt, ich aber solche verschossen, worin ich ihn aber eines andern belehrte. Ferner bezeugte er mir, ich habe ihm unrecht getan, daß ich ihn bezichtigte, als hätte er Urkunden erdichtet oder verfälscht. Ich sagte ihm, worauf sich diese Angabe gründe. Als ich aber nach Haus kam, schickte ich meinen lieben ältesten Sohn, den ich bei mir hatte, nochmals zu ihm und ließ ihm sagen: Ich würde auf sein, als eines Sterbenden, Wort, Gelegenheit nehmen, diese Beschuldigung wieder zurückzuziehen. Herr von Ludwig hatte eine sehr große Freude darüber, ließ seine Hausgenossen rufen, es noch einmal erzählen und fügte bei: Nun sterbe ich doch als ein ehrlicher Mann! Mein Sohn solle mir melden, er sterbe, und alsdann solle ich der größte Publizist sein! welches Vermächtnis mir mein lieber Sohn mit solchem Lachen hinterbrachte, daß er kaum reden konnte.

Zu Berlin wollte man anfangs durchaus nicht auf die Sache eingehen.... Als alles nichts verfangen wollte, bat ich den Herrn Geheimrat Weinreich (der die deutschen Rechtssachen unter sich hatte), er möchte wenigstens, als mein alter bewährter Gönner, nur einen Schritt tun, weil man sonst gewiß die Schuld allein auf mich legen würde, als ob ich meine Negociation so schlecht geführt hätte. Darauf erklärte er sich endlich, so wolle er denn, bloß mit Rücksicht darauf, sehen,

ob etwas in der Sache zu tun sei. — Sodann erhielt der Königlich preußische Gesandte am kaiserlichen Hof, von Klinkgräf, ein Königliches Reskript, die Sache zu unterstützen, freilich mit dem fatalen Zusatz: Wenn der Gesandte finden würde, daß ihm diese Sache in seinen Hauptgeschäften hinderlich wäre, solle er davon absehen.

Ich wurde in Berlin mit einem Königlich preußischen Hauptmann bekannt, der wegen seiner vorzüglichen Geschicklichkeit im Exerzieren bei dem König sehr beliebt war. Ich fragte ihn, wie er bei seiner Gesinnung in Religionssachen in seiner jetzigen Lebensart bestehen könne? Er antwortete mir: Ehe er auf den Exerzierplatz gehe, sammle er sein Herz und bitte Gott, daß ihm sein Beruf nicht zum Schaden werde. Komme er dem Platz nahe, so sehe er, wie wild es unter den Offizieren zugehe. Sobald er aber näherkomme und man ihn erblicke, heiße es gleich: Still, der M. kommt! Da danke er Gott, der ihm etwas von seinem Bilde eingeprägt habe, vor welchem diese rohen Leute Respekt haben müssen. Komme er dann wieder nach Haus, so danke er Gott, daß er nicht den ganzen Tag auf diese Weise zubringen müsse, sondern auch manche Ruhe- und Erquickungsstunde für sein Herz übrig behalte. Ich bezeugte ihm, daß ich mich über diese Gemütsverfassung herzlich freue, deswegen aber doch nicht wünsche, in seinem Stande zu sein.

Der Austrag der Reversaliensache am kaiserlichen Hof.

Der württembergische landschaftliche Konsulent, Regierungsrat Georgii, war ohnehin schon in dieser Angelegenheit zu Frankfurt. Die Landschaft ersuchte mich aber, mich ebenfalls noch einmal dahin zu begeben, was ich so geschwind bewerkstelligte, daß, als mein ältester Sohn dem preußischen Gesandten meine Ankunft meldete, er es nicht glauben wollte, bis er mich selber spreche.

Kaiser Karl VII sah die Akten selber ein, prüfte sie tagelange und setzte endlich ohne fremde Beihilfe diese Resolution eigenhändig auf: „Er habe die alleruntertänigst erbetene Er-

klärung allergnädigst bewilligt, weil vom Reichshofrat die fraglichen Verträge ihrem Inhalt nach dem westfälischen Friedensinstrument und den vorherigen württembergischen Haus- und Landesverträgen konform befunden worden."

Der Kaiser ließ darauf den päpstlichen Nuntius, Doria, den Reichshofratspräsidenten und den Referenten zu sich fordern, aber nur den Nuntius ins Zimmer kommen und besprach sich mit ihm darüber. Dieser sagte: als Nuntius könne er nicht dazu stimmen; als Doria aber müsse er sagen, daß der Kaiser es tun könne. Nur möchte er noch beisetzen: „wie er sich schon in seiner ersten Resolution erklärt habe". Der Kaiser tat es auch, ließ sodann den Nuntius zu der einen Türe hinaus, den Präsidenten zu einer anderen (damit sie sich nicht unterreden möchten) herein. Der Präsident sagte, das widerspreche sich und werde nur noch ein größeres Feuer anzünden; der Kaiser solle es also entweder bei der vorigen Resolution bewenden lassen oder den Zusatz streichen. Als der Präsident ab- und der Referent durch eine andere Türe hereingetreten war, sprach er ebenso. Darauf strich der Kaiser den von Doria an die Hand gegebenen Zusatz wieder durch.

Bei dieser Anwesenheit in Frankfurt machte der bekannte Kaiserliche Kabinettsminister Graf von Bünau mir abermals (wie schon auf dem Wahltag) den Antrag, ich solle als wirklicher Reichshofrat mit völliger Besoldung in das Kollegium eingeführt, aber von den gewöhnlichen Sessionen dispensiert werden und nur für das kaiserliche Kabinett arbeiten. Sie hätten Leute genug, die Theorie, aber keine Erfahrung, oder Erfahrung, aber keine Theorie hätten: bei mir glaube er beides anzutreffen. Ich bedankte mich aber nochmals.

4. Der Kaiserwahltag anno 1745.

Als im Jahre 1745 wieder eine Kaiserwahl bevorstand, mußte ich zunächst ein Gutachten nach Hannover erstatten.... Darauf ward ich auch zu der kurbraunschweigischen Wahlgesandtschaft nach Frankfurt beordert und blieb bis nach vollbrachter Wahl und Krönung allda. Es war aber dieser Wahltag nicht

so wichtig, als der vorige. Doch hatte ich dabei auch von andern Reichs- und Landständen Aufträge.

Einst verlangte der Herr von Münchhausen in einer wichtigen Sache ein schriftliches Gutachten von mir. Ich setzte es auf und sandte es ihm durch meinen Sohn. Als er es gelesen, verbrannte er es, um desto gewisser zu sein, daß die Sache geheim bleibe. — Nachher schickte er wieder zu mir: ein in meinem Gutachten enthaltener Gedanke, an dem ihm viel gelegen, sei ihm ausgefallen; ich möchte also das Gutachten noch einmal aufsetzen. Ich setzte es zum drittenmal auf; er schickte es aber allemal wieder, mit dem Bemerken, das Gutachten sei schön und gründlich, aber der von ihm vermißte Gedanke sei nicht darin. Als mein Sohn zum drittenmal mit dieser Antwort kam, dachte ich in meinem Sinn: Lieber Gott! wenn an diesem Gedanken etwas gelegen ist, so ist es dir ja ein Geringes, ihn mir wieder einfallen zu lassen! Kaum hatte ich so gedacht, so fiel mir etwas ein. Ich sagte meinem Sohn: ich glaube, ich habe meinen verlorenen Gedanken wieder; wenn dem so sei, wolle ich ihm sagen, wie es zugegangen sei. Ich setzte mich nieder, schrieb es auf und Herr von Münchhausen ließ mir sagen: Ja, das sei der Gedanke, der ihm entfallen wäre. Darauf sagte ich meinem Sohn den Verlauf der Sache.

Während des Wahlaktes stand ich am Gitter des verschlossenen Chors in der Bartholomäuskirche. Da erzählte einer von den Herren im Chor den anderen, anno 1741 habe Kaiser Karl VII gegen den Kurfürsten Lothar Franz zu Mainz geäußert: Seine Wahlkapitulation sei so scharf, daß er sich nicht getraue, sie zu halten. Darauf habe der Kurfürst versetzt: „Wenn Ihro Majestät sie nicht halten können, so wird es der liebe Gott auch nicht von Ihnen fordern; schwören Sie getrost!“

Der Dombechant zu Mainz verrichtete die Publikation der Wahl in der Kirche mit so leiser Stimme, daß man kaum einzelne Worte vernehmen konnte, und der Reichsquartiermeister, der die Kirchenschlüssel bei sich hatte, war, als die Prozession aus der Kirche gehen sollte, noch beim Frühstücken in einem benachbarten Wirtshaus, so daß man nicht aufschließen konnte, bis er herbeigebracht wurde. Dazwischen stiegen einige zu den Kirchenfenstern

hinaus und verkündigten dem Pöbel, der Königin von Ungarn Mann sei Kaiser worden! Darauf entstand eine unsinnige und rasende Freude: die Männer warfen die Hüte und Perücken, die Frauenzimmer ihren Kopfschmuck, Schnupftücher 2c. in die Höhe, deren viele sie nicht wieder bekamen. Ein unfern von mir stehender bürgerlicher Trommler schlug fast die Trommel entzwei; ein Offizier sagte endlich, er solle nunmehr aufhören! Jener aber erwiderte: Ei, wer sich heute nicht freuen wolle, der sei ein Bärenhäuter! und machte es so arg wie zuvor. Ein gemeiner Tiroler sagte: Heute will ich mir auch einen Rausch trinken, daß ich nicht mehr weiß, ob ich ein Bub oder ein Mädlein bin! und nach einigem Verweilen setzte er hinzu: „wenn es Gottes Wille ist!" was vielleicht heißen sollte, wenn er soviel Geld zusammenbringe. Ich aber mußte über die Denkart dieses armen Menschen besondere Anmerkungen machen. — Nachts um 12 Uhr waren in den Wirtshäusern alle Trinkgläser vor Freuden zerschmissen. Und wer beide Wahlen, anno 1742 und 45 angesehen hat, der sah Nacht und Tag.

Indessen wollte man mir (wiederum) zu einer Reichshofratsstelle behilflich sein, und mein alter Freund, der neue Reichshofrat von Senkenberg, kam zu mir, um mir einen Antrag deswegen zu tun. Ich bezeugte ihm aber, ich würde nicht einmal die Präsidentenstelle annehmen, wenn es möglich wäre, daß mir solche angetragen würde, worüber er vor Verwunderung aus dem Sessel über sich hüpfte und sagte, dies sei gar zu arg! Ich antwortete aber: wer einmal gelernt habe, die Ehren und Güter dieser Welt mit einem solchen Auge zu betrachten, wie ich sie ansehe, den koste eine solche Erklärung gar keine Verleugnung.

Nach der Krönung ging ich wieder nach Ebersdorf.

5. Wirren in Ebersdorf und Abschied von dort.*)

Anno 1744 kam der neumährische Bischof Polykarpus Müller nach Ebersdorf, dem ich auf seine Anregung verschiedene meiner Bedenken über die herrnhutische Sache eröffnete und der

*) Moser erzählt aufs eingehendste und, wie deutlich zu spüren, mit größter innerer Bewegung, die schmerzlichen Erfahrungen, die ihn zur Loslösung von dem anfänglich so schönen und harmonischen Gemeinschafts-

mir dann sagte, er glaube, daß es mir aufrichtig um die Wahrheit zu tun sei; ich möchte also meine Zweifel zu Papier bringen und sie dem Herrn Grafen von Zinzendorf übersenden.

Nun hatte ich zwar anfangs großes Bedenken es zu tun, weil mir schon bekannt war, daß man lauter verschraubte Gedanken bekäme und der Graf am Ende sich allemal den Sieg zuschriebe. — Endlich aber entschloß ich mich, es zu wagen. Damit ich aber desto sicherer ginge, die Sache auch desto mehr Nachdruck hätte, faßte ich meine Bedenken in fünfzig Fragen, denen ich kurz beifügte, wie die Sache von der guten und bösen Seite angesehen werden könnte. Diese sandte ich an allerlei Personen, von denen ich glaubte, daß sie am tüchtigsten seien, sie zu beantworten. Ich erhielt auch Antworten darauf von der Gräfin Reuß, Propst Bengel, Pfarrer Burk (mit dessen Aufsatz Abt Steinmetz übereinstimmte), Pfarrer Ötinger, Hofmeister von Bonin u. a. Nach einiger Zeit bekam ich eine noch stärkere Überzeugung, daß ich daran, daß ich ganz willig sei, alles auf sich beruhen zu lassen, ein sicheres Kennzeichen dafür habe, daß ich nichts für mich darunter suche.... Als ich damit zustande gekommen, schickte ich den Anfang davon dem Herrn Grafen von Zinzendorf zu, um die Sache zu prüfen.... In einigen Wochen aber erhielt ich meinen Originalbrief samt Beilage und Kouvert eröffnet wieder zurück, nebst einer imper-

---

leben in Ebersdorf zwangen. Es waren die herrnhutischen Einflüsse in ihrer kritischen, der sogenannten „Sichtungs"zeit, welche einem Mann von solcher Nüchternheit, Reife und Geklärtheit, wie er einer war, je länger je mehr unerträglich werden mußten. Was seine Berührung mit Zinzendorf selbst betrifft, so ging es ihm ähnlich wie einst Ötinger, nur daß er von vornherein, als gereifter Mann, ihm selbständiger und unabhängiger gegenüberstand, also auch nicht mehr den schweren Kampf auszufechten hatte, wie dieser, bis er seiner Sache und seines Weges sicher war. — Nicht nur, weil es schmerzliche Eindrücke erwecken würde, auch nicht nur, weil es der Raum verbietet — denn man könnte entgegnen: die Wahrheit erfordert es! — sondern weil wir heute den damals die Gemüter der Beteiligten aufs tiefste erschütternden Kämpfen der Geister, den Strömungen und Stimmungen um die richtige Gestaltung eines lebendigen Gemeindelebens unbefangener gegenüberstehen, ist es sowohl gestattet als angezeigt, den Verlauf der Sache aus den Selbstbekenntnissen nur auszugsweise zu skizzieren.

tinenten und anzüglichen Schrift, in Form eines Dekrets.... Der Schluß war: „in fidem praemissorum subscripserunt Fratres", sodann die Namen zweier Personen, die nicht einmal lateinisch schreiben konnten.

Als ich dies der Gräfin Benigna Reuß mitteilte, antwortete sie mir (durchaus zustimmend) u. a. mit folgenden Worten: „Nicht ein einziger guter Charakter (d. h. Zug) leuchtet aus dem Schreiben heraus, das kein anderer als Z. gemacht und das arme unschuldige Fratres, wie aus der Unterschrift erhellt, haben unterschreiben müssen ꝛc."

Ich selbst gab dann dem Herrn Grafen in einem weiteren Schreiben zu erkennen, wie groß sein und der Seinigen Verfall sei und wie wenig dieses Verfahren sowohl mit dem Sinne Jesu Christi, als mit seinen öffentlichen Erklärungen übereinstimme. Ich erhielt sodann von ihm eine so abgeschmackte Antwort, daß ich sah, es komme aus einem solchen Briefwechsel nichts heraus.

Indessen schickte ich doch den ganzen Aufsatz Herrn Bischof Müller zu, der aber in der Antwort auch die Hauptsache mit keinem Finger berührte und sich nur darüber aufhielt, sein Sinn sei nicht gewesen, daß ich es so hätte machen sollen.

Anno 1745 machte Herr Hofprediger Steinhofer eine Reise nach Marienborn. Nach seiner Rückkehr legte er das Predigtamt nieder, wollte aber doch Lehrer in der Gemeinde bleiben, er änderte auch seinen Vortrag ꝛc. und richtete ihn nach dem herrnhutischen Geschmack ein. Ich betrübte mich darüber so, daß ich oft fast krank wurde, und machte ihm die wehmütigsten, ernstlichsten und nachdrücklichsten Vorstellungen. Ich konnte aber nicht mehr erreichen, als daß er sagte, er verlange mir meine Erkenntnis nicht streitig zu machen; ich solle nur so billig sein und ihn ebenfalls nach der seinigen handeln lassen. — Im Frühjahr 1746 entstand unter den ledigen Personen beiderlei Geschlechts eine starke Gemütsbewegung, die sich bald durch die ganze Gemeinde ausbreitete. Dabei wurde von vielen gerühmt, wie sie das Blut Jesu an ihren Herzen erführen, und es wurde aus dieser Erfahrung ꝛc. ein eigenes und neues Stück und Vorrecht der Lammesgeschwister ge-

macht.... Übrigens liefen gleich anfangs allerlei bedenkliche und übertriebene Dinge mit unter, die als Schlacken hätten angesehen und von dem Edeln geschieden werden können. (Das geschah aber damals nicht, erst später!)

Die meist aus jungen, unerfahrenen oder hitzigen Gemütern, oder doch aus Personen, die so wenig in der Schrift als im Herzen fest waren, bestehende Zinzendorfische Partei unter den Gemeindearbeitern gewann nun in den Konferenzen die Oberhand und es ging mit Macht auf eine völlige Vereinigung mit den Brüdergemeinden los. — Man wollte es zwar anfangs nicht eingestehen; Herr Steinhofer gab auch selbst die stärksten Versicherungen darüber; er verlangte immer, ich solle nur noch kurze Zeit Geduld haben; es sei jetzt, wie wenn das Fleisch beim Feuer koche, da das Unreine heraufkomme und abgeschöpft werde; es würde aber in Kurzem ganz anders und recht gut werden 2c.

Allein in wenigen Tagen änderte er seine bisherige Sprache und Art, und als er darüber zur Rede gestellt wurde, wollte er es auf den Heiland schieben: Der und nicht er, hätte es anders gemacht.

Ich wünschte unter diesen Umständen mit einem dieser Sache kundigen, redlichen und unparteiischen Mann mich mündlich besprechen zu können: Was nun für mich und mein Haus zu tun sei? (Weil es schwer wurde, länger zu bleiben, und doch, aus äußeren und inneren Gründen, noch schwerer war, sich zu entschließen, wegzuziehen!) — Gott fügte es auch, daß ich den teuren Knecht Gottes, Abt Steinmetz in Wernigerode, persönlich sprechen konnte, da wir dann in der ganzen Sache, sowohl was das Gute, als was das Bedenkliche betraf, auch darüber, wie ich mich darunter aufzuführen hätte, vollkommen einig waren.

Ich erklärte demnach nach meiner Rückkehr vier Vorstehern der Gemeinde, mit welch großem Jammer der Herr Abt und ich die Sache ansähen 2c., daß ich also zwar insofern, als man vorgäbe, daß es eine evangelisch-lutherische Gemeinde sein und bleiben solle, darin solange bleiben wolle, bis man mich entweder ausstoße, oder Gott mich selbst auf andere Weise los mache; insofern es aber eine sogenannte Brüdergemeinde nach Zinzen-

dorfischer Art sein sollte, könnte und wollte ich daran keinen Anteil nehmen 2c.

Weil man nun in Sachen dieser Art Ursache hat, auf beiden Seiten sich vor Übereilung zu hüten, so hielt ich, ehe der Graf von Zinzendorf gegen Ende des Jahres 1746 nach Ebersdorf kam, bei dem treuen Gott inständig an, er möge mir doch ein helles und unparteiisches Auge schenken, mit Beiseitesetzung alles dessen, was mir von diesem Mann seither bekannt worden wäre, ihn so anzusehen 2c., wie er in den Augen Gottes angesehen würde, um mich weder einen falschen Schein blenden, noch auch seine Fehler mir das Gute verdunkeln zu lassen. Als ich ihn das erstemal sprach und er ziemlich modest schien, war ich ganz willig, meine vorige Meinung von ihm zu ändern. Ich mußte aber bald hernach bei einem Besuch anderthalb Stunden zuhören, wie er sich selber rühmte, alles, wo etwas Gutes im Reich Gottes aufginge, z. B. in Wernigerode, für seinen Grund und Boden ansah usw. Ich hörte ferner seine Vorträge in den öffentlichen Versammlungen und Privatstunden, worin weder Saft noch Kraft, Verstand oder Zusammenhang, wohl aber seltsames und schriftwidriges Zeug vorkam.

Der Schmerz über all das, die Zerrüttung dieses edeln und ansehnlichen Haufens von Kindern Gottes und die Sorge für meine Frau und Kinder nahmen mich so ein, daß ich unter beständigem Seufzen dahinging, auch am Leib elend wurde und fast um allen Schlaf kam. Und doch konnte ich mich sowenig entschließen, ohne einen deutlichen Ruf Gottes auszugehen, als Elias aus Israel und Samaria ... ausgehen sollte.

Endlich aber machte Gott selbst Bahn. Denn am 17. Januar 1747 erklärte mir Herr Steinhofer: weil es widersprechend herauskomme, daß ich bei meinem bekannten Sinn von den Gemeindesachen doch in der Gemeinde bleiben wolle, und es den Geschwistern zum Druck auf ihrem Herzen würde, wenn sie mich beim Abendmahl 2c. sehen müßten, so möchte ich ihrer darin schonen, zu den allgemeinen Gelegenheiten aber könnte ich kommen. Er glaube zwar, daß ich wissentlich gegen den Sinn des Heilandes zu handeln begehre, aber ich sei eben nun im Stande der Verwirrung. Ich antwortete: „Strick ist entzwei und wir

sind frei!" Er sprach voller Verwunderung: was sagen Sie? Ich wiederholte: Strick ist entzwei und wir sind frei! erinnerte ihn aber zugleich an die Worte Joh. 9, 34.

Die anderen Arbeiter protestierten auch dagegen, daß Steinhofer dies ohne ihr Vorwissen getan hätte.

Ich wußte aber nicht, wo ich mich hinwenden sollte. Ich hatte Lust nach Greiz; es wollte sich aber nicht schicken, und einige auswärtige teure Knechte und Kinder Gottes ermahnten mich, noch ferner Geduld zu beweisen und dem Herrn nicht vorzulaufen.

Darüber ließen des Herrn Landgrafen Friedrich Karl zu Hessen-Homburg Durchlaucht mich sondieren, ob ich nicht als Geheimrat und Chef ihrer Kanzlei in ihre Dienste gehen wolle. Nun waren damals alle Zeitungen voll von der militärischen Gewalt, die Hessen-Darmstadt gegen Hessen-Homburg brauchte; mein Amtsvorfahrer, Herr Geheimrat von Ochsenstein, hatte selbst abgedankt; man machte mir auch sonst das Herz schwer. Hingegen wurde von andern soviel Gutes dem Gemütscharakter und der Denkart des Landgrafen nachgerühmt, daß, weil ich schlechterdings von Ebersdorf hinweg wollte, ich mich auf allen Fall entschloß, diesem Ruf zu folgen. Ich schrieb aber vorher ganz aufrichtig und unverblümt, nach was für Grundsätzen und Religions-, Staats-, Justiz-, Kameral- und Polizeisachen ich handle, auch wie ich mich im Umgang mit großen Herren bezeuge: wenn nun der Herr Landgraf dies alles leiden könne, so wolle ich auf Probe in Ihre Dienste gehen. Es wurde auch alles bewilligt und gutgeheißen.

Sechstes Kapitel.

In Hessen-Homburg als Geheimer Rat

(1747—48).

Ich ging demnach vorerst allein nach Homburg, machte die Sache vollends richtig, blieb sogleich da und ließ meine Familie nachkommen.

Meine Bibliothek und übrigen Möbel gingen in einem Schiff den Main hinab bis Frankfurt. Als aber unterwegs die Schiffsleute über Mittag im Wirtshaus waren, wurde ein von einem Jungen übel regiertes leeres Schiff von dem Strom so hart an jenes hingetrieben, daß es sank und meine Bücher, Kleider, Lebensmittel 2c. teils sehr beschädigt, teils ganz und gar verdorben wurden. Als die Nachricht davon nach Homburg kam, fragte mich die Frau Landgräfin Mutter, ob dem so sei und was ich zu diesem Verlust sage? Als ich ihr aber mit der größten Gelassenheit antwortete, daß ich diesen Zufall aus Gottes Hand geduldig annehme und damit zufrieden sei, sprach sie mit ausnehmendem Affekt: das ist mir erbaulicher, als wenn ich viele Predigten gehört hätte!

1. Geschäfte.

Gleich bei der ersten Unterredung zeigte mir der Herr Landgraf einen von ihm entworfenen Kameralplan (d. h. Finanzplan) und verlangte mein Gutachten darüber. Nachdem ich mich erkundigt hatte, erklärte ich, ich hätte daran auszusetzen:

1. daß die Einkünfte so, wie sie am höchsten stünden, in Einnahme gebracht seien, wo es sodann, wenn einige Rubriken zurückschlügen, fehlte; es sollte also die Einnahme so niedrig berechnet werden, als sie jemals ausfiele; was weiter einginge, sei doch des Herrn Landgrafen und wie gewonnen.

2. Die so gebildete Einnahme müsse nicht ganz verteilt werden, weil sonst, wenn unvorhergesehene und außerordentliche Ausgaben einfielen, es an einem Fond dazu fehle.

3. Habe der Herr Landgraf sich so wenig zu Handgeldern 2c. ausgesetzt, daß ich nicht glaube, daß Sie damit auskommen würden 2c.

Ich setze also einen andern jährlichen Finanz-Etat auf und aus solchem einen vierteljährlichen, nach dem zu Ende von je drei Monaten Einnahme und Ausgabe gezählt werden sollte. —

Wie ich mich ferner gleich bei Annahme der Berufung einbedungen hatte, daß die Ausgaben des Hofes so eingerichtet würden, daß nicht nur keine neuen Schulden gemacht, sondern

auch die alten getilgt und alle Bedienten richtig bezahlt würden, und dies mir auch versprochen wurde, so drang ich nun auf dessen Erfüllung.

Nächst dem suchte ich den Kredit wieder herzustellen und mich dazu folgender Mittel zu bedienen: 1. Die Klitter- oder kleinen und schreienden Schulden wurden alle bezahlt; 2. die Besoldungen und Zinsen auf den Tag abgetragen; 3. auch sonst wurde das in Geldsachen gegebene Wort aufs genaueste gehalten; 4. nichts sollte auf Konto (Borg) genommen, sondern alles bar bezahlt werden; 5. zur Bestreitung alles dieses schaffte ich durch meinen Privatkredit soviel Geld an, als nötig war; 6. suchte ich überhaupt das Publikum zu überzeugen, daß nun bei Hof eine ordentliche Haushaltung geführt werde. — Ich riet ferner, eine gewisse nicht allzugroße Anzahl Jahre sich möglichst einzuschränken und trug darauf an: 1. Keine überflüssigen, sondern nur die unumgänglich notwendigen Bedienten, Pferde 2c. zu halten; 2. alle Posten mit ehrlichen, gewissenhaften und gottesfürchtigen Leuten zu besetzen; 3. den Bedienten soviel zu geben, daß sie bei richtiger Einteilung ehrlich davon leben und etwas ersparen können, hingegen dann alle verbotenen Streiche scharf zu bestrafen; 4. durchaus nichts — als im alleräußersten Notfall — auf Borg zu nehmen (weil man sich eher besinnt, wenn man etwas gleich bezahlen soll); 5. am rechten Ort zu sparen, nämlich an entbehrlichen Bedienten, Stall, Kleidung, Bauen, Möbeln, Tafel, Reisen, Musik 2c., nicht aber an Sachen, wo es Schande macht oder die Billigkeit verletzt wird.

Der Accis hatte bisher wegen des vielen Unterschleifs wenig eingetragen: Als ich aber den Personen, die solchen geben mußten, eine rührende Vorstellung machte, wie sehr sie ihr Gewissen dadurch beschwerten und vorschlug, lieber jährlich etwas gewisses überhaupt zu geben, nahmen sie es mit Dank an, und nun trug der Accis ein Merkliches mehr ein.

Kanzleisachen.

Die Kanzlei in Homburg war in der äußersten Unordnung. Die Räte kamen, wann und wie sie wollten. Der Kanzlist,

Kanzleidiener und sein naseweises Weib waren mit in der Ratsstube und gaben wohl auch ihr Gutachten. Es wurden keine ordentlichen Beratungen gepflogen — alles wurde als ein Diskurs behandelt; im übrigen las man Zeitungen, unterhielt sich mit Gesprächen 2c. Ich machte aber sogleich eine Kanzleiordnung und ließ sie den Landgrafen genehmigen, ging mit gutem Beispiel voran, kam auf die bestimmte Stunde in die Kanzlei, ließ die Räte, die nicht rechtzeitig kamen, holen 2c., hielt ein Diarium über alles, was einkam, verteilte die Akten, referierte zuerst selbst, ließ dann die übrigen Räte in ihrer Ordnung referieren, fragte um, machte ordnungsmäßige Beschlüsse und sorgte dafür, daß sie sogleich ausgeführt wurden; ich teilte die Registratur in die laufende und die etwas ältere, brachte beide selbst in Ordnung 2c.

Die Reformierten bezeugten ein solches Vertrauen gegen mich, daß sie mich freiwillig bei dem Landgrafen auch zum Chef des Konsistoriums ausbaten, wie ich es bei dem lutherischen Konsistorium schon war. Und wir kamen sehr wohl miteinander aus.

Die Händel mit Hessen-Darmstadt.

Ich suchte die Sache auf den Fuß zu setzen, daß Homburg sich nicht mehr anmaßen möge, als ihm gebührte; das übrige trachtete ich womöglich durch gütlichen Vergleich beizulegen, zu welchem Zweck ich zweimal eine Konferenz in Frankfurt veranlaßte. Die Sache war aber in den Händen eines interessierten Mannes und geschickten Bösewichts, bei dem mit Billigkeit nichts auszurichten war. — Ich sagte dem Landgrafen, ich wüßte wohl einen Weg, wie die Sachen bald besser gehen würden, wenn er nämlich dem Referenten ein gutes Präsent an barem Gelde und eine gute jährliche Pension gäbe: gleichwie es ihm aber nicht gefallen würde, wenn Darmstadt mir dergleichen Anerbietungen machte, so könne ich ihm auch nicht raten, gegenüber Darmstadt so zu verfahren.

In Darmstadt erfuhr man auch unsere größten Geheimnisse, und man konnte lange auf keine Spur kommen, wie es zuginge. Endlich traf der Landgraf selbst seinen Kammerdiener

(auf den er alles gesetzt hatte!) darüber an, wie er ihm die Hosensäcke, worin er seine geheimen Sachen versteckte, durchsuchte!

Dem Herrn Landgrafen wollte beigebracht werden, daß ich ihm zuviel von seinen Gerechtsamen vergebe: Als er aber in der Stille einem andern berühmten Manne meine Aufsätze und Gutachten mitteilte, bekam ich von demselben ein sehr großes Lob.

2. Widerwärtigkeiten.

All dieses hätte schon hingereicht, mir mein Amt schwer und sauer zu machen. Aber dabei blieb es nicht.

Gleich im ersten Vierteljahr wurde der Kameralplan überschritten, und so von Vierteljahr zu Vierteljahr immer mehr, und die Personen, die beständig um den Landgrafen waren, setzten ihm in bezug auf die Schuldenzahlung und der nötigen Einschränkung solche Dinge in den Kopf, die mit meinen Grundsätzen und dem Besten des Herrn und seines Hauses nimmermehr bestehen konnten, weshalb ich auch darin nicht nachzugeben vermochte. Darüber kam freilich der Landgraf in seinem Gemüt manchmal sehr ins Gedränge, während er sonst, wenn er bessere Leute um sich gehabt hätte, einer der liebenswürdigsten Herrn gewesen wäre.

Besonders standen mir der Hofrat, Freiherr von Creuz, und der Leibmedikus, Dr. Kämpf, sehr im Weg; der rechtschaffene Oberhofprediger Rexrath aber war ganz auf meiner Seite*).

*) Von den beiden ersteren gibt Moser folgende interessante Charakteristik: „Des Freiherrn von Creuz Vater war ein Goldmacher, der von Kaiser Karl VI den Freiherrnstand erhielt, seine Mutter eine Pfarrerstochter. Man hielt den jungen Creuz für ein Kind von schwachen Naturgaben und wandte so wenig an ihn, daß man ihn nicht einmal in eine Schule schickte, sondern kaum zu Haus lesen und schreiben ließ. Als er aber zehn Jahre alt war, erwachten seine Naturgaben; er zeigte große Fähigkeiten und lernte für sich allein so viel, daß der Landgraf ihn auf eine Universität schicken wollte. Statt dessen bat er, ihn zum Kammerjunker und Wirklichen Hofrat zu machen, was auch kurz vor meinem Eintritt in die homburgischen Dienste geschah. Ohne Zweifel kam ihm das, was er als bloßer Autodidakt in seinen poetischen ꝛc. Schriften ge-

Endlich kam der ehemalige Kammerdirektor von Kalm von Hanau nach Homburg, der allerhand seltsame Kameral-Grundsätze (z. B. ein großer Herr, der eingeschränkt lebe, verliere dadurch seinen Kredit!) und dementsprechende Kameral-Projekte hatte und etwas großes davon versprach, auch im Anfang dem Scheine nach leistete. Er hob nämlich alle herrschaftlichen Meiereien auf, verkaufte Vieh, Schiffe, Geschirr 2c. und verlieh jedes Stück Feld und jedes Recht 2c. besonders. Man lockte benachbarte Untertanen herbei (besonders aus Kurmainz), betäubte sie mit Branntwein, und richtete Leute an, die ihnen den Ertrag der Güter herausstrichen, so daß sie sehr hohe Pächte eingingen 2c. Wie aber der Oberhofprediger Rexrath gut urteilte, es komme ihm eben vor, wie wenn jemand sein Haus dadurch höher anzubringen gedächte, daß er es nicht

leistet hat, wohl zu statten. Nach Ankunft des Herrn von Kalm wurde er mein Amtsnachfolger, erhielt auch den Titel eines Kaiserlichen Reichshofrats. Wie seine Theologie und Moral beschaffen war, kann man daraus abnehmen, daß er mir bezeugte: er fühle sich Gott nicht verpflichtet, daß er ihn zu einem Menschen geschaffen habe; wäre er ein Spatz geworden, so wäre er als Spatz vergnügt gewesen! Item: Er wüßte nicht, warum er seinen Eltern viel Dank wissen sollte: sie hätten eben Freude aneinander gehabt, und daraus sei er entstanden! Aus seinen letzten — kaum vernehmbaren — Worten: „Gott — Jesus — Goldtinktur" aber schloß und hoffte man, es sei noch eine Änderung vor seinem Ende mit ihm vorgegangen. Wie er übrigens meinen lieben ältesten Sohn und mich in Schriften ohne Ursach mißhandelt hat, ist bekannt und ihm vergeben."

„Der Leibmedicus Kämpf war ein Pfarrer, quittierte aber, und wurde das Haupt der Inspirierten in Homburg. Er hatte auch in vielen anderen Sachen besondere, wo nicht Einsichten, so doch Meinungen, und soll eine ausnehmende Fähigkeit besessen haben, den moralischen Charakter eines Menschen aus dessen Auge zu erkennen (wie er denn diesen auch dem jetzigen König von Preußen so genau entdeckt habe, daß er es ihm endlich zugestand, er habe es getroffen). . . . Dabei aber war er ein sehr großer Windbeutel und unverschämter Lügner. — Herr Oberhofprediger Rexrath erzählte mir, er sei einmal mit Kämpf von Frankfurt nach Homburg gefahren; als die Kutsche umgeworfen worden, sei Kämpf sehr erschrocken, Rexrath aber habe ihm vorgehalten, es sei kein Wunder, daß die Kutsche endlich umgefallen sei, denn er habe etliche Stunden lang so arg gelogen, daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn die Kutsche gar davon zerbrochen wäre. Ein anderesmal, da ich bei Herrn Rexrath war, deutete er auf ein Türteltäubchen und sagte: dieses Tierlein habe mehr Religion als der Kämpf."

zumal ganz, sondern Ziegel, Holz, Türen, Böden ꝛc. einzeln verkaufte: so ging es auch hier, und als die Mainzer ihren Pacht zahlen sollten, nahmen sie ihr Wort zurück und ihre Obrigkeit versagte die Hilfe, weil sie nicht zugeben könne, daß ihre Untergebenen ruiniert würden; damit hatte der eingebildete Profit ein Ende, und der Schaden lag vor Augen.

3. Letzter Versuch und Abschied.

Weil nun von dem allem, sogar von dem, was man in die Zeitungen setzen ließ, nicht das Geringste mir mitgeteilt wurde, sondern ich auch nach wie vor für das Hauptwerk verantwortlich bleiben sollte, stellte ich dem Landgrafen schriftlich vor, auf was für Bedingungen und Grundsätze ich in seine Dienste gegangen sei und daß, wenn es auf dem bisherigen Fuß fortginge, ich weder mit Ehren noch Nutzen in meinem Amte bestehen könne usw.

Der Herr Landgraf antwortete mir eigenhändig also:

P. P. „Ich habe aus Ihrer Supplik (Gesuch) ersehen, wie Sie deklarieren, auf die bisherige Weise nicht länger in meinen Diensten bleiben zu können. Da ich nun aber Sie, so lange ich Sie kenne, in Ihrem ganzen Tun beständig als einen grundehrlichen Mann erfunden, auch mit Ihren bisher geleisteten treuen und ersprießlichen Diensten sehr wohl zufrieden bin, so wäre es mir allerdings leid, Ihnen zu Mißvergnügen Anlaß gegeben zu haben ... Wenn ich aber den mir vorgelegten Plänen so wenig folgen, als den Grundsätzen, woraus sie geflossen, so schlechterdings beipflichten kann, so rührt dies nicht von Mißvertrauen, sondern von der verschiedenen Denkart der Menschen her.... Wenn es dennoch nicht sein soll, daß wir länger beieinander bleiben können, so hoffe ich nichtsdestoweniger, daß Sie noch dieses Vierteljahr mir Ihre Dienste widmen werden ... Werden sich meine Umstände verbessern, so werde ich mir die größte Freude daraus machen, Ihnen oder den Ihrigen meine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Ich bin nun stets mit wahrer Ergebenheit

meines lieben Mosers wohlaffektionierter Freund
Fr. Karl, Landgraf zu Hessen."

Homburg, 5. Oktober 1748.

Was war nun anders zu tun, als zu gehen?

Übrigens hat der liebe Herr Landgraf noch vor seinem anno 1751 erfolgten frühzeitigen Absterben erkannt, wer ihm treu gedient hat oder nicht, und besagter Herr von Kalm, mein Amtsnachfolger, erhielt, als er zwei Jahre in Diensten gewesen, wider Willen seine Entlassung.

Erwählung eines neuen Wohnorts.

Als ich bei dem Kurfürsten von Mainz, Johann Friedrich Karl, Audienz hatte, ersuchte er mich um einen guten Rat, wie die Universität Mainz besser emporgebracht werden könne. Ich sagte ihm sogleich, es werde schwer damit halten. Denn 1. hätten die Lehrer auf allen katholischen Universitäten, besonders in den Wissenschaften, wodurch man viele Fremde an sich ziehen könne, allzuwenig Freiheit in bezug auf den Vortrag und die Feder. 2. Bei den geistlichen Reichsständen gestatte ihr geistliches Amt noch weniger, den Lehrern nur einmal soviel Freiheit zu erlauben, als etwa noch ein weltlicher Regent ihnen gebe. 3. Wenn auch Ihre kurfürstlichen Gnaden darin über einiges weggehen und es nicht so genau nehmen wollte, so müßte man doch gewärtig sein, daß sede vacante (während der Erledigung des Bischofssitzes) vom Domkapitel oder von einem in der Religion eifrigeren Nachfolger alles wieder über den Haufen geworfen werde, weshalb kein berühmter Mann es darauf wagen und sich einer solchen Gefahr aussetzen würde. —

Ein von mir erbetenes Gutachten wegen Verbesserung des Justizwesens faßte ich in diesen Grundregeln zusammen: 1. Gute Gesetze seien zwar nötig, aber nicht das Hauptwerk, sondern 2. dieses bestehe darin, die Gerichte mit den rechtschaffensten Leuten zu besetzen; 3. bei den Advokaten aber dürfte die Verbesserung stattfinden, daß a) dieselben nicht von den Parteien belohnt, sondern von der Landesherrschaft ordentlich besoldet, b) alsdann auch die Prozesse unter sie (wie die Akten unter die Räte) ausgeteilt, auch c) sie angehalten würden, nichts weiter zu verteidigen, als was sie mit gutem Gewissen tun könnten. Alsdann, und wenn sie von einer Schrift von fünfzig Bogen nicht mehr bekämen, als von einer von zwei bis drei Bogen, überhaupt auch ihnen die Langwierigkeit der Prozesse

keinen Vorteil brächte, würde es weniger und kürzere Akten und Prozesse geben. —

Als ich nun wieder von Homburg frei war, entschloß ich mich, von neuem mich in die Stille zu begeben, und zwar zu Frankfurt a. M., konnte aber des Magistrats Genehmigung nicht dazu erhalten (die gestellten Bedingungen hielt der Magistrat mit den Privilegien der Stadt für unvereinbar). Ich wollte darauf nach Ufingen ziehen; weil man mich aber da ohne Ursache wegen einer besonderen Religion im Verdacht hatte, so wollte ich mich keinen Unannehmlichkeiten aussetzen und wählte Friedberg. — — — Sogleich warnte ein Pfarrer von der Kanzel die Gemeinde: Man solle keine Pietisten hereinlassen! Weil nun darüber Bewegungen in der Stadt hätten entstehen mögen, änderte ich meinen Sinn nochmals. Man riet mir sodann Hanau an, und ich ließ es mir gefallen, bat jedoch zuvor den Herrn Landgrafen, daß ich in Ansehung meiner Schriften zensurfrei (wie vorher in Frankfurt a. O., Ebersdorf und Homburg) sein möchte, wogegen ich für alles, was ich drucken ließe, verantwortlich sein wolle.

Es wurde mir auch die Zensurfreiheit zu Hanau wirklich zugestanden.

Siebentes Kapitel.

Aufenthalt und Errichtung einer Akademie in Hanau (1748—51).

1. Die Akademie.

Ich zog also nach Hanau und errichtete da für junge, von Universitäten und Reisen kommende Standes- und andere Personen eine Staats- und Kanzleiakademie.

Die erste Klasse meiner Akademie betraf deutsche Staatssachen: es wurde darin a) von der politischen Situation des deutschen Reichs und seiner größten Höfe Unterricht erteilt, b) zu der Staatsklugheit (d. h. Politik) durch alle Hauptstücke

der deutschen Staatsverfassung Anleitung gegeben, und endlich c) von allen während der Regierung des Kaisers Franz 2c. in Bewegung gekommenen deutschen Staatsangelegenheiten, Ansprüchen und Streitigkeiten pragmatischer Bericht erteilt.

In der zweiten Klasse wurden die europäischen Staatssachen behandelt und a) der gegenwärtige Zustand aller europäischen Höfe dargestellt, b) darauf das unter den Souveränen in Kriegs- und Friedenszeiten übliche Völkerrecht (bloß wie es sich seit 100 Jahren und besonders den neuesten Zeiten verhält) vorgetragen und c) von allen unter den Potentaten damals noch obschwebenden oder kürzlich beigelegten Staatsangelegenheiten 2c. in der Weise Auskunft gegeben, daß man nicht nur den Verlauf der Sache und was Rechtens sein möchte, wisse, sondern auch, was für Staatsräsons dabei mitwirken.

In der dritten Klasse endlich wurde gezeigt, wie bei einem wohlgeordneten Kanzleikollegium alle vorkommenden Sachen behandelt und erledigt werden; auch wurde zu allen Arten von Schreiben und Aufsätzen, die bei Kanzleien, Kabinetten, Gesandtschaften 2c., wie auch bei Friedenskongressen, sodann bei kaiserlichen und anderen Kommissionen vorkommen, Anleitung gegeben und Proben davon gemacht.

Der Herr Fürst zu Fulda, der kaiserliche Oberkämmerer 2c. und viele andere angesehene und erfahrene Personen bezeugten mir schriftlich ihr sehr großes Wohlgefallen an dieser Anstalt.

Ich nahm meinen ältesten Sohn von Homburg als Gehilfe mit. Als sich das Werk gut anließ, räumten des Herrn Landgrafen Durchlaucht mir eine freie Wohnung ein und beriefen hernach, auf meinen Vorschlag, den Herrn Professor Kahle von Göttingen unter dem Hofrats-Charakter mit einem guten Gehalt als meinen Gehilfen, der aber in einem halben Jahr mit meiner guten Zufriedenheit wieder abging.

Der Herr Landgraf zu Hessen-Kassel bezeugte mir in höchster Person Dero Wohlgefallen über den guten Fortgang der Sache und verlangten, ich sollte gegen Zulage einer Pension von 1000 Gulden die Akademie nach Marburg verlegen, wo es mir und der Universität mehr zu statten käme.... Ich hatte aber keine Lust, den Ort zu verändern, der an sich und wegen

der nahen Lage bei Frankfurt mir sehr angenehm und nützlich, und weil auch ich und mein Haus sehr wohl allda gelitten war.

Doch hatte ich auch die große Beschwerlichkeit, daß ich so angebunden war, daß ich nicht einmal eine Kur oder eine kleine Reise vornehmen, viel weniger mich anderwärts auf einige Zeit in Geschäften brauchen lassen konnte (außer einer Konferenz in Wetzlar). Und wenn ich krank geworden wäre, hätte das ganze Werk stillstehen müssen.

2. Religionssachen.

Meine um diese Zeit herausgegebenen „Hanauischen Berichte von Religionssachen" machten wegen verschiedener Umstände großes Aufsehen. Von dem, was darin wegen der Verfolgung der Evangelischen in Böhmen vorkommt, könnte ich allerlei über alle Maßen merkwürdiges melden, wenn es nicht für mich zu gefährlich wäre. Der kaiserliche Minister, Graf Cobenzel, sagte zu mir, ich hätte sehr hart geschrieben! Ich versetzte: ob ich etwas geschrieben habe, das nicht wahr sei? Er blieb mir die Antwort darauf schuldig. —

In Hanau bekam ich anfangs von einigen Häuptern der Zinzendorfischen Partei Besuche. Als ich ihnen aber meinen Sinn in Liebe und Ernst bezeugte, ... blieben sie weg. Als ich endlich in meinen „Hanauischen Berichten" 2c. erklärte, daß ich nunmehr ein öffentliches Zeugnis ablegen würde, kam einer ihrer Hauptarbeiter zu mir, mich davon abzubringen. Ich bezeugte ihm aber meinen Sinn und Grund, berief mich auf seine eigene Erkenntnis und Erfahrung und ließ mich nicht davon abhalten.

Ich hatte auch das große Vergnügen, daß mein lieber Herr Steinhofer wieder zu sich selber kam, diese Partei quittierte, in seinem Vaterland Württemberg Predigerstellen annahm und diese bis an sein seliges Ende mit großem Segen verwaltete.*)

*) Ein treues Bild von der Gesinnung und Gemütsverfassung Mosers in religiöser Beziehung spiegelt ein in Hanau (datiert den 7. Juni 1751) geschriebener offener Brief an seine acht Kinder wieder, in dem er zuerst ihnen bezeugt, wie nicht das seine „erste und meiste Sorge" gewesen, wie er ihnen so viel wie möglich hinterlassen möchte, wie seine Söhne zu hohen Ehrenstellen gelangen und seine Töchter an vornehme und reiche Männer verheiratet werden könnten, sondern vielmehr das, daß sie Christum kennen lernen und in ihm gewurzelt und gegründet

Achtes Kapitel.

Moser, württembergischer Landschaftskonsulent *)

(1751—59).

Mitten unter meine Hanauische akademische Arbeit hinein wurde ich sondiert (d. h. vertraulich befragt): ob ich nicht als Landschaftskonsulent wieder in mein Vaterland gehen wolle? Nun ist diese Stelle 1. an sich nicht so gering, als manche

---

und selig werden möchten in Zeit und Ewigkeit, daß er nicht nur seine eigene Seele rette, sondern einmal auftreten und sagen könne: „Siehe, hier bin ich und die Kinder, die mir der Herr gegeben hat." Sodann aber weist er auf die Schwierigkeiten und Versuchungen hin, mit denen gerade zur Zeit der Weg der Wahrheit und des Lebens umhegt sei: „Ihr wachset in einer Zeit auf, da sie sehr gefährlich sind. Auf der einen Seite wird die Bosheit und der Unglaube immer raffinierter und unverschämter, und an den meisten Orten nimmt der Segen in Lehramt und die Erbauung, die man aus dem Umgang mit andern haben könnte, merklich ab.... Auf der anderen aber wisset Ihr ebenfalls, wie die, so sich vor allen andern Christi rühmen, ja gar als Pächter seines Namens angesehen sein wollen, Jesum und sein Evangelium verstümmeln, verfälschen und mit ihrem Wandel verleugnen. Was Rats? Wir wollen desto sorgfältiger sein, den ganzen durch Leiden des Todes mit Preis und Ehre gekrönten Jesum unser Vorbild und sein süßes Evangelium unsres Fußes Leuchte und unsrer Seelen tägliche und liebste Nahrung sein zu lassen. So wollen wir gern auf der einen Seite Toren in den Augen der Welt sein und bleiben, und auf der andern uns von falschen Brüdern und faulen Gliedern als Feinde des Kreuzes Christi und seiner Gemeinde ausschreien lassen. Er wird uns schon legitimieren und vor sein Angesicht als durch sein Blut gewaschene, durch seinen Geist geheiligte und aus seiner Gotteskraft durch den Glauben zur Seligkeit bewahrte Seelen darstellen ꝛc." — Es war daher für Moser auch ein schmerzliches Vermissen, daß er, nach Württemberg zurückgekehrt, nicht mehr wie früher in Tübingen (1733) und in Stuttgart (1734 ff.) die Geistesgemeinschaft in Privatzusammenkünften pflegen konnte. Es fehlte am vollen Einverständnis und Zusammenklang. So beschränkte er sich von jetzt an darauf, ein treues Glied seiner Kirche zu sein. Ein Bekenner zu sein, hatte er darum doch Gelegenheit genug.

*) „Landschaft" ist soviel wie Landesvertretung, d. h. in den Formen und auf der Stufe des 18. Jahrhunderts, da es noch keine Volksvertretung in unserem Sinne gab. „Konsulent" ist soviel wie Rechtsbeistand.

Auswärtige denken möchten; 2. wenn ein Landschaftskonsulent seinem Amt gewachsen ist, auch bei der Landschaft den nötigen Kredit hat, so kann er in manchen Fällen mehr Gutes stiften und mehr Böses verhindern, als ein Wirklicher Geheimer Rat, ja als das ganze Geheimratskollegium, und der Hof selbst schreibt den Gang der landschaftlichen Sachen ordentlicher Weise den Konsulenten zu. Indessen kam dieser Antrag nicht in Vergleich mit den Stellen, die ich ausgeschlagen hatte. Aber ich wußte, wo es meinem Vaterlande fehlte. Die Land- und Stadtökonomie (d. h. -Wirtschaft), besonders aber das Manufaktur- (d. h. Handwerks-), Handlungs- und Polizeiwesen bedurfte noch vieler Verbesserungen, in deren Ermanglung das bare Geld stromweis zum Lande hinaus und wenig dagegen hereingeht, was ... notwendig eine allmähliche Verzehrung der Landeskräfte nach sich ziehen muß. Weil ich nun bei meinem Aufenthalt in Frankfurt a. O., Ebersdorf ꝛc. mancherlei Einsicht und Erfahrung hievon bekommen hatte, hoffte ich hierin meinem Vaterlande wichtige Dienste leisten zu können. Ich entschloß mich also, diese Bedienstung anzunehmen, und um zu zeigen, daß ich dabei nicht auf mein Privatinteresse sehe, gab ich auf Befragen, wie viel Besoldung ich verlange, zur Antwort: was der Landschaft guter Wille sei! Die herzogliche Bestätigung erfolgte ohne Schwierigkeit, auch mit Vorbehalt meines Geheimrats-Charakters, nur daß ich mich dessen nicht bedienen sollte, wenn ich als Konsulent bei Hof oder in der Kanzlei erschiene. Wie ich aber meine Ehre schon seit langen Jahren nicht mehr in Titel und Rang suche, so ließ ich auch meinen Geheimratstitel in Hanau zurück, und da ich mich nicht schämte, Landschaftskonsulent zu sein, so schämte ich mich auch nicht, mich so nennen zu lassen.

Ich zog also im Oktober 1751 wieder nach Stuttgart und bekam als Kollegen bei der Landschaft die Regierungsräte Sturm, Georgii und Stockmayer. Beide ersteren aber starben bald.

1. Verrichtungen, Grundsätze und Projekte.

Weil der landschaftlichen Akten eine ungeheure Menge ist, hingegen (außer dem in tausend Fällen unzulänglichen Sturmschen

Kompendium) sonst nichts da war, woraus man sich hätte Rats erholen können, und doch oft schnell ein Beschluß gefaßt werden muß, so machte ich 1. aus allen Verhandlungen zwischen Herrschaft und Landschaft unter Herzog Karls Durchlauchter Regierung einen vollständigen Auszug und ein Register darüber, so daß ich hernach kein Blatt von diesen Akten mehr nötig hatte; 2. aus diesem größeren machte ich einen doppelten kürzeren Auszug, a) nach zeitlicher Ordnung und b) nach deren Inhalt, so daß ich alle Augenblicke von allen während der Regierung des Herzogs vorgekommenen Materien aufs zuverlässigste berichten konnte, was sich darin zugetragen, was der Herzog oder die Landschaft verlangt und was der Herzog für sich resolviert und wohin die Landschaft sich erklärt habe. 3. Darauf machte ich einen vollständigen Auszug aus den wichtigen Landtagsakten von 1737—39 und versah ihn mit einem Register. 4. Endlich machte ich mich an alle Landschaftsakten von 1551—1724 (100 Bände!) und verfertigte ein Register darüber, mit dessen Hilfe ich nicht nur sogleich finden konnte, ob und wo von etwas Nachricht zu finden sei oder nicht, sondern ich konnte auch (weil oft von einer Sache sehr viele Stellen angemerkt waren) aus den von mir darunter gesetzten einfachen, doppelten oder dreifachen Strichen ersehen, welches merkwürdige, noch merkwürdigere oder die allermerkwürdigsten Stellen seien, und mich im Nachschlagen darnach richten. Was aber dies für eine Arbeit gekostet, weiß ich am besten; mancher würde meinen, er habe viel getan, wenn er es in 10 oder 20 Jahren zustande brächte.

Übrigens ging es von Anfang an gut und man war mit mir wohl zufrieden, verwunderte sich auch, daß ich in so kurzer Zeit so viele Wissenschaft von Landschaftssachen erlangt habe und so bald in Aufsätzen zu brauchen sei.

Ich wollte (auf Veranlassung) meine Hanauische Akademie gewissermaßen in Stuttgart fortsetzen. Man wollte es aber nicht leiden, aus der grundlosen Befürchtung, es möchte der Universität Tübingen Schaden bringen.

Ferner machte ich einen Entwurf einer patriotischen Gesellschaft, die sich nach Verschiedenheit der Klassen mit Ausarbeitung und Verbesserung der württembergischen Staats-,

Kirchen-, Gelehrten- und natürlichen Geschichte, den Landesprodukten, Ökonomie, Manufakturen ꝛc. beschäftigen sollte. Allein ein sonst wackerer Geheimrat riet mir dringend davon ab, weil es heißen würde: Ich komme erst wieder zum Land herein und wolle schon einen Reformator abgeben usw.

Es währte nicht lang, so zeigte sich zwischen eines meiner auch ehrlichen Kollegen und meiner Denkart in Bezug auf die Behandlung der landschaftlichen Geschäfte ein merklicher Unterschied, der mich veranlaßte, folgendes zu Papier zu bringen:

Grundsätze, nach denen ich in landschaftlichen Sachen mit der Herrschaft zu handeln pflege:

1. Ich halte das Prinzip nicht für gut, daß die Landschaft immer lavieren und allezeit im Bewilligen weder zu facil, noch zu diffizil sein müsse, weil man die Suspension (Verzögerung) der Bewilligung als einen Cuneus (d. h. hier Hebel) zum Abtun der Gravamina (d. h. Beschwerden) brauchen könne, durch beharrliche Widersetzung aber aus übel ärger werden würde.

Meine Gründe sind ff.: a) weil so alle endlich doch erfolgenden Bewilligungen alle „Grace" und Dank verlieren; b) weil man wahrscheinlich glaubte, es geschehe nur, um die Konvente (Sitzungen) zu verlängern; c) weil, wenn man weiß, daß die Landschaft niemals ferne bleibt, sondern anfangs 1-, 2-, 3mal nein sagt und endlich doch das tut, was man haben will, die Landschaft äußerst verächtlich wird.

2. Sondern ich halte dafür, wenn man keine erhebliche Ursache hat, etwas abzuschlagen (und noch mehr, wenn man zum voraus gedenkt, nicht auf der Negative zu beharren), sei es am besten, man bewillige lieber das, was man bewilligen kann, gleich anfangs, ohne deswegen die Gravamina zurückzulassen ꝛc.

3. Wenn man erhebliche Ursachen hat, etwas nicht zu bewilligen, lenkt man sich billig anfangs auf die Negative. Ist aber die Sache nicht eben von großer Wichtigkeit und es könnte der Wahrscheinlichkeit nach ein größeres Übel dadurch verhütet oder redressiert (gut gemacht) werden: so ist es nicht übel getan, wenn man endlich nachgibt.

4. Der Herr kann nicht ohne die Landschaft, noch die Landschaft ohne den Herrn fortkommen. Der Herr aber kann der Landschaft und dem Lande 10- und 100mal eher beikommen, als diese dem Herrn: es ist daher auf jede Weise, zu allen Zeiten, bei allen Um-

ständen darnach zu trachten, daß soviel wie möglich, der Herr und das Ministerium bei gutem Willen erhalten werde.

5. Wenn es aber auf die Hauptsachen ankommt und alle Vorstellungen und Grade des Glimpfs (des gütlichen Verfahrens) nichts verfangen wollen, so ist es rätlich, unbeweglich zu bleiben, in der Hoffnung, daß der Herr und das Ministerium es dann zu keinem gänzlichen Bruch werden kommen lassen, und daß sich noch immer solche Auskunftsmittel finden werden, wobei sich beide Teile beruhigen können.

6. So sehr auch die Forst- und Militär-Beschwerden das Land drücken, so sind doch solche nicht eigentlich die größte Quelle des Verderbens und der — zunehmenden — Armutei, sondern die noch jetzt so gar schlechte Verfassung des Landes in Polizei-, Manufaktur- und Handlungssachen.

7. Auf diese hat daher die Landschaft ebensowohl zu sehen, als auf die oben genannten Landesbeschwerden. Und wenn man diese Sache einmal ernstlich angreift, wird man alle Hände voll damit zu tun haben.

8. Auf diese von Nr. 2—7 angezeigte Weise und nicht anders ist die Landschaft imstande, sich bei dem Herrn, dem Ministerium und dem Land in guten Kredit und Ansehen zu setzen.

Vergebliche patriotische Versuche.

Sobald ich aber anfing, in und außer der Landschaft von Verbesserung des Polizei-, Manufaktur-, Handlungs- und Ökonomiewesens zu sprechen, ging der Handel an, und ich wurde darüber von vielen sonst patriotischen Leuten für weiß nicht was für einen schädlichen Mann angesehen: aus einem National-Vorurteil, als wären die schon vorhandenen Gesetze und Anstalten hinlänglich genug oder doch eine Verbesserung derselben hierzuland nicht möglich und dem Klima oder doch der Landesverfassung zuwider 2c.

Nun suchte ich zwar (durch die „Grundsätze einer vernünftigen Regierungskunst") zu zeigen, daß meine Vorschläge nötig und möglich seien und weder auf Windmacherei, noch Geldschneiderei, sondern darauf hinauslaufen: 1. Die Naturgaben des Landes durch Fleiß möglichst zu erhöhen und zu verbessern; 2. das Geld im Land zu erhalten; 3. noch mehr hereinzubringen; 4. das vorhandene in besseren Umlauf zu

bringen, mithin des Landes innere Kräfte zu vermehren und den Untertanen bessere Nahrung zu verschaffen. — Es half aber alles nichts, ich konnte mit nichts durchdringen.

Als ich besagte „Grundsätze" 2c. in dem engeren Ausschuß austeilte, las ein Prälat einige Zeit darin und sagte sodann mit einer sehr spöttischen Miene zu mir: „Es ist so schön, daß es einem in den Zähnen weh tut, daß nunz (nichts) daraus wird!" Und ein anderer Prälat äußerte sich gegen mich, er habe dem Herzog schon oft gesagt: Ihro Durchlaucht! „Nuh ner nuis!" (nur nichts neues). Ich versetzte: Aber doch neue Besoldungen und Accidenzien? Er trage ja eine Perücke, die sei auch einmal etwas nuis gewesen! Er erwiderte, er habe sie auch nicht getragen, solange sie etwas nuis gewesen sei, worauf ich ihm vorstellte, ob es einem verständigen Manne auch wohl anstehe, etwas ungeprüft oder gar etwas gutes nur um des willen zu verwerfen, weil es etwas neues sei?

Verhältnis zum Herzog.

Im Jahre 1755 fing des Herzogs Durchlaucht an, viele Regierungssachen unmittelbar zu behandeln. Um eben diese Zeit nun sprach der (mir ganz unbekannte) wienerische Bankier von Kiener sehr vorteilhaft von mir gegenüber Ihro Durchlaucht. Sie erkundigten sich darauf näher nach mir, ließen mich endlich nach Ludwigsburg zu sich rufen, besprachen sich viele Stunden mit mir, stellten mir allerlei zur Begutachtung zu 2c., schrieben elfmal eigenhändig an mich und ließen sich noch verschiedenemale in Unterredungen mit mir ein. Die Sache machte überall, besonders in der Landschaft, Aufsehen, und man wollte alles haarklein von mir wissen. Dies ging nun nicht an; doch bezeugte ich der Landschaft auf meine Pflichten, daß ich mich in nichts gebrauchen ließe, was der Landschaft und dem Lande nachteilig sei. Und wenn ich nichts Gutes stiften könne, so habe ich doch Gelegenheit, manches Böse, was dem Herzog von anderen an die Hand gegeben würde, abzuwenden 2c. Da aber die Sachen einmal stehen, wie sie stehen, so sei es ja als ein Glück anzusehen, daß der Herzog einen ehrlichen evangelischen Mann, Landeskind und Landschaftskonsulent, befrage. Ob es

denn besser wäre, wenn er sich eines Katholiken oder Offiziers oder Ausländers bediente? Es blieb aber trotzdem ein großes Mißtrauen gegen mich zurück, obschon sich bald zeigte, daß (weil ich in allem gerade hindurchging) dieses Vertrauen des Herrn Herzogs Durchlaucht gegen mich nicht allzulange dauerte: Doch schrieben Ihro Durchlaucht noch am 15. Juli 1756 u. a. eigenhändig an mich: „Wollte Gott, es dächte ein jeder so patriotisch, wie der Herr Konsulent und ich, es ginge gewiß dem Herrn und Lande wohl."

Ferner setzten Herrn Herzogs Durchlaucht eine Kommerzien- (d. h. Handels-) Deputation ein und ernannten mich zu einem Mitglied derselben: alles ohne mein Veranlassen und Wissen. Aber auch dies war anstößig und man hielt mir vor versammeltem Rat vor, ich hätte mich intrudiert und obtrudiert (d. h. eingedrängt und aufgedrängt), worauf ich aber die gebührende Antwort gab.

Ich nützte indessen die Umstände aus und suchte wenigstens etwas Gutes zu stiften.

Es wurde Ihro Durchlaucht ein Entwurf eines sogenannten „Fiscus charitativus politicus" (weltliche Unterstützungskasse) übergeben. Ich machte aber einen ganz anderen Plan von einer allgemeinen, freiwilligen Witwen- und Waisenkasse. Es wurde eine herzogliche Deputation eingesetzt, beide Entwürfe zu prüfen; der meinige wurde vorgezogen, von Ihro Durchlaucht genehmigt, die Sache zustande gebracht und die Anstalt geht noch im Segen Gottes fort. —

Auf Veranlassung Ihro Durchlaucht machte ich ferner den Entwurf eines Wechselrechts und eines auf Privatkosten einer Gesellschaft zu errichtenden öffentlichen Leihhauses.*)

Die Landschaft war aber so sehr dagegen, daß sie sich äußerte, es könne kein getreuer fürstlicher Diener dazu raten. Die fürstlichen Kollegien und Serenissimus hingegen hießen sie gut; ich mußte auch noch eine Wechselgerichtsordnung aufsetzen, worauf die Wechselordnung bekannt gemacht und ein Wechselgericht niedergesetzt wurde, die auch noch im Gang sind.

Das Leihhaus aber geriet ins Stocken, weil die, welche das Geld hergeben sollten und wollten, nicht mehr trauten.

*) Hier liegen die Grundgedanken unserer Bank- und Kreditinstitute!

Die Herren Geheimräte Hardenberg und Bilfinger hatten sich große Mühe gegeben, die so nützlichen und in vielen Landen üblichen Brand- oder Feuerkassen auch in Württemberg zustande zu bringen. Aber vergeblich! — Ich versuchte eine freiwillige Art; man wünschte es, aber weil niemand für die Kasse verantwortlich sein wollte, zerschlug es sich. Ich machte einen anderen Entwurf von Gesellschaften von resp. 51 oder 101 Personen, wobei es keiner Kasse bedurfte, und man 50 und 100 Jahre in einer solchen Gesellschaft stehen könnte, ohne das geringste zu bezahlen und doch inzwischen die Wohltaten einer Brandversicherung genösse: als aber der Krieg und damit die inneren Landesunruhen begannen, wurde auch aus diesem schon vom Herzog genehmigten Werke nichts. U. a. äußerte sich die Denkart der Landeseinwohner darin, daß ein gewisses Klosteramt diese Anstalt und deren Vorteile 2c. in einer schriftlichen Erklärung sehr herausstrich und endlich damit schloß: Weil es aber etwas neues sei, so wollen sie keinen Teil daran nehmen*)!

*) Ähnlich ging es mit dem Plan zu einer Landesbibliothek und dem zur Errichtung einer Akademie in Ludwigsburg für Justiz-, Kameral- und Landbeamte, wodurch zugleich dieser „nahrungslosen Stadt" aufgeholfen werden sollte — es zerschlug sich! Wie wohl mag dem sich an dem fortgesetzten passiven Widerstand sich zerreibenden Patrioten ein solch verständnisvoller Gruß getan haben, wie er ihn in einem Brief von einem „Gelehrten" (datiert den 11. Mai 1757) empfing: „Meine Ursache, an Sie zu schreiben, ist ein Herz voll Wehmut, daß Ihr vor Gott, der ehrliebenden (d. h. ehrlichen) Welt und auch in meinem Herzen so hoch legitimierter patriotischer Sinn 2c. seit einiger Zeit so ungemein verlästert werden! Es ist ein schweres Gericht, wenn in einem Lande die Redlichen verhaßt gemacht werden. Es ist aber dies die alte Maxime — der Bosheit und dem Verderben Sicherheit zu verschaffen. Der Umsturz eines Landes ist gemeiniglich das Ende. Es kostet aber auch mehr als gewöhnliche Kraft, wenn ein patriotisches Herz unter solchen Anfällen ausharren, und nicht nachgeben oder schweigen soll. Geschieht das letztere, so ist alles verloren, der Staat verfällt, der Eigennutz und die Gewalt siegt. Ist jenes der Fall, so trachtet man, einem solchen das Herz des Regenten und des Volks zu stehlen. Alles empört und verschwört sich wider ihn, und nur die göttliche besondere Fürsorge schützet ihn 2c." — Dieses traurige Los, Verkennung und Verfolgung von beiden Seiten, ist ihm denn auch in vollem Maß zuteil geworden.

Nach und nach wurde ich auch noch zu mehreren anderen Deputationen (=Kommissionen) gezogen, die von der Herr= und Landschaft gemeinschaftlich besetzt werden 2c. Unter diesen Deputationen ist besonders die Landrechnungs=Deputation, die die Oberaufsicht über das Ökonomie= und Rechnungswesen aller Städte, Ämter und Kommunen im Lande hat, wenn sie recht besorgt wird, von großem Nutzen. Weil aber das sogenannte Reglement von 1703 sehr mangelhaft war und ohne ein genügendes Gesetz die ungemein vielen und großen Mißbräuche der Kommunvorsteher nicht abzustellen waren, so erbot ich mich, einen neuen, den jetzigen Zeiten angemessenen, Entwurf zu fertigen; und es wurde angenommen.

Als ich mir die dazu nötigen Akten geben ließ, fand ich einen (fast schon ratifizierten) neueren Aufsatz (=Entwurf), worin aber den Kommunbeamten ihre Gebühren stark beschnitten werden sollten. Ich machte dagegen eine untertänigste Vorstellung: Wenn es dabei verbleiben solle, so könne ich mich nicht zu dieser Arbeit hergeben; denn alle Lebensmittel seien seit 1702 um vieles höher gestiegen: Wenn man also je nicht die damals für billig erachteten Gebühren erhöhen wolle, so müßte es wenigstens bei dem alten gelassen werden. Denn wenn die Leute nicht für ihre Arbeit hinlänglich belohnt würden, so könne man auch nicht mit Billigkeit über der Ordnung halten, wohl aber, wenn jeder so bezahlt werde, daß er dabei als ein ehrlicher Mann bestehen könne 2c. Meine Gedanken wurden auch gnädigst genehmigt. —

Darauf übernahm ich die unbeschreiblich mühsame Arbeit, aus mehr als 1000 fürstlichen Generalreskripten= und Normal=Resolutionen (Normal=Erlassen) das noch Brauchbare zusammenzutragen und den beobachteten Mißständen neue Gesetze entgegenzustellen, sie sodann in Ordnung zu bringen 2c. Es passierte sodann die Zensur der fürstlichen Rentkammer, des Kirchenrats, des landschaftlichen engeren Ausschusses, dann der herzoglichen Regierung, weiter des Geheimen Rats und endlich des herzoglichen Kabinetts. Nachdem ich nun das Konzept nochmals den herzoglichen Erlassen gemäß eingerichtet hatte, kam es endlich als eine „Herzogliche Ordnung für die Kommunen,

auch deren Vorsteher und Bedienstete, im Herzogtum Württemberg" 1758 60 Bogen stark in den Druck. (NB! Dies ist die Grundlage für die Gemeindeverwaltung in Württemberg bis heute geblieben.)

Indessen befiel mich anno 1757 ein heftiges Hüft- und Gliederweh, woran ich über ein halbes Jahr lang die entsetzlichsten Schmerzen ausstand und übel zugerichtet, endlich aber durch Gottes Gnade und das herrliche Wildbad wieder hergestellt wurde.

2. Die Wirren im Lande.

Während dieser Zeit fingen die betrübten und langwierigen Landesirrungen an (d. h. der Streit der Landschaft mit dem Herzog wegen der Erhöhung der Hausmiliz, sodann wegen des Kontingents, das Württemberg beim Ausbruch des siebenjährigen Kriegs zum schwäbischen Kreis zu stellen hatte, nicht bloß durch Werbung, sondern auch zwangsmäßige Aushebung der Bürgersöhne, endlich wegen der unerschwinglichen Kriegskosten und vollends wegen der Absicht des Herzogs, selbst in den Krieg zu ziehen, da im Fall seines, des Kinderlosen, Todes das Herzogtum an Österreich gefallen wäre!)

Als ich nun bei dieser Gelegenheit die Behutsamkeit empfahl (und nach meiner Einsicht behauptete, der Reichsabschied von 1654 § 180 und die kaiserliche Wahl-Kapitulation Artikel 15 verbinde alle Landstände in Deutschland), stieß ich vollends damit dem Faß den Boden aus. Das Wenigste war noch die Beschuldigung, „daß ich keine guten landschaftlichen Prinzipien habe". Man maß mir Meinungen, Lehren und Grundsätze bei, an welche ich mein Lebtag nie gedacht hatte und von denen ich öffentlich bezeugte, wer solche hege, müsse ein Ignorant oder Böswicht sein. Demungeachtet focht man mit meinem Schatten, holte Responsa (Urteile) über mich ein, bediente sich bei der Landschaft geraume Zeit meiner in lediglich nichts mehr, schloß mich sogar von der landschaftlichen Tafel aus, mutete mir zu, ich solle quittieren, und brachte mich durch all das bei dem Lande in den Verdacht eines schädlichen (d. h. gemeingefährlichen) Mannes, wie ich denn auch bei dem bekannten

Soldatenaufruhr in der größten Gefahr war, weil viele Leute (ohne den allergeringsten Grund) glaubten, ich sei an dem Subsidienvertrag mit Frankreich schuld! Ich hätte mir, wenn ich die Herrschaft hätte in die Sache mengen wollen, bald Hilfe schaffen können: ich war aber still und wartete, bis Gott es machen würde. Es änderten sich auch endlich in der Landschaft durch das Absterben einer Hauptperson (NB. Tafinger's) gewisse Umstände, und ich wurde wieder in meinem Amt verwendet.

Bald kam es aber über einen abermaligen Dissensus in principiis (einer prinzipiellen Meinungsverschiedenheit) und über Anmerkungen, die ich bei einem gewissen Aufsatz (nämlich einer Vorstellung an den Herzog, die in seiner Abwesenheit in Wildbad verfaßt und ihm nachher vorgelegt ward) notwendig hatte machen müssen, mit meinem älteren Kollegen (Stockmayer) zu einem neuen, heftigen Sturm, der aber durch Vermittelung der Geheimen Räte zu meinem Vorteil beigelegt wurde, worüber mein Herr Kollege quittierte und ich nun alleinstand. —

Es war dies um so gefährlicher, als seit der Zeit, da der Herr Graf von Montmartin in herzogliche Dienste getreten war, man in den herzoglichen Erlassen von der Landschaft mit ausdrücklichen Worten einen unbegrenzten und unumschränkten Gehorsam forderte, wodurch also alle Reichs- und Landesverfassung aufgehoben wurde, weshalb die Landschaftsausschüsse Pflichten halber nicht darein willigen konnten. Darüber kam es zu großen Zwistigkeiten zwischen Herrschaft und Landschaft und zu manchen harten Äußerungen und Ausbrüchen gegen die Landschaft.

Im November 1758 wurden mir meine sämtlichen zu dem in Vorbereitung befindlichen „Deutschen landständischen Staatsrecht" gehörigen Skripturen durch einen Generaladjutanten abgefordert, mir zwar endlich wieder freigegeben, ich jedoch an der Herausgabe des Werks gehindert.*)

*) Mosers Schreiben an den Herzog (datiert den 10. November 1758), in dem er um Aufhebung des Verbots ersucht, ist in ergreifenden Worten abgefaßt, ein auf lauter Tatsachen aufgebautes Denkmal einer leidenden Unschuld. (Siehe das Lebensbild J. J. Mosers von Aug. Schmid, S. 265—68).

Ich bekam zwar endlich Herrn Regierungsrat Eisenbach zum Kollegen. Weil er aber erst in die Landschaft gekommen war und ich bei allen landschaftlichen Deputationen, die vor den Geheimen Rat kamen, das Wort führen mußte, so fiel der ganze Haß des Hofes und des Grafen allein auf mich. Ich sollte Dinge getan haben, woran ich nicht den geringsten Anteil hatte, und der Herr Graf glaubte, daß ich nicht allein gegen seine Regierung, sondern auch gegen seine Person agiere, äußerte auch, wer ihn attaquiere (angreife), müsse auf den Boden, und sollte er gleich selbst mit darauf müssen. Und obgleich in den herzoglichen Erlassen (die immer schärfer gefaßt und worin von begangenem crimen laesae Majestatis divinae et humanae [d. h. Beleidigung göttlicher und menschlicher Majestät] gesprochen wurde), weder der Konsulenten, noch meiner namentlich gedacht war, so konnte ich doch mit Händen greifen, daß ich entweder gehen und das Land im Stiche lassen müsse, oder ein Opfer für dasselbe werden würde. Das erstere konnte und wollte ich Gewissens halber nicht und dachte wie Daniels Gesellen, Dan. 3, 17, 18, also erfolgte das Letztere!

Ich bezeugte dem damaligen Stadtpfarrer Storr: Ich sehe voraus, daß es mir wie dem Zeugen der Wahrheit Jeremias ergehen wird, von dem es Jer. 37, 16 heißt: „Also ging Jeremia in die Grube und Kerker und lag lange Zeit daselbst." Ich erinnerte endlich meine liebe Frau, sie möchte sich beständig gefaßt halten, daß man mich einmal des Nachts mit Husaren abholen werde.

Das Vorspiel war, daß mein zweiter Sohn, der als Kirchenratsexpeditionsrat in herzoglichen Diensten stand, wegen eines ganz behutsam abgelegten Votums kassiert, und als ihm darauf der Fürst von Ysenburg die Oberforstmeisterstelle antrug, ihm nicht einmal erlaubt wurde, solche anzunehmen, sondern er drei Jahre auf seine Kosten in der Stille leben mußte, bis ihm erlaubt wurde, in Fürstlich Hessen-Darmstädtische und Erbprinzlich Hanauische Dienste zu gehen (anno 1768 haben des Herzogs Durchlaucht gnädig geruht, ihm die Besoldung bis auf die Zeit der erhaltenen hessischen Dienste nachzahlen zu lassen).

Kurz vor meinem Arrest erhielt ich, ohne mein Zutun (auf

meines für mich besorgten ältesten Sohnes Veranlassung) von Ihro Königlichen Majestät in Dänemark dieses Schreiben:

„Wir Friedrich V. von Gottes Gnaden, König zu Dänemark, tun kund hiemit, daß wir den Wohledeln, Johann Jakob Moser von Filseck, vormaligen Königlich preußischen Geheimen Rat, in anbetracht seiner bekannten Gelehrsamkeit und seiner um die Wissenschaften erworbenen stattlichen Verdienste aus selbsteigener Bewegung und besonderen Königlichen Gnaden zu Unserem Etatsrat verordnet und bestellt haben ꝛc. Urkundlich unserem Königlichen Handzeichen und vorgedruckten Insiegel. Gegeben auf unserem Schlosse Friedrichsburg, den 27. April 1759.

Friedericus Rex.

(L. S.) J. H. E. F. von Bernstorff." *)

Neuntes Kapitel.

Der Patriot im Kerker auf Hohentwiel

(1759—64).

1. Die Verhängung des Arrests.

Am 12. Juli 1759 ließen des Herrn Herzogs zu Württemberg Durchlaucht durch einen an mich geschickten Geheimen Kabinettssekretär, der mich begleitete, mich zu sich nach Ludwigsburg berufen.

Als ich in der Garderobe so lange warten mußte, bis man mich beim Herzog meldete, sagte ich, aus der Fülle meines Herzens, geschwind zu einem anwesenden Geheimsekretär:

„Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ, wo er ist,
Stets sich lassen schauen."

Dieses Wort breitete sich mit der Nachricht von meinem Arrest durch das ganze Land aus und es wird hernach noch etwas davon vorkommen.

*) Ein Schreiben dieses Ministers an den Sohn bezeugte zugleich, daß diese Ehrung durch die so gefährlichen, wie rühmlichen Umstände des Vaters veranlaßt sei.

Ihro Durchlaucht taten mir in Dero Kabinett in eigener höchster Person ungefähr folgenden Vortrag: „Weil alle meine bisher gegen ihn erlassenen Resolutionen nichts gefruchtet, sondern die Landschaft mit ihren respektwidrigen und ehrenrührigen Schriften noch immer fortfährt, so sehe Ich Mich genötigt, Mich seiner, als des Konzipisten (d. h. Verfassers) Person zu versichern und ihn nach Hohentwiel zu schicken: Ich werde die Sache durch die allerschärfste Inquisition untersuchen lassen."

Ich antwortete nur: „Euer Durchlaucht werden einen ehrlichen Mann finden." Darauf mußte ich fort.

Zu gleicher Zeit wurden meine schriftlichen Sachen und Korrespondenz zu Stuttgart durch einen Geheimsekretär weggenommen.

In die Stuttgarter Zeitung aber wurde folgender Artikel gesetzt:

„Ludwigsburg, den 12. Juli. So reichs- und landkundig Seiner zu Württemberg regierenden Herzogs Durchlaucht angestammte Huld, Gnade und Milde gegen Höchstdero sämtliche Diener und Untertanen ist, so haben Höchstdieselbe sich dennoch anheute aus höchst triftig bewegenden Ursachen gemüßigt gesehen, selbige beiseite zu setzen, und den landschaftlichen Konsulenten Moser auf die Festung Hohentwiel in gute Verwahrung bringen zu lassen. Es hat sich dieser so viele seltene Rollen gespielte Mann schon längst in Deutschland durch sein unruhiges Betragen und ohne genugsame Beurteilungskraft affektierte Zaumlosigkeit berüchtigt gemacht, dahero auch nirgends eine bleibende Stelle gefunden, noch sich bei allen seinen Arbeiten eines wesentlichen göttlichen Segens und Gedeihens notorischermaßen zu erfreuen gehabt. Seine Herzogliche Durchlaucht haben inmittelst seinem Benehmen in den hiesigen landschaftlichen Geschäften immerzu mit großmutsvoller Langmut nachgesehen und ihm manche Warnung in ihrer gnädigsten und jederzeit mit der zärtlichsten Liebe, auch landesväterlichen Sorgfalt für dero getreue Untertanen erfüllten Resolutionen auf die landschaftlichen Schriften in der fürstmildesten Hoffnung gegeben, er werde doch endlich in sich gehen, sich fassen und all das Unheil beherzigen, welches anzuzetteln er bisher beflissen gewesen. Nachdem er aber sich stetsfort in seiner Bosheit verhärtet und es am Ende zu nichts weniger einzuleiten gesucht, als das geheiligte Vereinigungsband zwischen Haupt und Gliedern zu schwächen, somit die allergefährlichsten Anschläge auszuführen, so haben Seine Herzogliche Durchlaucht bei

sotaner äußersten Bewandtnis nach Ihren teuersten Regentenpflichten, die ohne Unterlaß die vorderste Richtschnur aller Ihrer Handlungen sind, nicht weniger tun können, denn in gegenwärtiger Frangenti (d. h. Krisis) das höchste Gesetz der allgemeinen Wohlfahrt allen andern Betrachtungen vorbringen zu lassen, folglich ein so gefährliches Glied der menschlichen Gesellschaft außer Stand zu setzen, ferner weiteren Schaden anzustiften."

Zur Zeit meiner Arrestierung war man am kaiserlichen Hof wegen einiger „in meinen Hanauischen Berichten" 2c., wie auch in meinen „Nebenstunden" befindlichen Abhandlungen, z. B. wegen der böhmischen 2c. Religionsbeschwerden, item „ob es wider die Reichsgesetze anstoße, wenn man die katholische Religion einer Abgötterei beschuldige" 2c., sehr gegen mich aufgebracht, so daß man mich (nach dem Ausdruck eines Kaiserlichen Ministers) für einen geschworenen Feind des kaiserlichen Hofs ansah. Da man mich nun überdies dem letzteren als einen Rebellen abmalte, der hinderte, daß des Herrn Herzogs Durchlaucht bei damaligem Krieg nicht agieren (mitfechten) könnten, wie Sie wollten, ich auch über nichts gehört wurde, so geschah es leicht, daß mein Arrest nicht nur in Wien gebilligt wurde, sondern auch ein gewisser Befehl nach Wetzlar erging.

2. Der Arrest auf Hohentwiel.

Die Reise.

Ich selbst hatte in dem Wagen einen Unteroffizier und zwei gemeine Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett bei mir, die lauter Italiener und Franzosen waren. Voran eilten drei Husaren, an dem Schlag ein Offizier und hinten wieder drei Husaren.

Es sollte bei der unerträglichsten Hitze kein Glas an dem Wagen herabgelassen oder nur mit mir gesprochen werden: wenn aber der Offizier nicht neben dem Wagen reiten konnte oder sich sonst entfernte oder im Wirtshaus speiste, ließen meine Wächter die Gläser herab. Einer fragte mich, ob ich nicht Bürgermeister in Stuttgart sei? Ich antwortete: Nein! Er fragte mich weiter, ob ich ein Mitglied des Parlaments (der

Landschaft) sei? und als ich es bejahte, bezeugten sie mir ihr Mitleiden, führten sich ordentlich gegen mich auf und unsern Hohentwiel sagte einer zu mir, er sei ein armer Teufel, aber er wollte gern ein Stück von seinem Vermögen geben, daß mir dieses nicht begegnet wäre!

Ich durfte den ganzen Weg (der 30 Stunden betrug, woneben wir noch 8 Stunden wegen gebrochenen Wagens in einem Dorf halten mußten) nicht aus dem Wagen steigen, sondern man brachte mir das Essen in den Wagen. Zu Engen erhielt ich die Erlaubnis, daß der Unteroffizier mir eine baumwollene Kappe kaufte, damit ich nur (weil ich fortgemußt, wie ich gestanden) bei Nacht mein Haupt bedecken konnte.

Als ich in Hohentwiel ankam, mußte man mich unter den Armen hinaufführen, weil ich nicht mehr gehen konnte, und mein Urin sah aus wie Blut. Am Tag nach meiner Arrestierung, den 13. Juli 1759, schrieb meine Gattin an mich:

Mit tränenden Augen und zitternder Hand ergreife ich die Feder. Der Herr stärke uns den Glauben und schenke uns Gnade, gerade auf ihn zu sehen, der unseres Angesichts Hilfe und Gott ist! Jesus richte sein Hohepriesteramt aus, wenn aller Trost verschwindet! Er bleibt uns treu und derselbe; so haben wir ihn erfahren. Du kennst mein Herz, du weißt, wie mir zu Mute ist. Wir legen uns mit einer Seele zu den Füßen Jesu. Der sei und bleibe unseres Angesichts Hilfe und Gott! Er stärke deinen Körper und erfreue deinen Geist! ... Ich bin

deine mitleidende treue Gattin.*)

*) Nachdem Moser die Erlaubnis bekommen, an seine Gattin zu schreiben, lautet der erste Brief, den er allein mitteilt, und der aber auch genügt, den ganzen Mann in seinem christlichen Heroismus widerzuspiegeln, so: „Fürchte Dich nicht, glaube nur! und wird dir etwas schwer, so glaube desto mehr!

Meine teuerste Mitgenossin an der Trübsal, aber auch an der Hoffnung des ewigen seligen Lebens!

Nachdem ich die gnädige Erlaubnis erhalten, an Dich zu schreiben ꝛc., so ergreife ich die Feder mit tausend Freuden, Dir zum Preise Gottes und zu Deiner Beruhigung zu melden, daß

1. was das Innere anbelangt, der Friede Gottes, der mich in meinen Arrest begleitet hat, bisher unverrückt bei mir geblieben ist. Und wie ich mir gleich anfangs vorgenommen, meine ganze Zeit dem Dienst

Zimmer und übrige Umstände der Haft.

Die Vorsehung Gottes fügte es, daß ich ein in seiner Art gutes Zimmer bekam. Es war nämlich dem Kommandanten (wie er mir selbst sagte) bei Verlust seines Kopfes befohlen, zu verhüten, daß ich mit jemand sprechen könne. Nun waren in der herzoglichen Burg (worin ich, wie andere Arrestanten von Charakter, kam) nur zwei Zimmer, die nicht auf die Gallerie gingen, sondern ein Vorzimmer hatten, in deren einem der Herzog, in deren anderem aber die Gemahlin, wenn sie nach Hohentwiel kamen, zu logieren pflegten. Dieses letztere wurde nun mir eingeräumt, worin ich eine der schönsten Aussichten in der Welt, auf die umliegende Gegend, die Stadt Konstanz, den oberen und unteren Bodensee nebst der Insel Reichenau, wie

---

und der Ehre Gottes und dem Heil meiner Seele zu widmen, so hat es auch der liebe Gott dergestalt gesegnet, daß ich für den Segen dieses Arrests ... nichts sehr großes nehmen wollte. Denn dieses müßte ich (wer weiß, wie bald!) im Tode verlassen: jener Segen aber wird mit mir in die Ewigkeit übergehen und sich auch über mein Haus ausbreiten. Die Tage und Stunden sind zwar nicht alle gleich, und es gibt manchen Kampf und Tränensaat, aber doch siegt der Glaube allemal. Die Wege des Herrn, so krumm und bitter sie für den alten Menschen auch sind, sind mir heilig und respektabel und mein Wille ruht in seinem Willen. Kurz: er hat eine ganze Erneuerung des inneren Menschen vorgenommen; das Licht ist wieder geputzt und der Staub vom Spiegel abgewischt.

2. Belangend den Körper, so ... war ich die meiste Zeit so erträglich, daß ich mich oft selbst gewundert und gedacht, es müsse viel und stark für mich gebetet werden. ... Der den Anfang der Verheißung, Ps. 91: Ich bin bei ihm in der Not ꝛc. so herrlich erfüllt hat, wird auch das weitere: ich will ihn herausreißen und zu Ehren bringen! erfüllen. Laßt uns ihm nur aus ganzer Macht vertrauen. Er (vor dessen Augen ich in der Lauterkeit und Redlichkeit des Herzens gewandelt habe) wird helfen. Amen!

Was nun Dich, teuerste Seele, betrifft, so stärke Dir Gott ... den Glauben. ... Ich empfehle uns alle der Gnade und Liebe unsres allmächtigen Vaters, der vollgültigen Fürbitte unsres Heilandes und der Tröstung, Regierung, auch übrigen Gemeinschaft des heiligen Geistes. Amen!

Meines allerliebsten Herzens
nach Natur und Gnade treu und ewig verbundener ꝛc."

Hohentwiel, auf der hohen Schule, den 25. November 1759.

auch die Tiroler und Schweizer Gebirge hatte und auf den letzteren auch im heißesten Sommer große Felder mit ewigem Schnee erblickte. Im übrigen bestand das Zimmer bloß aus sehr dicken Mauern und ich mußte die uralten Fenster mit Wachholderholz gegen das Einstürzen befestigen.

Ich kam in vier Jahren nicht aus dem Zimmer; es durfte niemand, auch kein Geistlicher, mit mir sprechen, viel weniger durfte ich in eine Kirche. Der Kommandant mußte immer dabei sein, wenn ich speiste. Ich durfte mir keine Bücher, keinen Thee, Kaffee ꝛc. bringen, noch, als ich das Gliederweh wieder heftig bekam, mich pflegen lassen, außer daß endlich gestattet wurde, einen Medikus mir zu verschreiben, mit dem in Gegenwart des Kommandanten *nur* von der Krankheit und alles *laut* gesprochen werden sollte.

Einmal war ich so elend, daß der Kommandant selbst besorgte, ich würde nicht allein in das Bett kommen und möchte gar das Licht nicht recht löschen können; er kam also, da ich schon zu Bette lag, nochmals mit einem Licht und seinem Hund. Dieses alte mürrische Tier, das noch nie seinem Herrn oder mir eine Caresse (Liebkosung) gemacht hatte, kam zu mir vor das Bett und bezeugte sich so freundlich gegen mich, daß es mich im Innersten rührte und ich dem Kommandanten sagte, es gehe mir wie dem Lazarus; weil sich die Menschen nicht über mich erbarmen wollten, so bezeige mir doch dieses arme Tier sein Mitleiden, so gut es eben könne!

Über meine Kost hatte ich nicht zu klagen. Der Kommandant, in der Meinung, daß ich es bezahlen müsse, schlug mir anfangs selbst mittags vier, abends drei Schüsseln und jedesmal eine Bouteille Wein vor. Ich sagte ihm aber, wie ich gewohnt sei, zu Hause zu leben: weil nun der Herzog mich nicht auf die Mastung nach Hohentwiel getan habe, so wolle ich auch bei meiner alten Lebensart verbleiben. Der Wirt bekam zwar ein gutes Kostgeld, welches die Herrschaft bezahlte, das Essen war aber so unreinlich gekocht, daß, als ich z. B. einst schon ein gut Stück von einem Eingeweide gegessen hatte, ich erst beobachtete, daß der Mist vom Tier noch darin war. Und das Fleisch war meist noch blutig, so daß ich ein ganzes

Jahr abends nichts als ein wenig Suppe genoß. Der nachherige Wirt aber schickte mir nur für Hungersterben zu essen.

Weil ich im heißesten Sommer zu meiner Notdurft in mein Zimmer einen alten Nachtstuhl mit vielen Rissen bekam, der nur alle 8—10 Tage durch einen gemeinen (von einer Wache begleiteten) Gefangenen ausgeleert wurde, entstand in meinem Zimmer ein so unerträglicher Gestank, daß der Kommandant es selbst nicht mehr ausstehen konnte und mir daher die anstoßende Kammer, worin ein Abtritt war, öffnen ließ, nachdem vorher diejenigen Fenster, die auf ein Nebengebäude gingen, von außen mit Läden versehen und vernagelt worden waren.

Der erste Kommandant, Oberst von Kommerstätt, war gegen sich selbst und gegen alle Menschen ein rauher Mann, der mir oft hart begegnete, so daß ich, wenn ich ihn notwendigerweise um etwas ansprechen mußte, zuweilen etliche Tage lang zuvor Gott bat, daß er dieses harten Mannes Herz erweichen möchte. — Aber hernach kam er zur Besinnung und bat mich von Schleiz aus (wohin er sich nach seiner Resignation begeben hatte) schriftlich um Verzeihung, mit dem Bemerken, er habe es Gott schon oft abgebeten und sei versichert, daß es ihm vergeben sei, traue auch meiner christlichen Gesinnung zu, daß ich's ihm ebenfalls vergeben werde.

Als ich einst meinen Wein einschenkte, gärte er stark. Bei meinen damaligen Umständen war es kein Wunder, daß ich darüber bedenklich wurde. Der Kommandant merkte es und sagte mit ernsthafter Miene: „Es scheint, Sie haben keine Lust zu trinken? Weil Sie immer über Kopfweh klagen, so habe ich etwas hineingetan, daß Ihnen der Kopf nicht mehr so wehe tut." Diese unbesonnene Rede bestürzte mich noch mehr. Ich dachte aber: so sie etwas tötliches trinken, wird es ihnen nicht schaden, trank meinen Wein aus und erfuhr erst nach einiger Zeit, daß das Faß, woraus mein Wein kam, zum Teil mit frischem Most von der Kelter weg aufgefüllt worden war und dies das Gären verursacht hatte: was mir der unfreundliche Kommandant hätte sagen können!

Ein anderesmal beging er die Unvorsichtigkeit, daß er,

als er mir frischen Zunder zum Lichtanstecken brachte, solchen in einen Rapport einwickelte, worin der ganze Zustand der Festung enthalten war. Ich ließ nie etwas davon gegen ihn merken, hatte aber meine Freude daran, daß ich, wenn er nicht mürrisch war, in einem Diskurs bald dieses bald jenes von der Stärke der Garnison auf der oberen und unteren Festung, der Zahl und dem Namen der Posten. usw. einfließen ließ, worüber er in die höchste Verwunderung und Verlegenheit geriet, woher ich es zu wissen bekäme, da niemand mich außer in seiner Gegenwart sprechen konnte.

Als es anfing nur ein wenig kalt zu werden, offerierte Herr von Kommerstätt (der bei mir sein übriges Holz um einen Gulden teurer, als bei denen von der Garnison anbringen wollte) mir von freien Stücken, ob ich mir nicht wolle einheizen lassen, es sei Holz genug da. Als er aber hörte, daß ich auf herrschaftliche Kosten verpflegt werden sollte, sparte er am Holz dergestalt, daß ich bei kalter Witterung alle Fenster mit Läden und Vorhängen bedecken, den ganzen Tag (außer wenn ich etwa um des Lesens willen ein wenig aufmachte) in der Finsternis sitzen, auch mich mit allen möglichen Kleidern bedecken und doch auf diesem hohen Felsen in einem sehr dicken steinernen Gebäu fast das Mark in den Beinen erfrieren lassen mußte! Es konnte und durfte auch niemand nachschüren. Ich mochte vorstellen, was ich wollte: Ob ihm denn eine bestimmte Quantität Holz vorgeschrieben sei? Ich sei ja imstande, es allenfalls zu bezahlen ꝛc., so half alles nichts, sondern der ganz in Pelz gehüllte und stark im Zimmer auf und ab laufende Kommandant blieb darauf, es sei warm genug!

Allerlei Zufälle.

Als ich einige Wochen da war, schlug der Blitz in die obere enge Festung und zerschmetterte ein Schilderhäuslein, das nur etliche Schritte von den Pulvermagazinen entfernt stand, und auch unter meinem Quartier lag Pulver in dem Kugelhaus.

Einst stand meine Wasserbouteille in der Sonne; ich sah, daß sich etwas darin bewegte; als ich näher nachsah, war es eine junge Otter, die ich leicht hätte hinunterschlingen können,

wenn es sich beim Abendessen (da ich oft in der Dämmerung aß) zugetragen hätte.

Als ich einige Jahre da war, erfuhr ich auf eine unschuldige, doch dabei listige Weise, daß ich im jährlichen Adreßhandbuch nicht mehr unter den landschaftlichen Konsulenten vorkam und Herr Hauff indessen zweiter Konsulent geworden war, was mir nicht tröstlich war.

Zuweilen hörte ich aus meinem Fenster einige Soldaten von der Garnison oder ihre aus dem Feld auf einen Besuch nach Hohentwiel gekommenen Söhne miteinander von dem sprechen, was im Krieg damals passiert war. Wenn ich nun meinte, der Kommandant sei gut, erzählte ich ihm aus Scherz, was das Neueste von der Kampagne (dem Feldzug) sei: Wenn er nun böse werden wollte, sagte ich ihm, er habe mir nur gesagt, er solle verhüten, daß ich mit niemand spreche, und das halte ich; wenn er mir nun auch eine Ordre vorweisen könne, daß ich nimmer hören solle, so wolle ich auch parieren. Endlich verbot er, daß in dem ganzen Bezirk um mein Quartier her etwas laut gesprochen werden solle.

Allein die Leute auf der Festung hatten alle großes Mitleiden mit mir, kümmerten sich um alle Befehle nichts, wollten oft, wenn ich zum Fenster hinausschaute, ohne meine Veranlassung von dem und jenem mir Nachricht geben oder mich über einiges befragen 2c. Ich nahm es aber nie an, sondern legte den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß es mir verboten sei zu reden, und ging vom Fenster weg.

Der Kommandant tat bei winterlicher Zeit, wenn er zum Essen zu mir kam und zuweilen selbst zuviel Wein im Kopf hatte, etliche harte Fälle. Darüber wurde er sehr ungeduldig und sagte, er habe immer gehofft, es werde endlich einmal eine Kommission kommen und alsdann die Sache ein Ende nehmen; er sähe aber wohl, man habe dies nicht im Sinne. Dies sei kein Traktament (Behandlung) für einen Kommandanten. Es seien schon viel vornehmere Staatsgefangene als ich auf der Festung gesessen, man habe aber dem Kommandanten nie zugemutet, allemal bei ihrem Essen zu sein usw. Ich bat ihn anfangs, es nicht mich entgelten zu lassen, da er ja wüßte,

daß ich nicht diese Ordre gestellt hätte! Endlich sagte ich ihm, ob er denn nicht merke, daß es auf ihn sowohl abgesehen sei, als auf mich und daß es soviel besagen wolle: Hast du Ehre im Leib, so quittierst du; hast du aber keine Ehre im Leib, so geschieht dir recht! Er erkannte es endlich auch selbst, suchte dann nach und erhielt sogleich seine Demission.

Zweiter Kommandant.

Als dieser Herr Oberst von Kommerstätt ab- und dagegen der Herr General von Roman aufzog und beide das erstemal zu mir kamen, sagte Herr von Roman zu mir: Ich sehe, daß die Fenster nicht vergittert sind, ich muß dem Herzog berichten, daß ich so für Ihre Person nicht verantwortlich sein kann, und wenn der Herzog mir befehlen, ich solle Ihnen einen eisernen Ring an einer langen Kette um den Leib legen, die Kette durch die Wand gehen und draußen ein Schloß daran legen lassen, so muß ich parieren! Das war ein tröstliches Kompliment für mich. Indessen erfolgte doch nichts weiteres darauf und der Herr General bezeugte sich hernach, soviel er durfte, viel leutseliger gegen mich, als Herr von Kommerstätt.

Man hatte auch meinetwegen nicht zu besorgen, daß ich durchgehen möchte; denn obwohl mir der Ort wohl bekannt wurde, wo sich zu meiner Zeit einige Arrestanten über den Felsen hinab salviert (geflüchtet) hatten, dieser auch lange mit keiner Wache besetzt war, so fiel mir doch nicht ein, das zu benützen, sondern man hätte alles vor mir offen stehen lassen dürfen und ich wäre doch nicht gegangen. Vielmehr sagte ich allzeit, wer mich habe heißen heraufbringen, müsse mich auch heißen hinabbringen; nur scherzte ich zuweilen: Es sei eine wunderliche Sache: Andere Leute müßten einen besonderen Paß haben, daß man sie in die Festung hereinlasse, und ich solle einen haben, daß man mich hinauslasse!

Im fünften Jahr erhielt ich endlich die gnädige Erlaubnis, mit dem Herrn Kommandanten oder sonst einem Offizier auf der oberen Festung zuweilen herumgehen zu dürfen, jedoch ohne mit jemanden zu sprechen. Als ich das erstemal herumgehen durfte, waren meine Nerven so erstarrt, daß ich fast

nicht die Treppe hinabgehen, sondern der General von Roman dicht vor mir hinabsteigen mußte, damit, wenn ich stürzte, ich auf ihn hinfiele.

Mehrere Vorfälle.

Ich hatte einmal zur Ader gelassen. Als ich aber dieselbe am andern Tag frisch verbinden wollte, sprang sie auf; es half kein Verbinden, alles wurde voll Blut, und ich mußte zum Fenster hinaus um Hilfe rufen. Bis nun der Kommandant kam, stellte ich meinen Fuß auf einen Stuhl und hielt die Wunde mit einem Finger zu. Wäre ich ohnmächtig geworden, so hätte ich mich inzwischen zu tot geblutet.

Anno 1762 starb meine selige Frau während meines Arrests mit vor Gram.

Ihr letztes eigenhändiges Schreiben an mich, 10 Tage vor ihrem Tod (2. September), vom 24. August 1762 lautet also:

„Mein unter allen Proben und Mühseligkeiten dieses zeitlichen Lebens treu bewährter und zärtlich liebender Ehegatte!

Dein liebreiches Schreiben ist mir heute wie Goldtinktur gewesen. Ich küsse dir die Hand dafür und wünsche und bitte Gott angelegentlich, daß Er dir dein Herz beruhigen möge, in seinem Willen mich gläubig zu überlassen. O ja, wie gut ist es, daß wir es nicht erst dürfen durch andere ausmachen lassen, wie wir gegen und miteinander stehen! Jesus hat uns das Siegel der Kindschaft Gottes und seiner Liebe aufgedrückt, und dies unterhält unsere Gemeinschaft nah und fern, durch Leben, Leiden und Sterben. Du kannst ganz ruhig sein, der Herr mag es mit mir machen, wie er will. Ich lebe Ihm und sterbe Ihm ganz allein; die Kraft seiner Versöhnung erhält mein Herz im Glauben und einer kindlichen Überlassung auf alles. Gott hat mir bisher noch alles leicht gemacht. Ich habe nicht viele Schmerzen gehabt, nur ein Nachlassen aller Kräfte. . . . Jetzt kann ich nimmer. Ich empfehle dich der Gnade Jesu und bin deine treue

Fr. R. M.“ *)

*) Merkwürdig ist es, daß Moser eben am Todestag, den 2. September, an seine Gattin auf obigen Brief ihr antwortete: „— — — Es scheinet fast, der himmlische Vater habe beschlossen, allen deinen mannigfaltigen, schweren und langwierigen Leiden ein seliges Ende zu machen, deinem gepreßten Geist bald die völlige, durch Jesum erworbene Freiheit . . . zu schenken.“ — Der Brief des Verwitweten an die Kinder vom 9. September atmet volle Ergebung, aber der geschehene Riß machte ihn viel älter.

Meine eigene Krankheit nahm ebenfalls so zu, daß man besorgen mußte, es möchte mit mir zu Ende gehen. Der Kommandant fragte an, wenn es dahin zu kommen scheine, ob er einen Geistlichen zu mir kommen und mir das heilige Abendmahl reichen lassen dürfe. Er bekam aber keine Antwort. Wie ich hingegen doch wieder schnell gesund worden bin, will ich mit den Worten erzählen, wie ich es vor mehreren Jahren meinen Nachkommen zur Nachricht aufgesetzt habe:

Ich war an dem Hüftweh und an Gliederschmerzen erbärmlich krank, mußte mich unter dem einen Arm einer Krücke bedienen und in der anderen Hand einen Stock halten und konnte doch nur mit genauer Not also etliche Schritte weit zum Tisch oder Bett kommen. An einem Morgen setzte ich mich an den Tisch, legte Krücke und Stock auf denselben, las in der Bibel die Geschichte, wie Jesus den zu ihm gebrachten Gichtbrüchigen gesund gemacht, gab ihm in meinem Herzen die Ehre, daß er auch jetzt noch auf seinem Thron eben dies tun könne, wo er Glauben antreffe, bat aber in Ansehung meiner eignen Person weiter um nichts. Als es Essenszeit war, kam der Kommandant, General von Roman, nebst dem Medikus Dr. Eppli von Diesenhofen, gegen welche ich mich entschuldigte, daß ich sie weder an der Tür empfinge, noch bis dahin begleite, weil ich außerstande sei, sie zu begleiten. Als Herr Dr. Eppli meine Krücke und Stock auf dem Tisch liegen sah, sagte er: „Ei, behüte Gott, was für fürchtige Instrumente!“ Ich versetzte, ich danke Gott, daß er Holz habe wachsen lassen, das mir nun so gute Dienste leiste. Als sie fort waren und ich an nichts dachte, stand ich auf und fand, daß ich imstande war, frei zu stehen; ich ging einen Schritt, und konnte gehen; ich ging etliche Schritte, und konnte gehen. Ich ging das Zimmer auf und ab ohne Krücken und Stock, solang ich wollte, und konnte gehen und zwar ohne Schmerzen. Als der Herr Kommandant zum Abendessen kam, empfing ich ihn an der Tür und ging mit ihm herum. Er erstaunte und wußte nicht, was er daraus machen sollte, und ich hatte Ursachen, ihm das Vorhergegangene nicht zu sagen. Er erklärte mir nachher, er habe es in seinem monatlichen Rapport an den Herzog berichtet, daß

ich von meinen heftigen Gliederschmerzen auf eine unbegreifliche Weise plötzlich wiederhergestellt worden sei, und ich nahm nach meiner Befreiung zum dankbaren Andenken gegen den lieben Gott die Krücke mit mir nach Haus, ohne daß ich die vom Medikus mir verschriebene Arznei gebraucht hätte.

Es sind nun (1775) 12 Jahre, daß dies geschehen ist und gleich wie viele 100 und 1000 Menschen bezeugen müssen und werden, daß ich bis auf solchen Tag heftig an Gliederschmerzen gelitten habe, so müssen auch viele 100 und 1000 Menschen bezeugen, daß ich seither, Gottlob! kein Gliederweh und Hüftschmerzen mehr habe. Auch lebt der Herr Generalleutnant von Roman noch, der am besten davon zeugen kann und kein Pietist ꝛc. ist. — Nun zerbreche sich den Kopf weiter darüber, wer da will, und wie er will!

In den letzten Tagen meines Arrests ließ der Herr Kommandant die Türe meines Zimmers in das Vorzimmer offen, damit ich das Feuer selber schüren könnte. Ich hörte ein Gepraſſel, lief hinaus und fand, daß das ganze Ofenloch voll grünen Holzes, welches trocknen sollte, gesteckt und dieses in volle Flamme geraten war, die ins Kamin hinaufschlug. Ich holte mein Nachtgeschirr und goß es in die Flamme, was aber wenig half. Darauf holte ich einen Stecken, stieß das brennende Holz damit in den Ofen hinein, kratzte sodann den brennenden Ruß, soweit ich langen konnte, herab, und rief dann zum Fenster hinaus um Hilfe. Wäre ein Feuer entstanden, so hätte ich vielleicht verbrennen oder etliche Stock hoch hinabspringen müssen.

3. Anwendung meiner Zeit.

(Im Original: „Die gelehrte Geschichte meines Arrests.“)

Mir wurde weder Papier, noch Tinte, noch Feder, noch Bleistift gewährt, und an Büchern hatte ich nichts als die Bibel und die Steinhoferschen Evangelienpredigten, wozu hernach noch ein Gesangbuch kam. In den letzten Jahren bat ich zwar durch den Kommandanten um einige historische, geographische ꝛc. Bücher, es wurde aber abgeschlagen.

Ich hatte mir anfangs vorgenommen, meine Zeit haupt-

sächlich zum Heil meiner Seele anzuwenden. Ich teilte also meine Zeit so ein, daß ich sie abwechselnd mit Beten, Lesen des Alten Testaments, besonders des Psalters, sodann des Neuen Testaments und der Gesänge zubrachte. — In der Zwischenzeit hätte ich gerne geistliche Lieder gedichtet; aber wie sollte ich es machen?

Als ich einige Arzneien, in türkisches Papier eingewickelt, bekam, stach ich mit einer Stecknadel auf die Weise, wie der Frauenzimmer Muster sind, mit lauter Punkten einige Verse. Aber es war zu mühsam, und reichte nicht weit.

Meine liebe Ehefrau schickte mir eine kleine Schreibtafel und bemerkte: Der Apostel Paulus habe verlangt, Timotheus solle ihm ein gewisses Pergament mitbringen. Sie schicke mir auch eines, um den einen oder andern guten Gedanken darin aufzeichnen zu können. Nun bekam ich zwar vom damaligen Kommandanten die Schreibtafel, aber *ohne den Stift*, mit dem ich schreiben sollte. Was war zu tun? Ich hatte silberne Schuhschnallen: mit der Spitze daran konnte ich auf die Pergamentblätter schreiben und mit dem Stiel meines silbernen Löffels desgleichen. Ich tat es also; aber die Schreibtafel war klein, und ging wenig hinein.

Ich bat Ihro Durchlaucht, daß ich die von mir gedichteten Lieder auf pergamentene Blätter oder eine Schiefertafel schreiben und diese sodann dem Herrn Kommandanten zustellen dürfe, um sie abschreiben zu lassen. Ich erhielt aber keinen Bescheid.

Ich fand darauf, daß ich mit der Spitze meiner Lichtputze oder Schneuze in die Wand kratzen konnte; da war viel gewonnen! Anfangs kam es grob und groß heraus; ich lernte es aber hernach viel kleiner und feiner. Nun überschrieb ich die ganze weiße Wand in meiner Stube und Kammer, soweit ich reichen konnte. Allein nun stand es zwar an der Wand: wie sollte ich es aber machen, daß ich es bei meiner Erledigung auch mitnehmen konnte?

Das Steinhofersche Predigtbuch war auf Schreibpapier gedruckt: wenn ich nun etwas anderes unter ein Blatt legte, ging es an, daß ich mit dieser Spitze so darauf kratzen konnte, daß, wer ein gutes Gesicht in die Nähe hat, es wohl lesen konnte. Das war eine Freude! Aber sie wurde mir gestört: denn 1. nutzte sich die Spitze so ab, daß ich das damit Gekratzte

selber nicht mehr lesen konnte, und 2. wurden die meisten Plätze meines Buches gar bald voll, zumal da ich nur die eine Seite gebrauchen konnte, weil das Gekratze die andere Seite mit einnahm und durchschlug.

Ich hatte zwar eine Schere, aber die Spitzen waren zu scharf, so daß ich nicht damit schreiben konnte. Als ich aber dennoch anhielt, verlor sich die allzugroße Schärfe, daß ich sie auch brauchen konnte.

Weil ich die Hallesche Bibel hatte, versuchte ich es, auch auf ihre wenigen weißen Stellen zu kratzen. Weil aber das Papier sehr dünn ist, wollte es lange nicht angehen; endlich gewann ich ihm doch den Vorteil ab. Es gehört aber ein sehr scharfes Auge dazu, es lesen zu können.

Meine liebe Frau durfte nach mehreren Monaten endlich an mich schreiben, und als sie 1762 starb, erhielt mein zweiter Sohn und endlich alle meine Kinder die gleiche Erlaubnis. Nun war Viktoria! und so sehr es mich freute, wenn ich einen Brief bekam, so lieb war es mir, wenn auch viel weiße Plätze darin waren. Freilich, sobald etwas gegen ein Oktavblatt betrug, wurde es vom Kommandanten weggeschnitten, ehe ich den Brief bekam, damit ich kein unbeschriebenes Papier erhielte! Weil aber bei diesen Umständen auch dieses Papier nicht viel betrug, so kratzte ich womöglich zwischen jede geschriebene Linie noch eine weiße hinein.

Allein nun schrieb ich soviel, daß auch meine Schere stumpf wurde. Ich wetzte die Lichtputze und Schere auf dem Ofen; aber nun kratzten sie so arg, daß alles Papier durchriß und nichts zu lesen war. Jedoch „Lust und Lieb zu einem Ding" 2c. Ich hatte (trotz meiner Gliederschmerzen) lauter eichene Stühle in meinem Zimmer. Ich versuchte meine Instrumente darauf zu polieren — und es glückte. Ich konnte wieder damit kratzen, d. i. weiß auf weiß schreiben. Auf diese Weise spitzte, schärfte und polierte ich diese meine eisernen und stählernen Federn sehr oft und hebe sie nun meinen Nachkommen zum Andenken als Familienstück auf.

Ich schrieb nun die an die Wand gekratzten Lieder auf diese Weise wieder ab und dichtete noch mehrere, so daß der-

selben endlich über 1000 wurden, die nach meiner Befreiung zum Teil in acht kleinen Oktavbändchen und a. 1766 und 67 in zwei Oktavbänden auf 114 Bogen zusammengedruckt worden sind.

Ich ließ es aber nicht bei Liedern bewenden, sondern machte mich auch an andere theologische Sachen — ferner in Nebenstunden auch an 34 andere Stoffe, bei denen ich mich jedoch in rebus facti (d. h. in bezug auf Tatsachen) auf das mir von Gott verliehene gute Gedächtnis verlassen mußte, weil es mir an Büchern fehlte.

Besonders gingen mir zwei stark im Gemüte um: 1. Gedanken von Anlegung eines Landes-Nahrungs-Kollegiums 2c. (das entspricht der heutigen Nationalökonomie!) und 2. Entwurf eines europäischen Staatshandbuchs 2c.

Endlich, um zu zeigen, daß ich bei meinem Arrest ... dennoch nichts von der Lebhaftigkeit meines Geistes zugesetzt (d. h. eingebüßt) habe, verfertigte ich auch noch:

„Eines alten Mannes muntere Stunden während eines engen Festungsarrests." (9 Stücke, das letzte: „Einige Staatsfabeln zum Gebrauch eines jungen Erbprinzen.") — Von der letzteren Art will ich hier die letzte Fabel zur Probe hersetzen („der patriotische Fuhrmann"):

In dem Fürstentum Gutland war in einer Landstadt ein wohlhabender Bürger, namens Kurzgesicht, der mit eigenen Pferden und Wagen einen starken Weinhandel in andere Länder trieb.... Er war aber ein abgesagter Feind von allem, was den Namen oder auch nur den Schein hatte, daß es etwas neues sei, worin er auch von einem Bürgermeister seines Ortes 2c. noch mehr bestärkt wurde. Aber ebendies gab endlich Gelegenheit, daß er eines erbärmlichen Todes sterben mußte.

Es ist nämlich unfern der Hauptstadt des Fürstentums ein sehr hoher Berg, über den die allgemeine Reichsheer- und Landstraße von altersher durch einen krummen, sehr tiefen und für Menschen und Vieh höchst beschwerlichen Weg ging, worüber sehr oft an Vieh, Schiff und Geschirr, wie auch den aufgeladenen Waren, großer Schaden entstand, ja zuweilen Menschen und Vieh verunglückten. Es wurde daher ein ganz neuer Weg über diesen Berg nach Art der sogenannten Chaussées von zerklopften Steinen angelegt. Anfangs murrten diejenigen darüber, die entweder nur in eigener Person an diesen Wegarbeiten oder an den dazu erforderlichen Kosten etwas beitragen mußten. Als aber

der Weg in völligem und brauchbarem Stande war, dankte es jedermann dem, der so einen guten Einfall gehabt hätte, und kein Mensch bediente sich mehr des alten Wegs, weshalb er vollends in kurzem ganz unbrauchbar wurde.

Besagter Weinhändler Kurzgesicht kam mit etlichen schwer beladenen Wagen voller Wein, neben denen er herritt, auch dahin und hieß seine Knechte in den alten Weg hineinfahren. Sie mußten ihm auch, aller Vorstellungen ungeachtet, gehorchen. Die Leute in der Gegend sagten ihm, gleich daneben sei ein neuer, sehr bequemer Weg angelegt, der alte hingegen nicht mehr zu brauchen. Er sagte, er wisse es wohl, er wolle aber mit dieser Neuerung nichts zu tun haben, sondern den Weg fahren, den er, seine Eltern und Voreltern vor vielen 100 Jahren her allezeit gebraucht hätten. Die Leute dachten, er sei im Kopf verwirrt, blieben stehen und wollten sehen, was denn diese Fahrt für ein Ende nehmen werde.

Er stieg vom Pferde ab und nahm die Geißel selbst in die Hand. Der Wagen konnte nicht fort; die Pferde fielen einmal über das anderemal hin; eines brach gar ein Bein. Es blieb aber doch dabei, er wolle den alten Weg hinauf, es werde schon noch gehen. Endlich brach ein Rad, der Wagen fiel auf ihn hin und zerquetschte ihn, daß er augenblicklich des Todes war, nachdem er noch diese Worte herausgebracht hatte: er sterbe doch als Patriot, der nicht in diese Neuerung gewilligt habe!

Die Zuschauer ꝛc., die ihn gekannt hatten, bedauerten ihn, daß er seine patriotische Gesinnung nicht am rechten Ort angebracht habe; die übrigen hielten ihn für einen Narren; seine Knechte, Frau und Kinder aber bejammerten seinen Eigensinn und den dadurch ihm selbst und ihnen zugezogenen Verdruß, Mühe und Schaden ꝛc.

Lehre: Es ist nichts unvernünftiger und einem Staate schädlicher, als alles neue nur darum, weil es neu ist, ungeprüft verwerfen oder auch, wenn es gleich sichtbarlich und handgreiflich gut ist, nur darum nicht gebrauchen wollen, weil es etwas Neues ist. Und es ist zu bedauern, daß oft selbst kluge und wohldenkende Leute ... sich durch dieses Vorurteil blenden und hinreißen lassen!

4. Befreiungsversuche und schließliche Entlassung.

Die Landschaft tat zwar von Zeit zu Zeit (meist auf dringendes Anhalten der Meinigen) dem Herrn Herzog einige Vorstellungen, erhielt aber lauter abschlägige oder dilatorische (d. h. aufschiebende) oder mir sonst höchst nachteilige Bescheide.

Als aber endlich anno 1763 der Hubertusburger Friede erfolgte und mein lieber ältester Sohn da und dort sollicierte (anklopfte), meine Befreiung zu befördern, erhielt er von dem Königlich preußischen Hof folgenden Bescheid:

„Seine Königliche Majestät in Preußen ꝛc. lassen dem Fr. Karl von Moser auf seine Vorstellung und Bitte, daß Höchstdieselbe die Befreiung seines Vaters aus dem harten Gefängnis ... zu vermitteln geruhen mögen, zur gnädigsten Resolution erteilen, wie Höchstdieselbe schon vorher, ehe dessen Vorstellung am 19. November eingelaufen ꝛc., dero in Wien subsistierendem Minister, dem Freiherrn von Rhod, aufgegeben, durch die nachdrücklichsten Vorstellungen bei dem kaiserlichen Hof darauf zu dringen, daß des Herzogs von Württemberg Durchlaucht von des Kaisers Majestät ernstliche Anmahnung geschehe, diesen alten, würdigen und hartbedrückten Mann aus seinem Gefängnis los zu lassen ꝛc. Seine Königliche Majestät erhoffen von dieser Ihrer getanen Vermittelung einen guten Effekt und außer der Zufriedenheit, welche Sie darüber haben werden, einem unschuldig leidenden und hart gehaltenen Mann sein Schicksal für den Rest seiner Tage zu erleichtern, wird es Ihnen besonders angenehm sein, demselben und seiner Familie durch diese Vermittelung ein Zeichen Höchstdero gnädigsten Propension (Gunst) gegeben zu haben.

Berlin, 22. Dezember 1763.

Auf Sr. Kgl. Majestät allergnädigsten Spezial-Befehl
Finkenstein. Herzberg."

Bei dem darauf bald erfolgten römischen Königswahlkonvent versprach der Herr Graf von Montmartin dem Kaiserlichen Ministerium meine unverzügliche Loslassung.

Es geschah aber nicht, sondern es blieb alles beim alten, bis die Landschaft an den Reichshofrat ging und auch diesen Punkt gerichtlich einklagte (am 30. Juli 1764), wovon ich nur folgendes mitteile:

— — — „Da nun der Konsulent Moser, ohne einmal zu wissen, warum? und ohne die mindeste rechtliche Vorerkenntnis (d. h. Verhör und Rechtsspruch), somit nulliter (d. h. in „null und nichtiger Weise") und des heiligen römischen Reichs ausgekündeten offenen Rechten, auch dieses Herzogtums besonderer Verfassung und Freiheiten zuwider, mit hartem und langem Arrest belegt, in squalore carceris (im Schmutz des Kerkers) so viele Jahre seufzen und schmachten muß,

— — ingleichen der Konsulent Moser in dem höchst beschwerlichen Festungsarrest noch länger behalten wird — — so gelangt demnach an Ew. Kaiserliche Majestät Anwalts ꝛc. alleruntertänigstes Bitten und Flehen, zuvörderst durch ein geschärftes mandatum pönale (Strafmandat) S. C. des regierenden Herrn Herzogs Durchlaucht gemessenst aufzugeben, den schon in das fünfte (sechste) Jahr in hartem Festungs-Gewahrsam und Arrest unverhört- und unverschuldeterweise behaltenen landschaftlichen Konsulenten Moser allsogleich und ohne Entgeld daraus zu entlassen und deshalb alle gebührende Satisfaktion und Schadenersatz zu leisten ꝛc."

Darauf erging diese herzogliche Ordre an den Kommandanten zu Hohentwiel:

Ludwigsburg, den 18. August 1764.

„Mein lieber Generalmajor und Kommandant von Roman!

Demselben gebe ich hiedurch die Ordre, dem Arrestanten und ehemaligen Konsulenten zu eröffnen, wie ich durch die vielfältige Fürbitte von den Seinigen und anderen bewogen worden, den Entschluß zu fassen, denselben, unerachtet er sich durch seine mancherlei schweren Verbrechen einer schärferen Ahndung schuldig gemacht, seines bisherigen Arrestes zu entlassen, wenn gedachter Moser solche Entlassung als eine unverdiente Gnade erkennen, um solche nochmals schriftlich, unter Bereuung seiner großen Fehler und Vergehungen, bitten, auch einen nach dessen bereits 1759 . . . . . *) in originali beigeschlossenen und sofort nach gemachtem Gebrauch zu remittierenden Bittschreibens anerbotenen Revers ausstellen wird. Wessen sich nun ꝛc. Moser hierauf erklären wird, hat der Herr Generalmajor untertänigst des Nächsten an mich zu berichten. Ich bin, mein lieber Generalmajor und Kommandant

dessen freundwilliger Karl."

*) Der Text ist hier offenbar verderbt; die Absicht ist klar. Der Leser merkt die Raffiniertheit, mit der man sich aus der Verlegenheit ziehen und das Unrecht beschönigen wollte. Dem Opfer der Gewalt und der Intrigue mutet man zu, nach allen überstandenen Leiden nun auch noch das moralische Todesurteil über sich auszusprechen und zu vollziehen, um auf alle Fälle gedeckt zu sein und mit dem Schein in der Hand unschuldig dazustehen! Moser hat laut des Privatprotokolls über die Verhandlung mit dem Kommissär Regierungsrat Commerell in Hohentwiel (datiert den 17. September 1764, s. u.) hierauf die rechte Antwort gefunden, wenn er erklärte: „nun solle ich als ein Malefikant unter dem Galgen

Obgleich ich aber von dem, was meinetwegen vorging, keine Nachricht haben konnte, so hätte ich doch lieber das Leben gelassen, als meine Befreiung auf diesen Fuß angenommen. Ich erklärte mich demnach darauf also:

P. P. — — „Durchlauchtigster Herzog! Ich habe nun in das sechste Jahr Zeit genug gehabt, mich zu prüfen, ob ich gegen Eure Herzogliche Durchlaucht mich eines Vergehens schuldig gemacht habe, und wenn mein Gewissen mich davon überzeugte, würde ich es nicht so viele Jahre haben anstehen lassen, es ernstlich zu bereuen und untertänigst um Gnade zu bitten: Ich bin mir aber keines anderen bewußt, als daß ich gegen Eure Herzogliche Durchlaucht sowohl als gegen das Land in meinem Amt alle menschenmögliche Treue bewiesen, beider Nutzen zu befördern und beider Schaden abzuwenden mich möglichst und ununterbrochen bestrebt, die zwischen Eurer Herzoglichen Durchlaucht und dem Land sich ereignenden Streitigkeiten auf dem gütlichsten, glimpflichsten und kürzesten Weg beilegen zu helfen äußerst beflissen ꝛc. gewesen bin und noch bin, daß ich darin von keinem von allen dero Ministern und Räten jemals kann noch werde übertroffen werden. Eure Herzogliche Durchlaucht haben bei meiner Arretierung mir nichts anderes schuld gegeben, als daß ich der Verfasser der Eurer Herzoglichen Durchlaucht mißfälligen landschaftlichen Schriften sein soll, worauf ich am 15. Juli 1759 von hier aus gründlich geantwortet habe. Und da auch in der Herzoglichen Ordre vom 18. dieses nicht die geringste Spur enthalten ist, *worin meine schweren Verbrechen bestehen sollen*, so wollen Eure Herzogliche Durchlaucht mir nicht in Ungnaden vermerken, daß ich als ein mit Ehren in der Welt bekannter, seit 44 Jahren um das Herzogliche Haus, Eurer Herzoglichen Durchlaucht und das Land auf vielerlei Weise wohlverdienter und nun auf der Grube (d. h. am Rande des Grabes) gehender Mann mich nicht ent-

um Pardon bitten, da ich doch keines Verbrechens schuldig oder überwiesen sei! Das geschehe in Ewigkeit nicht. Mein Leib und Vermögen sei in Serenissimi Hand, aber meine Ehre nicht. Mein Arrest, darin ich ein Schlachtopfer für die Landschaft und das Vaterland sei, mache mir keine Schande ꝛc.“

schließen kann, meine Freiheit mit dem Verlust meiner wohl und sauer erworbenen Ehre zu erkaufen, um meine gnädigste Entlassung auf die vorgeschriebene Weise zu bitten, noch einen solchen Revers auszustellen, als ich mich zu Anfang meines Arrests untertänig erboten habe, da ich noch nicht ꝛc. meines Amtes entsetzt, über 5 Jahre als ein Krimineller (gemeiner Verbrecher) traktiert, ja sogar meinem unschuldigen Sohn das ansehnliche Stück Brod, das Fremde ihm zukommen lassen wollten, entzogen worden ꝛc. Wohl aber bin ich untertänigst erbötig, mich auf die in den Rechten auf dergleichen vorgesehene Weise, nach der gehorsamsten Beilage, zu reversieren (d. h. verbindlich zu machen).

Eure Herzogliche Durchlaucht versichere ich untertänigst, daß, wenn Höchdieselben sich damit gnädigst begnügen würden, ich auf alle meiner Ehre unnachteilige Art und Weise gerne die Hände dazu bieten werde, daß dieser ꝛc. wichtige Vorfall in der Güte beigelegt, ich auch das Vergangene zu vergessen suchen werde. Widrigenfalls aber bin ich auch ebenso fest entschlossen, mit einem der Gnade Gottes versicherten, gelassenen Herzen alles standhaft abzuwarten, was Eure Herzogliche Durchlaucht ferner über mich beschließen und der Herr aller Herren Ihnen zulassen möchte. Ich bin mit tiefstem Respekt so sehr als jemand bei Hof, in der Kanzlei oder im ganzen Land

Hohentwiel, 25. August 1764. Euer ꝛc."

Beilage:

Nachdem des regierenden Herzogs zu Württemberg, Herzogliche Durchlaucht, sich gnädigst entschlossen haben, meinen nun in das sechste Jahr allhier erstandenen Festungsarrest wiederum aufzuheben, so reversiere und verpflichte ich mich auf das allerkräftigste, daß ich wegen dieses erlittenen Arrests nichts ohne Recht oder mit der Tat gegen Ihro Herzogliche Durchlaucht oder sonst jemand vornehmen, auch, im Fall ich einiger Verbrechen beschuldigt werden wollte, deswegen gehöriger Orten gebührende Red und Antwort stehen werde. In Urkunde meiner eigenhändigen Unterschrift und beigedruckten angeborenen Petschaftes.

Hohentwiel, 25. August 1764.

Darüber erfolgte am 6. September 1764 ein Reichshofratsbeschluß, kraft dessen die Kaiserliche Majestät an des Herrn Herzogs Durchlaucht u. a. verfügten, den Konsulenten Moser, wofern sich sämtliche an den Landständen angezeigte Umstände so verhalten sollten, seiner fünfjährigen Haft gegen hinlängliche Kaution in judicio sisti („sich vor Gericht zu stellen") unverzüglich zu entlassen.

Darauf wurde Regierungsrat Commerell nach Hohentwiel geschickt, mich über viele Fragen zu vernehmen, deren Hauptinhalt darauf hinauskam:

„Ich hätte 1. die Landschaft abgehalten, die von dem Herzog anno 1759 vom Lande geforderten 300000 Gulden Landesdefensionsgelder zu bewilligen; 2. heftige Schriften verfertigt, besonders eine, die auf des Grafen von Montmartin Person zielte; 3. ich hätte im Geheimen Ratskollegium gesagt, ich wollte eher meinen grauen Kopf hergeben, als tun, was der Herzog verlange; 4. ich hätte der Landschaft an die Hand gegeben, bei fremden Höfen Hilfe zu suchen."

Ich provozierte (d. h. hier: protestierte) aber 1. ob denegatam justitiam (d. h. wegen Justizverweigerung) und 2. ob continentiam (wegen des Zusammenhangs) meiner Sache mit den Landesbeschwerden an die Kaiserliche Majestät, äußerte mich jedoch zugleich per modum discursus et informationis (im Wege der Besprechung und Aufklärung) in der Hauptsache dahin: ad 1. Man sei in beiden Ausschüssen einstimmig der Meinung gewesen, man könne diese Summe nicht ohne einen Landtag oder wenigstens nicht ohne eine Bevollmächtigung vom Land bewilligen, weil in dem beschworenen Staat oder der Instruktion (d. h. der verfassungsmäßigen Instruktion) der Ausschüsse ausdrücklich enthalten sei, keine Anlagen zu bewilligen noch Gelder aufzunehmen; ad 2. die Landschaftsschriften seien eine Sache der Ausschüsse, nach deren Beschlüssen sie abgefaßt werden müssen, und welche sie nach Gefallen abändern; an der ersten Schrift habe ich keinen Anteil, und die andern enthalten lediglich nichts respektwidriges; ad 3. die Sache sei so gegangen: Ich habe den Grafen befragt, ob er in Abrede ziehen könne, daß wir darauf hätten schwören

müssen, ohne einen Landtag oder Bevollmächtigung vom Lande keine Gelder zu bewilligen oder aufzunehmen? und da er es nicht habe leugnen können, aber dennoch darauf gedrungen, es zu tun, so habe ich versetzt: „ehe ich wider Pflicht und Eid handeln wollte, eher wollte ich meinen grauen Kopf hergeben"; ad 4. Es sei, nach Beschaffenheit der Umstände und vielen andern Beispielen auch bei Württemberg selbst, nicht unrecht geschehen, daß man gutgesinnte Höfe um ihre Vermittlung angesprochen, ehe man den kostspieligen und weitläufigen Weg Rechtens ergriffen habe 2c.

Nachdem nun der Herr Regierungsrat Commerell hierin Bericht an den Hof erstattet, erfolgte am 25. September 1764 meine Entlassung, gegen Ausstellung dieser Kaution:

„Nachdem Ihro 2c. Herzogliche Durchlaucht gnädigst beschlossen, mich meines bisherigen Arrests zu entlassen, wenn ich vorher cautionem juratoriam (eidliche Kaution) de justitio sisti durch Ausstellung eines Kautionsscheins geleistet haben würde, und ich solches zu tun keinen Anstand nehme, so gelobe, rede und verspreche ich hiedurch an Eidesstatt, bei dem Worte der ewigen Wahrheit und so wahr mir Gott helfe, daß nach solcher meiner Entlassung wegen all der Sachen, um derer willen ich bisher in Gewahrsam gewesen, ich mich allezeit 2c. zu weiterer Untersuchung und Erörterung in reichs- und landesverfassungsmäßiger Ordnung von dem Herzoglich Württembergischen landesherrlichen Forum gehörig stellen 2c. und sofort dem endlichen rechtlichen Erkenntnis geziemend unterwerfen soll und will.

Urkundlich dessen habe diesen Kautionsschein 2c. 2c. eigenhändig unterschrieben; so geschehen Hohentwiel den 28. September 1764."

Ich wollte anfangs den mir vorgelegten Revers lang nicht unterschreiben, bis mich endlich Regierungsrat Commerell belehrte, er sei so gefaßt, daß ich es wohl ohne meinen Nachteil tun könne. —

Ich erhielt zwar auch während meines Arrestes meine Besoldung und Accidenzien, sodann endlich ebenfalls die Vergütung einiger im unmittelbaren Zusammenhang mit meinem Arrest gehabten Nebenunkosten. Indessen litt ich dabei dennoch großen Schaden, weil ich in das sechste Jahr mit Aufsätzen 2c.

keinen Heller verdienen konnte, und an eine auch nur mündliche Danksagung für alles, was ich so lange Zeit mit Lebensgefahr für das Vaterland ausgestanden hatte, wurde nicht gedacht.

5. Rückkehr in die Heimat.

Nun komme ich auf meine Abreise von Hohentwiel.

Ein christlicher mir wohlbekannter Wagner zu Stuttgart, namens Hermann, wurde während meines Arrests so krank, daß jedermann glaubte, er werde sterben; er hingegen behauptete, er sterbe noch nicht, bis ich meines Arrestes los sei, Gott werde sich noch an mir verherrlichen 2c. Nachher fügte es sich, daß sein Tochtermann Pfarrer zu Hohentwiel wurde. Diesen besuchte er und wollte eben des Tags hernach von Hohentwiel wieder nach Stuttgart reisen, als ich meine Freiheit erhielt. Wir wohnten also gemeinschaftlich noch selbigen Nachmittag dem öffentlichen Gottesdienst und dem dabei gesungenen Lied: „Sei Lob und Ehr" 2c. bei und reisten des andern Tages mit einander nach Stuttgart, unter herzlichem Lobe Gottes, der den Glauben dieses Mannes mit einem so sichtbaren Siegel und Erfolg gekrönet und uns beide dadurch mächtig im Vertrauen auf ihn gestärkt hatte.

Als ich im ersten württembergischen Dorf zu Mittag aß, kam ein Mann, den ich für einen Schulmeister ansah (der er auch war), in die Wirtsstube und wollte sich in einen Diskurs mit mir einlassen. Als ich aber nicht viel darauf antwortete, sagte er, er komme sonst nicht in das Wirtshaus; aber heute habe er nicht draußen bleiben können. Ich fragte, warum? Er reckte den Finger aus, deutete auf mich und sagte: „Unverzagt und ohne Grauen!" — was soviel bedeuten sollte, er wisse, wer ich sei, und habe das oben Erzählte auch gehört.

Als ich gegen die Stadt Balingen kam, begrüßte man mich durch Zuwinken mit Hüten, Schnupftüchern 2c. und bezeugte seine Freude. Als ich morgens, solange bis die Pferde angespannt wurden, auf- und abging, waren Kaufleute, die von der Züricher Messe kamen, zugegen, die von den schlechten Wegen um Hohentwiel herum sprachen. Ich sagte, ich habe es auch erfahren und

zwar wider meinen Willen. Eine Kaufmannsfrau erklärte: Ich würde doch nicht der Herr Moser sein? und auf die Bejahung, daß ich es sei, embrassierte sie mich in vollem Affekt auf das zärtlichste und sagte: O mein lieber Herr, es wird an vielen Orten in der Schweiz stark für Sie gebetet! Ich antwortete, ich wüßte nicht, woher ich bei den Schweizern in so gutem Andenken stehen sollte! Sie wiederholte es aber und nannte mir mehrere angesehene Häuser in Schaffhausen, Zürich, Bern 2c. wo namentlich und gemeinschaftlich für mich gebetet würde, mit dem Zusatz, sie wolle keine Karolin nehmen dafür, daß sie nicht just um eben diese Zeit nach Balingen gekommen wäre und mich hätte kennen lernen. Ich sagte, ich könne es fast nicht glauben, weil die Karolins bei den Handelsleuten sehr beliebt und an der Bekanntschaft mit mir wenig gelegen sei. Sie blieb aber dabei.

In einem Dorfe ließ ich den Pferden Brot geben und blieb in der Chaise sitzen. Gleich waren alle Fenster voller Leute und ein Mann rief herab: Das hat Gott getan! Ich antwortete: Ihm sei auch allein die Ehre!

Als ich nach Tübingen kam, war das Wirtshaus und der Markt alsbald voller Leute, die mich segneten und zu sehen und zu sprechen verlangten, denen ich auch beim Abfahren durch die vollbesetzten Straßen, wie billig, für ihre guten Gesinnungen gegen mich dankte.

Man wollte mich versichern, wenn die Leute in den Dörfern, die ich zu passieren habe, wüßten, daß ich komme, sie würden mir prozessionsweise entgegengehen. Nur in Stuttgart wurde an Orten, wo man es am wenigsten hätte vermuten sollen, meine Rückkunft sehr gleichgiltig angesehen.

Nun denke ich, sei es Zeit von meinem Arrest nichts weiter zu erwähnen. Nur muß ich noch sagen, daß ich gegen alles menschliche Vermuten aus diesem Arrest (worin ich gar leicht das Leben oder doch den gesunden Verstand hätte einbüßen können) mit solchen Gemüts- und Leibeskräften wieder nach Hause gekommen bin, daß man auch an mir die Erfüllung von Dan. 6, 23 sehen konnte: „Sie zogen Daniel aus dem Graben und man spürte keinen Schaden an ihm; denn er hatte seinem Gott vertrauet."

Zehntes Kapitel.

Lebensabend*)

(1764—85).

1. Freuden und Leiden.

Unter den vielen Glückwünschen zu meiner Befreiung (auch sogar der Juden zu Frankfurt a. M.) verdient eine vorzügliche Stelle folgendes eigenhändige Schreiben des Königlich Dänischen Staatsministers, Freiherrn von Bernstorff:

„Hochwohlgeborener Herr, Hochzuehrender Herr Etatsrat!

Gleich wie ich bisher über die schweren und harten Drangsale, die Euer ꝛc. um ihres Vaterlands willen standhaft und edelmütig überstanden haben, sehr gerührt gewesen bin, so freue ich mich von Herzen, daß diese Verfolgung endlich ein Ende genommen hat. Der Allerhöchste sei gelobet, der Ihnen Kraft verliehen, große und langwierige Leiden unerschrocken und ohne Verletzung ihrer Pflichten zu ertragen ꝛc. Er wolle Sie schon in diesem Leben, noch mehr aber in dem künftigen (nach dem ich weiß, daß Sie seit vielen Jahren ernstlich trachten) für diese Ihrem Vaterlande erwiesene Treue belohnen und Sie Ihrem würdigen und berühmten Herrn Sohn und

*) Der Lebensabend von 1764—85 war nicht eben ein stilles, friedevolles Alter im gewöhnlichen Sinn; aber große bewegende Ereignisse und Krisen kommen darin nicht mehr vor. Der Raum *verbietet* es schon, eingehend die gespannten Beziehungen zum Landschaftsausschuß (die ihm, dem Märtyrer, gewiß am wehesten tun mußten) und die Reibungen mit dem kaiserlichen Hof und Kammergericht eingehend zu beschreiben; die Richtigkeit und Völligkeit des Lebensbildes *verlangt* es wenigstens nicht. Die Selbstbiographie deutet manches nur an. Dies zur Erklärung der summarischen Kürze des folgenden Abschnitts. — Die Reibungen mit dem kaiserlichen Hof und Kammergericht (anno 1769, 1775 und 1777, wo ein fiskalischer Prozeß gegen ihn angestrengt wurde) lösten sich alle unschwer auf. Sie bezogen sich auf seine freimütigen literarischen Äußerungen, sind aber insofern von großem Interesse, als sie sich meist auf seine Stellungnahme in den *interkonfessionellen Kirchenrechtsfragen* beziehen und seinen bei aller Toleranz entschiedenen *evangelischen* Standpunkt bekunden.

ganzen Familie zum großen und immerwährenden Segen setzen! Dem Könige, meinem Herrn, der Verdienste zu erkennen weiß, ist es eine angenehme Nachricht gewesen, in Euer ꝛc. Befreiung die Wirkung Seiner Bemühungen und Fürsprache endlich zu sehen. Ihro Majestät befehlen mir, Sie sowohl dessen, als dero ganz besonderen Achtung und Gewogenheit zu versichern ꝛc.

Kopenhagen, 30. Oktober 1764.

Euer Hochwohlgeboren gehorsamster Diener
Bernstorff."

Ich glaubte es meiner Ehre schuldig zu sein, des Herrn Herzogs Durchlaucht wegen des Vergangenen eine Vorstellung zu machen und um dessen Redressierung (Wiedergutmachung) zu bitten. Nun erhielt ich zwar unter dem 1. Dezember keine erfreuliche Antwort darauf; doch wurde mir 1. darin weiter kein Verbrechen mehr Schuld gegeben, sondern nur gesagt, daß mein Arrest aus erheblichen und wichtigen ꝛc. Staatsursachen verhängt worden sei; auch wurde 2. dem unter der Hand geschehenen Kaiserlichen Ansinnen und Befehl zufolge mir mein ausgestellter Kautionsschein wieder zurückgegeben, wobei ich es (auf das von andern hohen Orten an mich ergangene gnädige Ersuchen hin) auch habe bewenden lassen. —

Ich war vorher im jährlichen Adreßhandbuch aus der Zahl der Konsulenten ausgestrichen worden; nun aber wird mir zu erkennen gegeben, daß ich mein Amt wieder versehen könne, wie ich denn auch in gedachter herzoglicher Resolution wieder als Landschaftskonsulent behandelt wurde.

Indessen war den Meinigen und mir von vielen Großen am Kaiserlichen Hof und von anderer wohlmeinender Seite geraten worden, ich solle mich der Landesgeschäfte enthalten, ja sogar, um besserer Sicherheit willen, außer Landes gehen; ich wohnte also zwar, um wieder Besitz von meinem Amt zu nehmen, der Eröffnung des reassumierten (wiederversammelten) Landtages und einer Sitzung des engeren Ausschusses bei, blieb aber sodann zu Haus und tat, was ich konnte.

Aber am 6. März 1765 schrieb der Herr Reichsvizekanzler, Fürst Colloredo, an meinen ältesten Sohn ausdrücklich: „Euer ꝛc. gestehe ich, daß ich nicht absehe, wie Dero Herr

Vater, so wie die Umstände in den württembergischen Landen dermals noch liegen, zu deren Besten, so patriotisch er immer denken kann, durch gute Ratschläge etwas beizutragen vermöge. Meines Erachtens dürfte es also für Ihn bei seinen erlebten Jahren das weislichste sein, sich aller Vorgänge darin gänzlich zu enthalten und seine übrigen Lebenstage vollends in Ruhe zuzubringen."

Als darüber zuletzt fast alle Kommunikation zwischen der Landschaft und mir unterblieb, die Landessachen nicht gingen, wie ich wünschte, und ich wegen der Schrift vom Soldatenhalten in neue Gefahr geriet*), so begab ich mich im August 1765 zu meiner Tochter (der Gattin des Stallmeisters Mohl) in die Markgräflich-Baden-Durlach'sche Residenz Karlsruhe.

Von dort aus machte ich, auf des Herrn Herzogs Durchlaucht gnädiges Verlangen, Höchstderoselben zur Beilegung der Landesirrungen solche Vorschläge, woraus die ganze unparteiische Welt meine rechtschaffene Denkart erkennen würde, wenn es rätlich wäre, sie öffentlich bekannt zu machen.**)

---

*) Mit diesem Schriftchen: „Wieviel Soldaten ein Land seinem Herrn zu halten schuldig sei?" verschüttete es Moser nach beiden Seiten: Die Landschaft klagte, er habe über Minister und Räte heftig losgezogen und sie selber nur in die größte Verlegenheit gebracht; der Ausschuß ließ sich verwahren und öffentlich bezeugen, daß Moser seiner Begierde zu schreiben keine Schranken setzen lasse und er selbst unbeteiligt sei; von seiten der Regierung ließ man durchblicken, daß Herzogs Durchlaucht wieder entschlossen gewesen sei, den Konsulenten Moser nochmals in gefängliche Haft bringen zu lassen! Der ehrliche Mann, der noch dazu sein Herz auf der Zunge hatte und gar so leicht in die Feder ergoß, war wirklich unbequem. Dem Konsulenten Eisenbach, dessen er sich früher so treulich angenommen hatte, und der sich jetzt sehr scheu und reserviert gegen ihn betrug, schüttet Moser vor seinem Abschied noch einmal sein Herz aus (datiert den 18. August).

**) Das Schreiben an den Herzog aus Karlsruhe (datiert den 23. November 1765) ist ein Meisterstück von christlicher Offenherzigkeit und Versöhnlichkeit, von männlicher Furchtlosigkeit und von klarer Einsicht in das, was dem Herzog und dem Lande nottat. Die Hauptpunkte sind folgende: Zuerst sagt er dem Herzog die Wahrheit über das Verhältnis des Grafen von Montmartin zum Fürsten und zu ihm selber: „Eure Herzogliche Durchlaucht sind von dem Grafen von Montmartin surprennieret" (d. h. überlistet) worden. . . . „Eure Herzogliche Durchlaucht mußten den Namen

Indessen hatte man am Kaiserlichen Hof für meine Sicherheit gesorgt, des Herrn Herzogs Durchlaucht mir auch solche 2c. zusagen lassen, worauf ich auf Begehren zwar im März 1766 wieder nach Stuttgart kam. Weil aber der engere Ausschuß und gewisse andere Personen nicht für gut fanden, daß ich mein Amt wieder wie vormals bekleiden und den Ratsversammlungen beiwohnen solle, so habe ich außer dem Entwurf eines gütlichen Vergleichs (von dem vieles in den anno 1770 wirklich geschlossenen gekommen ist) an den landschaftlichen Schriften an den Reichshofrat gar keinen und am folgenden Gang dieser Angelegenheiten sehr wenigen Anteil gehabt.

Als anno 1770 der Vergleich zwischen des Herrn Herzogs zu Württemberg Durchlaucht und den Landständen völlig geschlossen war, entstanden am Ende des Landtages in der Landschaft

dazu spendieren" (nämlich, daß er den seinem Verdacht nach gegen ihn agierenden Moser unterbringe) — und bezeugt, daß alles Vergangene nicht den mindesten Einfluß auf seine Gesinnung gegen den Herzog habe. Sodann macht er ihm seine Vorschläge: „So viel getraue ich mir, Eure Herzogliche Durchlaucht in tiefstem Respekt zu reiflichem erlauchtestem Nachsinnen untertänigst vorzustellen, der einzige Weg, wodurch Höchstdieselbe wieder zu einer ungestörten Gemütsruhe, angenehmen Regierung, Liebe im Lande und einer Gloire und Lustre (Ruhm und Ehre) 2c. in der ganzen Welt gelangen können, ist der, wenn Eure Herzogliche Durchlaucht sich gefälligst entschließen können, wollen und werden:

1. Württemberg auf Württembergisch und zwar gelind zu regieren; 2. sich dabei ehrlicher und geschickter Minister zu bedienen 2c.; 3. sodann dero Hofökonomie und Kamerale auf einen ganz andern Fuß zu setzen." — Diese 3 Punkte führt er mit fast verblüffender Deutlichkeit aus: Zum ersten rät er ihm, Württemberg nach seiner althergebrachten Verfassung zu regieren, die einem Herzog Autorität und Einkommen genug lasse, so viel, als kaum einem andern deutschen Fürsten. „Will man den Bogen höher spannen, so springt er." Zum zweiten Punkt rät er ihm, er solle aus dem Lande rechtschaffene Männer zu Ministern wählen und nannte ihm bestimmte Namen; zum dritten warnt er eindringlich den Herzog: „Sie treiben es mit den jetzigen Hof- und anderen Ausgaben nicht hinaus," und sagt: „das brillierende (glänzende) Beispiel des jetzigen Kaisers (Joseph) u. a. zeigen Eure Herzoglichen Durchlaucht den Weg, von der gefährlichen Spitze, darauf Höchstdieselben bereits stehen, noch herab und ins freie Feld kommen zu können."

Zum Schluß ruft er des Herzogs eigenes Empfinden zum Zeugen auf, daß „die zärtlichste Devotion" und „Treue und Unempfindlichkeit über das Vergangene" in diesem Schreiben die Feder geführt haben.

innerliche Streitigkeiten wegen Verwendung der Landesgelder und der Gerechtsame des größeren Ausschusses, worin ich (wider meinen Willen) mit verwickelt wurde und bei dieser Gelegenheit am 16. Juli meine Entlassung aus den landschaftlichen Konsulenten-Pflichten und -Diensten erhielt, unter Beibehaltung einer jährlichen Pension von 1500 Gulden (NB! zuerst wollten nur 1000 Gulden genehmigt werden, aber durch höhere Vermittelung auf den Vollbezug des ganzen Gehalts erhöht „in billiger Erwägung, mit welch unermüdetem Fleiß und Eifer Herr Konsulent Moser dem ihm bisher übertragenen Konsulentenamt bisher vorgestanden, auch um desselben willen seinen vieljährigen harten Festungsarrest erlitten und überhaupt sich um das ganze Vaterland und dessen Angelegenheiten sich rühmlichst verdient gemacht habe ꝛc.“)

Auch von dieser sehr wichtigen Szene darf ich hier nichts näheres melden.*)

Seither bringe ich meine Zeit teils mit Bücherschreiben, teils mit rechtlichen von mir verlangten Gutachten für auswärtige Reichsstände (worunter mehrere von katholischer Religion), wie auch für andere Personen und Körperschaften zu, bin mit meinen Umständen herzlich vergnügt und danke Gott, der es so gefügt hat.

Des Herrn Herzogs Durchlaucht haben seit meiner Entlassung mich von neuem genauer kennen lernen und mir erlauben lassen, mir eine Gnade auszubitten. Ich bat mir den obengenannten Besoldungsnachtrag für meinen lieben zweiten Sohn und auf meinen Todesfall die Abzugsfreiheit für meine

*) Durch ein am 17. Mai 1770 an die Landesversammlung eingegebenes Promemoria, in dem er sich rückhaltlos gegen die mannigfachen Verleumdungen und Mißhandlungen seiner Person wehrte und zu dem Streit zwischen der Majorität der 70 gegen die Minorität der Vier (der 3 Prälaten Reuß, Ötinger, Faber und des Assessors Dann), welche entschlossen für ihn, d. h. seine Befragung, eingetreten waren, denn „niemand sei so geeignet als Moser, die Mängel und Gebrechen und Mißbräuche, die sich eingeschlichen, zur Sprache zu bringen und zu beseitigen“ — sich ausspricht, hat er vollends die Bande gerissen, die ihn an die Landschaft knüpften. So wie die Dinge lagen, drängte alles auf diese Lösung hin (vgl. unten!).

auswärtigen Kinder aus. Beides wurde gnädigst verwilligt, und als ich mich dafür schriftlich untertänigst bedankte, meldeten Sie mir in einem gnädigen Handschreiben vom 30. Januar 1769, daß es Ihnen lieb sein würde, wenn ich selbst zu Ihnen kommen würde.

Als ich Ihnen sodann persönlich aufwartete, äußerten Sie sich gnädig gegen mich: Daß Sie nun wüßten, daß ich ein ehrlicher Mann, guter Patriot und getreuer Untertan sei, und ich könnte mich auf Ihre Protektion verlassen 2c. Sie gedachten ferner in den an die herzoglichen Kollegien wegen obiger Gnaden erlassenen Dekreten meiner in den rühmlichsten Ausdrücken, haben auch eben dies nachher in gnädigsten Handschreiben und sonst 2c. mit Worten und Werken bezeugt und mich zur herzoglichen Tafel gezogen.

Obgleich ich auch seit geraumer Zeit keine Gelegenheit mehr gehabt habe, dem Vaterlande, wie ich wünschte, einige reelle Dienste leisten zu können, so habe ich doch alle Ursache, zu glauben, daß in der Landschaft nicht auch nur eine einzige Person sei, die nicht von mir überzeugt wäre, daß ich ein ehrlicher und mit dem Vaterlande es wohlmeinender Mann sei: Wäre auch nicht geschehen, was geschehen ist, würde es wohl jetzt schwerlich mehr geschehen!*)

*) Moser hat buchstäblich recht mit diesem Appell an das Gewissen seiner Landsleute und seiner Kollegen in der Landschaft insbesondere. Wie erklärt sich aber dann die fortgesetzte Neigung, ihn in die Ecke zu stellen und seiner als eines lästigen Gewichtsteines los zu werden, dieses Verhalten, das er als Mißhandlung seiner Person empfand, um so bitterer empfand, als auch allerlei Lügen und Verdächtigungen sich darum herrankten? Zur Lösung dieses Rätsels mag fürs erste die selbstverständliche Erwägung dienen, daß seine Autorität selbst und seine Mentorstimme als drückendes Gewicht empfunden wurde. Aber wir haben auch zweitens positive Zeugnisse über die ungünstige Konjunktur der Verhältnisse, welche geeignet sind, wenigstens einigermaßen die persönliche Verantwortung und das Schuldkonto seiner Gegner zu entlasten. Der Sohn Wilhelm Moser bezeugte in seinem Berichte über den Tod seines Vaters folgendes: „Nur das will ich bemerken, daß ich nach seinem Tod auch nicht von einem einzigen Mann in Stuttgart gehört habe, der ihn nicht für einen sehr rechtschaffenen Mann erklärt hätte, und der sogar das, was bei seinem Leben je und je getadelt worden, nicht auf den hohen Grad seiner Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit gesetzt hätte." Dann fährt er

Meine neuesten Beschäftigungen sind gewesen, gewisse Entwürfe zum besten teils meiner Vaterstadt Stuttgart, teils des ganzen deutschen Reichs zu Papier zu bringen und gehörigen Orts vorzulegen: welche auch zum Teil schon genehmigt worden

---

fort: „Die Dissidien, die er nach seiner Rückkehr vom Hohentwiel mit der Landschaft bekommen ꝛc., sind vielleicht das Rätselhafteste in seinem Leben, und ich war begierig, zu erfahren, wie man nach seinem Tode in der Landschaft darüber denke. Ich bekam Gelegenheit mit seinem einzigen damals noch lebenden Kollegen, dem Konsulenten Regierungsrat Eisenbach, darüber zu sprechen, und er sagte: „Alles, was Ihr seliger Vater in dieser Epoche behauptet hat, das war richtig und er hatte recht: wir — der engere Ausschuß — würden aber in uns selber in ein Meer von Verwirrung hineingeraten sein, wenn wir seinem Rate hätten folgen wollen, und das Ganze hätte unersetzlichen Schaden durch diese innere Verwirrung gelitten, und darum war es besser, das zu tun, was geschehen ist, weil er nicht nachgeben wollte. Seine Rechtschaffenheit aber bezweifelte bei uns niemand." — Und nun urteilt der Sohn selbst so: „Ich muß sagen, ich glaube, Herr Eisenbach habe recht, und ich sage es aus Kenntnis der Sache. Mein Vater war ein vortrefflicher Mann, aber streng gegen sich selbst und ebenso strenge behandelte er auch den moralischen Teil aller seiner Geschäfte, oft, ohne das Prudentiale (das, was klüglich ist) dabei zu Rate zu ziehen — und dadurch sind Resultate entstanden, die zwar im höchsten Grade gerecht, aber bei der Unvollkommenheit der Welt den Umständen nicht jederzeit angemessen waren."

Gewiß dürfen wir uns bei diesem so pietätsvollen wie scharfsichtigen Urteil des Sohnes beruhigen. Moser selbst war nicht das, was man einen elastischen Charakter nennt. Seine Größe liegt anderswo, nicht in der Elastizität, sondern im Sinne für die Realität. Da lagen die starken Wurzeln seiner Kraft, aber auch die Quelle seines Martyriums.

Im übrigen sei fürs dritte zum Verständnis und zur Würdigung dieser Verwicklungen auf einen Wink verwiesen, den der große Geschichtsschreiber Carlyle einmal gibt, wenn er sagt („Französische Revolution" III 3,2): „Jeder Kampf ist zugleich ein Mißverständnis". „Niemand kann sich selbst erklären, geschweige denn von einem andern erklärt werden; die Menschen sehen einander nicht, sondern nur verzerrte Trugbilder, die sie für einander halten, die sie hassen und mit denen sie kämpfen." Will man Recht und Unrecht, Licht und Schatten bei Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten, sei's im Alltags-, sei's im großen öffentlichen Leben richtig verteilen, so wird man dieses Imponderabile stets mit in Anschlag bringen müssen. —

Es genüge indessen, zum Schluß noch darauf hinzuweisen, daß wie im Verhältnis des Herzogs, so auch der Landschaft zu ihm am Ende das Wort sich bei ihm erfüllt hat: So jemandes Wege Gott wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden!

sind 2c. Im Jahre 1778 entwarf ich einige Vorschläge zur Wiederherstellung des Friedens, wovon ich höheren Orts schriftlich versichert worden bin, ein auswärtiger, nicht in Deutschland gefertigter Plan zeige, daß meine Gedanken wohl benützt und beherzigt worden seien.

Ich lebe schließlich in Stuttgart in solcher Stille, daß Fremde, die mich besuchen, sich vielfach gegen mich beklagen, sie hätten fast nicht erfahren können, wo ich wohne.

2. Ehestand und Kinder.

Als ich erst 19 Jahre alt war und noch kein Brot hatte, aber auch nicht unordentlich leben wollte, folgte ich dem Rat Pauli 1 Kor. 7, 9 und verlobte mich mit des seligen Württembergischen Oberrats- und Titularratspräsidenten Dr. Joh. Jak. Vischer, hinterlassener junger Tochter, Friederike Rosine, welche zwei Jahre jünger als ich war.

Mein Ehestand dauerte in das 41. Jahr auf die möglichst vergnügte Weise, nahm aber endlich das oben beschriebene betrübte Ende.

Kinder: Mein ältester Sohn, Friedrich Karl Freiherr von Moser, ist nun (1777) Fürstlich Hessen-Darmstädtischer erster Staatsminister, Präsident und Kanzler 2c. (geb. 18. Dezember 1723, verehelicht 1. mit Ernestine, geb. von Herdt, 2. mit Luise von Wurmser, † 1818).

Der zweite, Wilhelm Gottfried von Moser, ist Fürstlich Darmstädtischer wirklicher Geheimrat (geb. 27. November 1729 — verheiratet mit der Tochter des Oberamtmanns Georgii in Urach — einziger Stammhalter † 1793).

Der dritte, Christian Benjamin von Moser, starb anno 1774 als Fürstlicher Baden-Durlachischer wirklicher Hof- und Regierungsrat (geb. 3. Dezember 1746).

Ein Söhnlein starb jung.

Meine lieben Söhne hielt ich, sobald sie von den Universitäten kamen, sorgfältig vom Müßiggang ab und zu nützlicher Anwendung der Zeit an. Den ältesten nahm ich 1743 nach Berlin mit und auch 1745 auf den Wahltag nach Frankfurt,

alsdann gab ich ihn dem rechtschaffenen Oberamtshauptmann der Niederlausitz, Grafen von Gersdorf. Den zweiten ließ ich meine Hanauische Akademie besuchen und brachte ihn dann zu dem rühmlich regierenden damaligen Grafen zu Stolberg-Wernigerode. Den dritten stutzte ich zu Hause zu Geschäften zu, hielt ihm zu gefallen ein praktisches Kollegium von einer besonderen Art und schrieb ihm zu lieb mein Reichsstaatshandbuch, worauf er sogleich in Fürstlich Baden-Durlachische Dienste trat.

Von meinen Töchtern war die älteste, Wilhelmine Luise, die zweite Ehegattin des berühmten göttingischen Hofrats und Professors Achenwall, ist aber nebst ihrem Ehegatten tot (geb. 1726, † 1762, 4 Tage vor der Mutter! hat eine Tochter hinterlassen, die als Gattin des Professors Meiners in Göttingen Mutter eines noch blühenden Stammes geworden ist).

Die zweite starb ledig (Christiane Friederike, geb. 1731, † 1754 in Stuttgart bei den Eltern).

Die dritte, Maria Dorothea, ist die Ehegattin des Herrn Spezialsuperintendenten Mögling in Brackenheim in Württemberg (geb. 1733, † 1788), durch zwei Töchter die Stammmutter der Familien Welzer und Kübel).

Die vierte, Christiane Beate, die Ehegattin des Herzoglich-Württembergischen Kirchenrats-Expeditionsrats ꝛc. Mohl (geb. 1735, † 1809), war und blieb allein von den Kindern in Stuttgart — von ihr stammen außer der Familie Mohl auch durch die Töchter die Namen Knapp, Wucherer, Duttenhofer ab.

Die fünfte, Renate Gottliebin, eine Ehegattin des Fürstlich Baden-Durlachischen Stallmeisters Mohl (geb. 1737, † kinderlos 1807).

An allen diesen meinen lieben Kindern hat mich der liebe Gott so vieles Vergnügen erleben lassen, daß ich mich keck unter die glücklichen Väter zählen darf.

* * *

Hier endet (mit einem kurzen Mahnwort) die Selbstbiographie des Mannes, der „so vielerlei Schulen durchloffen" hat. Was aber

3. Das Lebensende

betrifft, so wollen wir dem ältesten Sohne das Wort geben, der nach einem Brief, den des Vaters Haushälterin während der letzten 12 Jahre, die rechtschaffene Pfarrwitwe Dörr, an einen Freund geschrieben hat, dieses ehrwürdigen Altvaters letztes Lebensjahr und Tag geschildert hat (in seinem „patriotischen Archiv" — die Mitteilungen geben wir nur auszugsweise):*)

Schon am Neujahr 1785 sagte der selige Herr Etatsrat zu mir (der Witwe Dörr): „Dieses ist ganz gewiß mein letztes Lebensjahr." Ich sagte: Nun, so wolle Sie der Herr doppelt mit Gnade, Trost und Kraft ausrüsten! „Ja, das wird er auch tun," war die Antwort. Die Abnahme der Kräfte machte mich glauben, daß es so gehen könne. (NB. Er hatte alle Monate mit Hämorrhoidalbewegungen zu schaffen, die ihm viel Schmerzen verursachten. Es währte allemal 9 Tage.) ... Er zog auch beständig sein selbstgemachtes Lied an: „Ich möchte heim" und sang und betete es oft.

Zum Herrn Doktor sagte er die Jahre her nicht nur 30mal: „Wie wäre es mir eine Freude, wenn Sie mir einmal sagten: Sie sehen meine Umstände für gefährlich an; wie wollte ich Ihnen danken!" ... Er sagte oft: „Wenn ich so sitze und still bin, so ist nur mein Leib bei Ihnen, denn mein Geist ist im Himmel. Es fällt eine Wand um die andere, bis endlich die ganze Hütte bricht." ... Sah ich ihn an, so lächelte er, oder wenn ich weinte, so sagte er: „Nicht wahr, Sie gönnen mir die Ruhe; es wird schnell mit mir gehen, und wenn ich einmal gestorben bin, so gönnet mir die Ruhe und singet: Halleluja. Singen kann ich nicht, dazu ist mein Herz zu voll."

Am letzten Sonntag seines Lebens besuchte ihn Herr Regierungsrat Breyer. Er kam gar oft. Er sagte: Wie geht's, mein lieber Freund? Was machen Sie? Die Antwort war: „Da sitze ich und warte auf meines Lebens Erlösung. Er führte darauf 2 Kor. 5, 8 an, und mit diesem haben sie sich zwei Stunden unterhalten. Nicht nur 10mal, wenn ihn dieser Herr besuchte, sagte er zu ihm: „Sie werden sehen, ich bekomme ein Schlagflüßlein," und dieses-

*) Vergl. Schmid a. a. O. S. 466 ff.

mal sagte er: „Ich bitte den lieben Gott darum. Da wird es heißen: ‚Denn mein Tod wird sein, als wenn ich schlief ein, weiß nicht, wie mir geschieht.‘ Wie ist einem, wenn man einschläft! Man kommt vom Bewußtsein und dann ist man drüben. Ei ja, wär ich da! Ich sehe den Tod als eine rechte Wohltat an.“

Am 28. September wurde er wegen einer Diarrhöe, die aber nicht arg war, ins Bett gesprochen. Wenn ich fragte, wie ist es Ihnen? so sagte er: „Nicht wahr, es geht mir wie den Erzvätern, ich bin alt und lebenssatt.“ ... Am Freitag, da er starb, sagte er beim Aufstehen zum Mittagessen: „Wir sind Kinder gewesen und werden wieder zu Kindern. Tu als ein Kind und lege dich in deines Vaters Arme.“ Er war nicht so schwach. Nach dem Essen ging er wieder zu Bette und bekam Besuch von seinem Herrn Bruder und Enkel. Als alles fort war, sagte er zu mir u. a.: „Ich habe als gehofft, ich werde in diesem September auch heim dürfen“ (wie vor 23 Jahren am 2. September seine Frau gestorben war).

Um $^3/_4$8 Uhr stand er zum Nachtessen auf. ... Um $^3/_4$9 Uhr, da er noch am Tisch saß, bot er mir die rechte Hand her. Ich meinte, ich solle ihm den Puls fühlen. Er machte aber die Hand zu. Da merkte ich, daß er meine Hand verlangte, indem mir einfiel, daß er oft gesagt: „Wenn ich sterbe, will ich Ihnen noch die Hand geben aus Dankbarkeit für Ihre Sorgfalt; das sei der letzte Dank und Segen!“ Wie ich ihm die Hand gegeben, drückte er mir die Hand fest. Ich sah ihn zugleich an. Da langte er mit der linken Hand zugleich an die linke Schläfe. Ich fragte ihn: Tut Ihnen da etwas weh! Er neigte den Kopf so, als wollte er ja sagen. ... Ich ließ seine Frau Tochter und die Frau Bürgermeister holen. Wie seine Frau Tochter kam, nahm sie seine beiden Hände und sagte: „Lieber Vater, kennen Sie mich nicht mehr!“ Er lag aber im Sessel, als schliefe er. Doktor und Barbier kamen. Es wurde ihm zur Ader gelassen, das Blut lief auch schön, er machte aber kein Auge auf. ... Er wurde zu Bett gebracht. Da sagte ich: Gott hat ihm seinen Wunsch erfüllt: „Denn mein Tod wird sein, als wenn ich schlief ein.“ Nach einer Viertelstunde betete ich: „Wenn ich auch jetzt soll scheiden“ ꝛc., nach einer weiteren den letzten Vers aus dem Lied (O Haupt voll Blut ꝛc.). Er sagte ja oft: „Wenn ich sterbe, so beten Sie mir, aber nur allemal ein Wörtlein, was Ihnen der Herr in den Sinn geben wird. Höre ich nimmer, so schreiet mir ja nicht ins Ohr, alsdann wird mich mein getreuer Hohepriester schon vertreten bei dem Vater; so kann jedes in der Stille beten.“ Und das geschah dann. Wir standen alle ums Bett. ... Der Herr Doktor fühlte wieder den

Puls und sagte: In einer Minute ist's aus. Ich betete für mich: Herr Jesu, so hilf ihm auch überwinden ꝛc., und Vater, ich befehle seinen Geist in deine Hände. Als man ihn wieder anrührte, so war er tot.

Es schlug eben 11 Uhr, am 30. September 1785.

In seinem Gesicht konnte man keine Änderung sehen. Da ging seine Frau Tochter hin, küßte ihn und dankte ihm unter vielen Tränen für seine Vatertreue, und so segneten wir ihn zu seiner Ruhe ein ꝛc.

Der Sohn Wilhelm berichtet weiter: Er wurde auf erhaltene Dispensation auf dem sogenannten mittleren Kirchhof, der seit einigen Jahren geschlossen ist, in der Stadt neben meiner lieben seligen Mutter nach seinem Verlangen begraben, am 2. Oktober.

Der Sohn Karl, dem es schmerzlich war, bei seinem Sterbelager nicht erscheinen zu können, hat auf des Vaters Urne ein kurzes Reimgedicht hinterlassen, das ihm das schönste Denkmal setzt (einen Grabstein erhielt er nicht, denn der Friedhof war schon dem Abbruch nahe):

„Hier liegt ein Christ und Patriot,
Der Wahrheit treu bis in den Tod,
Die er mit Wandel, Wort und Tat
Bekannt und kühn verteidigt hat.

Er brachte Frucht zu seiner Zeit
Auf Blättern, wert der Ewigkeit.
Mit Licht und Recht in seiner Hand
Stritt er für Gott und Vaterland.

Auch trug er den Bekennerlohn
Im schönen Märt'rerkranz davon.
Ruh sanft, du lieber, fester Mann!
Dir tu es nach, wer's wagen kann!"

Elftes Kapitel.

Das von Moser gezeichnete Selbstporträt.

Moser hat sich nicht begnügt, den Längsschnitt seines Lebens in seiner Selbstbiographie zu geben — bis dahin, da er mit der Erde und Welt abgeschlossen hatte und nur des ewigen Lebens harrte, sondern er hat auch einen Querschnitt durch sein Leben, Sein und Wesen gezogen, den wir, wenn auch nicht in seiner ganzen Breite mitteilen, so doch nach seinen Hauptumrissen und seinen bezeichnendsten Zügen skizzieren müssen. Er beschreibt darin seine „Person, Leibeskonstitution" und Gesundheitsstand, seine Seelenkräfte, Temperament, Religion, das Betragen gegen sich selbst und gegen andere, seinen moralischen Charakter, seine Gelehrsamkeit, die Art zu arbeiten, und die Schriften, endlich die Urteile anderer über ihn. Obwohl er sich in diesen Ausführungen in einer für unsere Zeit allzubehaglichen Breite ergeht — man fühlt es dem Manne, der bis an die Schwelle des Greisenalters hin unermüdet gearbeitet und noch mehr gelitten hat, an, daß er an dieser Registrierarbeit eine kindliche Freude hat und Erholung darin findet — so sind sie doch nach drei Richtungen hin wertvoll. Erstens gehört dieser Querschnitt notwendig zum Ganzen des Lebensbildes, denn hier bekommen wir einen Einblick nicht nur in die Werkstätte dieses arbeitsamen, nie rastenden Geistes, sondern auch in die verborgene Quelle seiner Kraft, den tiefgründigen Christenglauben. Sodann erklärt uns diese Selbstbeurteilung und -Kritik gar manches Rätsel seines Lebensganges, und endlich sind darin für den, der eine Biographie nicht nur zur Unterhaltung, sondern zu seinem Frommen, zur Pflege des persönlichen Lebens zu lesen willens ist, allerlei Winke enthalten, die wie wohlmeinende Fingerzeige und erwünschte Wegweiser ihn auf der eigenen Lebensreise freundlich grüßen, mahnen, trösten, aufklären oder auch wohl zurechtweisen.

* * *

1. Person, Leibeskonstitution und Gesundheitsverhältnisse.

Ich bin von mittlerer Größe und Dicke und habe nunmehr im Gesicht viele Farbe. Ich habe so starke Nerven (Muskeln) und Zähne, daß ich nicht nur in meiner Jugend zinnerne Teller zusammenrollen und sie sodann in freier Luft wieder aufrollen, sondern auch (zur Verwunderung der Schiffsleute) ein großes Schiff auf der Donau in seinem Lauf so lange habe aufhalten können, bis das dicke Eisen an der Stange, womit ich es aufgehalten habe, geborsten ist. Ich habe auch noch in meinem 76. Lebensjahr Kalbsknochen ꝛc. mit den Zähnen zermalmt, auch einigemale Tische, ohne Mithilfe der Hände, mit den bloßen Zähnen im Munde herumgetragen und den Anwesenden Kaffee u. dergl. präsentiert.

Überhaupt sind noch jetzt meine Leibeskräfte allen, die mich sehen und kennen, zum Wunder und zu manchem Lob Gottes, auch noch wie vor 30, 40 Jahren. Mein aufrechter Körper, heiteres Gesicht, lebhafte Farbe, helle Augen, hurtiger Gang, das Fehlen aller Runzeln ꝛc. übertreffen meine Jahre, sodaß nicht wohl jemand mein Alter errät, sondern mich für einen Mann von 50 oder etlichen 50 Jahren schätzt.... Nur habe ich schon mit etlichen und 20 Jahren angefangen, grau zu werden, und mit 40 Jahren war ich ganz weiß. — Auch hatte ich vor 5 Jahren (also 70 Jahre alt) einen apoplektischen Anfall. Das halbe Gehirn auf linker Seite phantasierte wie im hitzigen Fieber, mit dem andern halben Kopf konnte ich vernünftig denken.... Nun verlor sich das zwar in ein paar Stunden wieder; ich habe aber seither im linken Arm, vom Ellenbogen an bis hinaus, Tag und Nacht eine Bewegung, wie wenn ein Fuß oder anderes Glied schläft, oder wie wenn Ameisen darin liefen, was mich vermuten läßt, daß einmal plötzlich ein Schlagfluß dazu kommen könnte (was eingetroffen ist.)

Was nun aber auch noch meine Lebensart (und Gesundheitsregeln) betrifft, so sehe ich als das erste und größte Hilfsmittel der Gesundheit das wahre Christentum an. Denn das bringt alle Gemütsaffekte und die ganze Lebensart in eben

diejenige Ordnung, die alle vernünftigen Ärzte vorschreiben: Der Friede mit Gott und in Gott schafft eine ununterbrochene Gemütsruhe, die alle Weltweisheit nimmermehr verschaffen kann; er regiert und mäßigt alle Affekte und äußerlichen Handlungen, benimmt die Furcht des alle Augenblicke zu erwartenden Todes und macht einen gesellschaftlichen (d. h. umgänglichen) Menschen. — Überhaupt ist mir die Ordnung in allen Stücken so zur Natur geworden, daß es mir ebenso sauer geschieht, in etwas unordentlich zu sein, als vielen andern, ordentlich zu leben. Kopf und Füße halte ich warm und gehe bei starken Winden und nassem Boden wenigstens nicht in das Feld spazieren. Ich rauche und schnupfe keinen Tabak.

Ich stehe Winters um 7, Sommers um 6 Uhr auf und arbeite, nach verrichtetem Gebet und Bibellesen, bis Mittag um 12 Uhr und Nachmittags von $^1/_2$2—8 Uhr, außer wenn ich Besuch gebe oder habe, oder spazieren gehe. Über Tisch lese ich nichts und Abends nach Tisch arbeite ich niemals. Morgens trinke ich zwei Schalen Kaffee mit Milch, Mittags um 12 Uhr speise ich und habe das ganze Jahr hindurch drei gewöhnliche Gerichte: Suppe, Gemüse und Fleisch. Nachts esse ich um 8 Uhr eine Gerste und ein Stück Fleisch. Ich mache keine Auswahl unter den Speisen, sondern esse, was man mir bringt. Wenn man mir sagt, dies oder jenes sei etwas kostbares oder rares, so lache ich darüber und esse es erst nicht ... Zwischen der Zeit esse und trinke ich nichts.

Meine ordentliche Bewegung besteht darin, daß ich von Morgens 9 bis Abends 7 Uhr, so oft die Stunde schlägt, meine Feder niederlege und in meinem Zimmer auf und ab gehe, bis es Viertel schlägt. Außerdem gehe ich, solang es möglich ist, täglich vor das Tor in eine Allee, spaziere darin auch $1^1/_2$—2 Stunden, meist ohne zu sitzen, nicht allzustark auf und ab und unterhalte mich mit den Personen, die ich da antreffe, in Diskursen. Wenn es aber der Witterung wegen nicht sein kann, mache ich Nachmittags Besuche in der Stadt.

Ich brauche übrigens in langen Zeiten keinen Medikus und noch weniger Arzneien. Wenn ich aber glaube, seine Hilfe nötig zu haben, so folge ich ihm in allen Stücken,

ohne sonst jemand zu befragen. Mein Herr Medikus pflegt, wenn ich ihm das jährliche Honorar gebe, zu sagen, er müsse sich fast ein Gewissen machen, etwas zu nehmen, weil er nur ein Zeuge meiner Gesundheit sei. Ich antworte ihm aber, ich wolle es ihm lieber so geben, als wenn er es mir abverdiente.

Hiezu kommt noch eine äußerst selten unterbrochene Gemütsruhe und Zufriedenheit auch unter den mißlichst scheinenden Umständen. Als ich bald nach meiner Entlassung von Hohentwiel zu Karlsruhe an der fürstlichen Tafel speiste und die Frau Markgräfin meinte, ich würde üble Zeit in meinem Arrest gehabt haben, konnte ich ihr mit Wahrheit bezeugen, daß zwar die Zeiten nicht alle gleich gewesen seien, daß ich aber doch oft manche nicht nur Stunden und Tage, sondern Wochen und Monate gehabt habe, worin ich so vergnügt gewesen sei, als je in meinem ganzen Leben.

Ich habe auch noch bis jetzt niemals mit Verdruß oder Widerwillen an Hohentwiel gedacht, sondern sehe meinen dortigen Aufenthalt als eine von Gott zu meiner Erhaltung bestimmte Flucht nach Ägypten (Mt. 2) an, indem ich es vermutlich, wie vorhin und hernach, in meinem landschaftlichen Amt weder dem Herzog, noch der Landschaft in allem hätte recht machen und darüber aus Verdruß leicht den Tod hätte haben können.

2. Seelenkräfte.

Soviel ich mich kenne, hat bei mir die Urteilskraft die Oberhand. Meine Einsichten sind sehr schnell und ich übersehe vieles geschwind, ja meine ersten Einsichten pflegen insgemein die besten zu sein. Nur daß manchmal auch eine Übereilung mit unterläuft.

Hiezu kommt eine Gegenwart des Geistes (vgl. den oben berührten Diskurs mit dem König von Preußen!).

Die Erfindungskraft (Ingenium) ist bei mir in gewissem Betracht stark, in gewissem schwach: stark in Sachen, so auf etwas wesentliches gehen, neue praktische Wissenschaften ꝛc., Lehrarten, Anstalten u. dgl. zu erfinden ꝛc.; schwach

hingegen in abstrakten, sowie solchen Sachen, die mehr zur Zierde gereichen oder einen sogenannten Witz anzeigen, weshalb ich keine große Anlage zu einer reizenden Rede oder Schreibart, zur Musik, Poesie, Malerei habe, obgleich ich eine Neigung dazu besitze.

Mein Gedächtnis ist nicht verbal, aber real. Ich kann nicht Reden und Stellen wörtlich behalten, aber in den Sachen ist es sehr getreu, umfassend und gut, weshalb ich auch meine Kollegien fast ganz aus dem Kopf gehalten habe.

Die sinnliche Einbildungskraft oder Phantasie hingegen ist bei mir sehr schwach, weshalb ich auch Bilder u. dgl. nicht leicht behalte, noch meinem Gemüt lebhaft vorstellen kann oder ein Vergnügen daran empfinde.*)

Überhaupt pflege ich meine Naturgaben einem rohen Edelstein zu vergleichen: Das Wesentliche (und dieses habe ich ja von Gott, nicht von mir, darf es also nach seinem wahren Wert schätzen) ist gut: aber die Politur, die noch hätte hinzukommen und ihm seinen ganzen Glanz und Wert verschaffen können, fehlt.

3. Temperament.

Mein Temperament ist sehr leicht erkennbar: Das cholerische hat stark das Übergewicht; dazu kommt sodann das sanguinische. — Nachdem mich aber Gott zu sich gezogen hat, ist mit mir eine große Veränderung vorgegangen. Ich habe zwar noch jetzt das cholerische Temperament und wilde

*) So spricht er in richtiger Selbsterkenntnis sich über seinen Stil a. a. Ort so aus: „Witzig und angenehm (wie mein ältester Sohn) zu schreiben, ist keine meiner Erbsünden. Wohl aber hätte ich zu dem: „Ridendo veritatem dicere quid vetat?“ (d. h. die Wahrheit ins Gewand der Satire zu kleiden, ist auch erlaubt) in der Jugend eine Anlage gehabt. Ich habe aber keinen Fleiß darauf gewandt, diese Gabe oder Fähigkeit oder — zu erhöhen. Und nun in einem so hohen Alter! — bin ich zufrieden, wenn man mir nur nicht den sensus communis abspricht (hier wohl mehr im Sinn des gesunden Menschenverstands, als des allgemeinen Wahrheitsgefühls zu verstehen!) — Offenbar war dem so ernsten Charakter Witz und Satire an sich etwas verdächtig. Des Humors entbehrt er darum nicht.

Feuer in mir; es steht aber unter dem Regiment der Gnade und herrscht also nicht. Ich will nur der zwei hauptsächlichsten Merkmale gedenken: Was den Zorn betrifft, so darf ich mich auf alle, die mit mir umgehen, berufen, daß man in langer Zeit nicht finden wird, daß ich mich über etwas erzürne oder stark ärgere; sondern ich lasse, um meine Gemütsruhe nicht zu stören, viel ungerades gerade sein, und habe mir angewöhnt, daß, wenn eine Gelegenheit vorkommt, wobei ich mich erzürnen könnte, mein erster Gedanke ist: Willst du dich erzürnen? Und da ist allemal die Antwort und der Entschluß: Nein! und damit ist es meistens getan. Denn die ersten Bewegungen sind leichter zu unterdrücken, als wenn es schon weiter gekommen ist.

Was sodann den Hochmut (oder die Ehrbegierde) anlangt, so war derselbe in meinen jüngern Jahren stark genug. Aber schon gegen 45 Jahre mache ich mir aus Charakteren (d. h. Würden) und Rang lediglich nichts mehr, ja, unter gewissen Umständen (da die Welt durch Vorurteile regiert wird) wirklich weniger, als auf eine unsündliche Weise geschehen könnte.

Meine erlaubte Ehrbegierde aber geht dahin, daß ich mit Grund als ein rechtschaffener, ehrlicher und dem Publikum, wie meinem Nebenmenschen, nach dem Maß meiner Gaben nützlicher Mann passieren möge, ohne aber darunter einen Ruhm zu suchen.

Vorwitz ist das schwächste unter allen meinen Gebrechen: Man darf mir die geheimsten Sachen entdecken oder anvertrauen, solang man will, und nur sagen, ob und wie weit ich lesen solle oder nicht, so geschieht es heilig 2c.

Außer der starken Neigung zu einer beständigen Arbeit habe ich sonst keine herrschende Leidenschaft, und ich kann alles in der Welt mit großer Gleichgiltigkeit behandeln, es haben oder nicht haben 2c. Mein Herz hängt auch gar nicht an den Büchern, Urkunden 2c., noch an sonst etwas. Nur der Verlust des liebreichen Umgangs mit meiner seligen Ehegattin ist und bleibt mir unverschmerzlich. Und noch einmal in diese Lotterie zu setzen, hätte ich nicht den Mut gehabt, auch wenn mich das Andenken an meine erste, noch unverrostete Liebe nicht davon abgehalten hätte.

4. Religion (und religiöse Entwicklung).

In meiner Jugend war in Württemberg die jetzige schöne Einrichtung der Zubereitung der jungen Leute auf das heilige Abendmahl nebst der darauffolgenden Konfirmation noch nicht eingeführt. Der ganze Unterricht beruhte also hauptsächlich auf den öffentlichen Katechisationen, die an sich und in Anbetracht meiner Unachtsamkeit dabei um so weniger hinreichten, als das wahre Christentum damals noch als Pietisterei angesehen und man davor mehr gewarnt als dazu ermuntert wurde. Hingegen hatte ich schon in den unteren Klassen des Gymnasiums aus den sogenannten „unschuldigen Nachrichten" (die mein Hauslehrer besaß) von alten und neuen theologischen Schriften 2c. soviele Kenntnisse, als wohl viele 100 Pfarrer auf dem Land nicht haben mögen.

Auf der Universität aber kam ich, bei einem tugendhaften Leben, nicht durch die Lektüre irreligiöser Bücher, sondern beim Nachdenken über die theologischen Wahrheiten und durch die aus meinem eigenen Herzen entstandenen Zweifel und Einwürfe gegen die heilige Schrift, nach und nach ganz von der Religion ab, außer daß eine formido oppositi (ein Grauen vor dem Gegenteil) übrig blieb und ich öfters, besonders bei gottesdienstlichen Gelegenheiten, aus dem tiefsten Grund des Herzens seufzte: wenn ein Wesen aller Wesen sei, so möchte es sich meiner erbarmen, und wenn die Bibel Gottes Wort und die christliche Religion wahr sei, so möchte mich Gott nicht in diesem Zustand sterben lassen! weshalb ich auch mit größter Beklemmung des Herzens das Äußere mitmachte.

Je mehr ich aber den ganzen Weltbau, mich selbst und alle Kreaturen, soweit meine Erkenntnis reichte, betrachtete, umsomehr Allmacht und Weisheit fand ich darin, und daß alles nicht von sich selbst oder von ungefähr entstanden sein könne, sondern von einem großen und weisen Wesen also geordnet worden sein müsse 2c.

Mit der Bibel, sonderlich Alten Testaments, aber hielt es schwerer. Eine unter des seligen Spener theologischen Be-

denken befindliche Antwort, die er einem Naturalisten erteilte, gab mir aber viel Befriedigung (vergl. oben S. 65 ff.). Hiezu kam, daß ich anfing, auf meine Gedanken, Begierden, Worte und Werke genauer acht zu geben, wobei ich denn den bösen Grund meines Herzens und die Unmöglichkeit, Gott so zu gefallen und in diesem Zustand eine zuversichtliche Hoffnung der ewigen Seligkeit in einer zukünftigen Welt zu haben, bald einsehen lernte.

Nun wurde mir das Evangelium von Jesu Christo, dem Sohne Gottes, als dem Mittler zwischen Gott und den Menschen, faßlicher und um seinetwillen auch das Alte Testament unanstößiger.

Ich begriff auch bald, daß es mit dem bloßen Beifall zu der Lehre Jesu nicht getan sei, noch dies ein Gott wohlgefälliger Glauben heißen könne, sondern Worte und Werke miteinander übereinstimmen müssen. Und da mir die Worte Joh. 7, 17 sehr wichtig wurden, ergab ich meinen Willen darauf, der Lehre Jesu in meinem Leben und Wandel zu folgen. Als ich dies tat, fielen nach und nach immer mehr Zweifel weg und ich fand bei Jesu Ruhe für meine Seele. Und so ging es von Grad zu Grad weiter. Ich habe nun gegen 40 Jahre das ununterbrochene Zeugnis, daß ich bei Gott um Christi willen in Gnaden stehe — und sehe dem Ende meines Lebens getrost und freudig entgegen, in der gewissen Hoffnung eines ewigen seligen Lebens.

Der ganze Grund meines Glaubens und meiner Hoffnung beruht also einzig und allein auf der Gemeinschaft (durch den Glauben) mit Jesu Tod und Auferstehung. Und wenn mir dieser Grund wankend würde oder entginge, so hielte ich mich für eine unglückliche Kreatur und würde mich vor dem Tod und dessen Folgen entsetzen, so oft ich daran gedächte.

Dieses (d. h. dieser Glaube, aus Gnaden selig zu werden) hindert aber nicht im geringsten, daß ich nicht so vergnügt, als irgend ein Mensch in der Welt leben kann, meine Tage zubrächte: sondern es ist eben das Mittel, vergnügt leben zu können, wenn ich, bei allem tugendhaften Wandel soviel Mangelhaftigkeit an mir selbst erblicke, aber meine Gerechtigkeit und Heiligkeit *nicht in mir selbst suchen darf*, sondern in der mir durch den Glauben zugeeigneten Gerechtigkeit und Heiligkeit Jesu Christi.

Bei diesen Umständen halte ich auch eine Reinigung der Seelen nach dem Tod weder für nötig, noch möglich. Denn bei der Gemeinschaft mit Jesu bedarf ich sie nicht und außer derselben hülfe sie nichts.

Biblische Prophezeiungen, die Offenbarung Johannes 2c. zu erklären, finde ich bei mir weder einen Beruf noch Neigung.

Gleich wie ich überhaupt aller Heuchelei, besonders in Religionssachen, todfeind bin und weit mehr auf einen guten natürlichen und unbekehrten Menschen halte, als auf einen, der noch soviel Erkenntnis hat oder schön redet, aber nicht darnach tut, so habe ich auch bei meinen Kindern alle Verstellung, namentlich in Sachen, die das Betragen gegen Gott und die Religion betreffen, sorgfältig zu verhüten gesucht; sondern ich sage ihnen die Wahrheit nach meiner Überzeugung (bei Gelegenheit) mit Glimpf, suche sie durch meinen eigenen Wandel zur Nachfolge Jesu und Verleugnung der Welt samt ihren Lüsten zu bewegen, überlasse aber sodann das Übrige ihrer Verantwortung.

Ebensowenig setze ich mein Christentum in äußerliche Sonderlichkeiten im Umgang mit anderen Personen in und außer der Kirche, in Geberden, Kleidern, Essen, Trinken usw. — An Spektakeln, Lustbarkeiten, Spielen und Tanzen 2c. habe ich sogar keine Freude, daß, wenn ich auch glaubte, ich für mich könnte ohne Sünde dabei sein, so würde ich doch davon bleiben. Ob es aber überhaupt Sünde sei, darauf lasse ich mich nicht ein. Man bekehre sich von ganzem Herzen! was einem sodann der heilige Geist und sein Gewissen erlauben, das kann und will ich ihm nicht zu Sünde machen. Jeder mag, muß und wird nur seine eigenen Handlungen verantworten.

In Ansehung anderer Religionen ist es nichts als einer inneren und gründlichen Überzeugung meines Verstandes und dem dadurch gelenkten freien Willen zuzuschreiben, daß ich mich ohne Ausnahme zu der alten evangelischen (Luther-, Arnd-, Spener- und Franckeschen) Religion bekenne, hingegen keine Freudigkeit hätte, nur zu der reformierten Religion überzutreten. Und zur katholischen überzugehen, wäre mir, solange ich die heilige Schrift Neuen Testaments für Gottes Wort halte, immer die unmöglichste Unmöglichkeit.

Dabei aber glaube ich auch, daß der Unterschied zwischen Lutheranern und Reformierten meistens auf exegetischen Wahrheiten beruhe, und ich kann mit allen gläubigen Reformierten ohne allen Anstand brüderlich umgehen.

In Ansehung der katholischen Religion aber habe ich mich so erklärt: „Ich glaube (nach 1 Kor. 3, 10—15 und Jud. 23 ff.), die wahre allgemeine katholische christliche Kirche sei durch alle christliche Parteien zerstreut, obwohl in der einen ungleich mehr als in der anderen, und daß es ein unverzeihlicher Leichtsinn wäre, um des Zeitlichen willen auch nur eine einzige Wahrheit zu verleugnen. Übrigens bin ich gegen alle anderen Religionsverwandten und Sekten, solange sie dem Staate nicht schädlich sind, noch nach dem weltlichen Regiment greifen 2c., sehr gelinde: wen der liebe Gott auf seinem Erdboden dulden kann, den kann ich auch dulden, und wo ich etwas von Wahrheit und rechtschaffenem Wesen finde, das ist mir ehrwürdig. Das Andere überlasse ich dem Richter alles Fleisches und weiß, daß am großen Gerichtstag nicht darnach wird gefragt werden: bist du ein Lutheraner, Reformierter, Katholik, Herrnhuter 2c. gewesen? Sondern: warst du bekehrt oder nicht? Ein Kind Gottes oder des Teufels?“ *)

Auf den Satz, man müsse die Leute zuerst vernünftig machen, alsdann seien sie erst fähig, die christliche Religion zu fassen (wie der Rationalismus sagte), halte ich schlechterdings nichts. Denn so kann man zwar natürlich tugendhafte Leute bilden, welche aber zu einem wahren Herzens- und tätigen Christentum dadurch meistens noch unfähiger werden, als sie zuvor waren. Sondern die Regel und Praxis Jesu ist und

*) Moser spricht sich in diesem Zusammenhang auch noch einmal, und sehr milde, über Zinzendorf und die Herrnhuter aus. Jenen, sagt er, habe er aus persönlichem Umgang, Schriftwechsel usw. „von einer Seite kennen gelernt, da er nicht so aussieht, wie ihn Herr Spangenberg in seinem Lebenslauf geschildert hat“. „Ich bin aber nicht sein Richter und denke in Ansehung dessen, was durch seinen Dienst geschehen ist, wie Paulus Phil. 1, 18.“ — Bei diesen erkennt er in Lehre und Verfassung manches Gute an und sieht es lieber, „wenn ein Erweckter unter sie, als wieder in die Welt hineingeht“. Aber selber könne er sich nicht entschließen, sich unter sie zu begeben.

bleibt: Tut Buße, d. h. ändert euren angeborenen, natürlichen Sinn, und glaubet alsdann an das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo Jesu! Dies ist der gerade, von Gott geordnete und mit seines heiligen Geistes Kraft begleitete Weg zu einem wahren Christentum, wodurch auch der Verstand so erleuchtet und der Wille so kräftig geneigt wird, wie es durch keine Weltweisheit je geschehen könnte. Dabei verspielt auch der gesunde natürliche Verstand nichts, sondern gewinnt vielmehr.

Jesus ist und bleibt also der Mittelpunkt zwischen Gott und mir. Er ist mein Alles in Allem, außer ihm habe und will ich keinen Gott, viel weniger einen gnädigen Gott, am allerwenigsten aber einen Vater. Von mir aber heißt's bis an das Ende der Pilgerschaft:

„Zwar Elends g'nug werd' ich an mir gewahr,
Doch ist mir stets auch die Vergebung klar."

Wie nun dieses lauter Dinge sind, die die Vernunft nicht lehren kann oder auch derselben töricht sind, so geschieht es mir gar nicht sauer, mich von denen, die hierinnen anderen Sinnes sind, insofern als einen Narren ansehen zu lassen.

Eine gewisse erweckte, aber ungetreue Reichsgräfin sagte einst zu mir, es sei eben schwer, in der Welt als ein Narr zu passieren! Ich antwortete: einmal müssen wir als Narren passieren; entweder jetzt um des Namens Jesu willen, oder dort, wo man nach Weish. 5, 4. 6 ausrufen werde: Wir Narren haben des rechten Wegs verfehlt! es kommt also nur darauf an, welche von beiden Parteien man erwählen wolle.

Ich kann denken, wie ein Naturalist ꝛc., und also beides unparteiisch gegen einander abwägen. Hingegen ist es eine völlige Unmöglichkeit, daß ein Unbekehrter (mit Überzeugung und einem lebendigen Gefühl des Herzens) denken könne, wie ein Bekehrter. Ich schrieb daher vorlängst von mir selbst:

„Seitdem das Herz den Kopf gelehrt,
Hat dieser sich ganz umgekehrt
In seinen Grundideen."

* * *

Wie oben angedeutet (S. 108), ist Johann Jakob Moser in Frankfurt a. O. zu einem bleibenden Zeugnis der Vergebung seiner Sünden gekommen. Im dritten Anhang zu seiner Lebensbeschreibung schildert er diesen entscheidenden Fortschritt ausführlich und anschaulich. Daher haben wir (wenn auch nur auszugsweise) diese für sein ganzes späteres Leben grundwichtige, so recht die Mitte wie die Wende seiner religiösen Entwickelung bezeichnende Episode hier anzufügen:

Ich und meine Ehegattin hatten schon angefangen, uns von ganzem Herzen von der Welt ab und zu Gott zu bekehren, alles abzulegen, was wir als Sünde erkannten, im Wort Gottes ꝛc. und in der Gemeinschaft anderer Gott suchenden Seelen uns zu erbauen, die Schmach Christi auf uns zu nehmen usw.

Indessen hatten wir noch keinen bleibenden Frieden, sondern glaubten, so lange wir Ruhe vor unseren geistlichen Feinden hatten, sich keine groben Ausbrüche der Sünde äußerten ..., wir seien bei Gott in Gnaden. Gab uns aber Gott unser tiefes Verderben zu erkennen ... so waren wir niedergeschlagen und unseres Gnadenstandes ungewiß und wußten uns weder zu raten noch zu helfen.

Wir hatten noch keine hinreichende buchstäbliche Erkenntnis von der gewissen Versicherung der Vergebung unserer Sünden ... und hintennach habe ich wohl eingesehen, daß uns zwar Jesus Christus lieb und wert gewesen, aber wir hatten doch uns auch selbst mit in die Rechnung genommen: wir wollten erst durch unsere eigenen guten Werke und heiliges Leben, unserer Einbildung nach, vorher schön werden, ehe wir uns zu Gott nahen ... wollten. Wir hatten eine verkehrte und schädliche Scham und verbargen uns in unserem besudelten Kleide vielmehr vor Jesu, als daß wir uns in demselben zu ihm genaht und ihn um die schönen Kleider des Heils gebeten hätten.... Und so blieben wir eben in unserer unerkannten eigenen Gerechtigkeit und (heimlichen) Unglauben stehen.

Ich mußte darauf eine Reise vornehmen, wobei mich zwei gottesfürchtige Anverwandte begleiteten. Auf dieser Reise sprachen wir einen wackeren (und gelehrten) Mann. Der fragte uns: „Nun, ihr lieben Brüder, wie steht's um euch? habt ihr Ver-

gebung der Sünden?" Wir stutzten, und es wollte keiner mit der Sprache heraus. Endlich sagte ich, dies sei so etwas großes, daß ich mir nicht getraute, mir das anzumaßen. Er aber sagte uns: „Ei, das ist eine falsche Demut. Haben Sie es, so dürfen Sie es auch sagen; und haben Sie es nicht, so sind Sie so redlich und gestehen es!" Dabei aber verblieb es; er gab uns keinen weiteren Unterricht und wir verstanden ihn nicht völlig. ...

Ein Jahr darauf versetzte mich Gott in ein anderes Land (eben nach Frankfurt), und es gingen zwei christliche Geschwister (M. Schmidlin und seine Schwester) mit uns; wir bekamen auch noch ein paar andere gottesfürchtige Personen in unser Haus. Wir waren in vielem Segen und Liebe umeinander; aber in diesem Stück der Versicherung der Vergebung der Sünden hatte eines so wenig wie das andere hinreichende Erkenntnis oder Erfahrung.

Als aber der Freund, der mich begleitet hatte (nämlich der eine von ihnen, der inzwischen darin schon weiter gefördert worden war), ein Jahr hernach eine weite Reise machte und darauf viele gegründete Seelen sprach, erzählte er uns nach seiner Rückkehr, wie so sehr viele er angetroffen habe, die alle einmütig bezeugten, daß sie zu einem bleibenden Frieden Gottes gekommen wären, auch gewiß wüßten, daß ihnen alle ihre vergangenen, gegenwärtigen und noch bis ans Ende ihres Laufs vorkommenden Sünden (wenn sie im Stande der Gnade beharren würden) um des Blutes Jesu Christi willen auf einmal alle und ewig vergeben und sie dessen auf ... überzeugende Weise versichert worden seien, und zwar auf eine verschiedene Weise.... Dies gab mir mehr Aufschluß von der Sache. Und weil ich es der Schrift, besonders dem Brief an die Römer gemäß fand, so legte ich mich alle Tage auf mein Angesicht auf den Boden vor den Herrn hin und bat ihn, weil er mein Herz kenne, daß ich gerne nicht der Welt, noch mir selber, sondern ihm zur Ehre leben wolle ... ich nun auch erkenne, wie grundböse und verdorben ich sei ... auch nun nicht mehr als ein Heiliger, sondern als ein Gottloser durch Christum gerecht zu werden verlange, so möchte er denn auch mir, wie anderen seiner Kinder, eine gewisse (und bleibende) Versiche-

rung aller meiner Sünden schenken. Ich verlangte ihm weder Zeit noch Weise vorzuschreiben, wenn und wie er mir diese Gnade schenken wolle, und wenn er für gut finde, mich bis ans Ende meines Laufs so hingehen zu lassen, so wolle ich zufrieden sein. Nur möchte er mich nicht eher aus der Welt nehmen, als bis ich auch eine gewisse Versicherung meines Gnadenstandes erhalten hätte usw.

Als ich so einige Wochen täglich angehalten hatte und an einem Sonntag Nachmittag mich auch so ins Gebet vor Gott auf mein Angesicht auf die Erde hinlegte, wurde ich (während ich sonst keine Anlage noch Neigung zu sinnlichen oder aus der Phantasie herrührenden Dingen habe) auf einmal im Geiste vor Gottes Gericht gestellt. Wer dies nicht versteht, dem kann ich es auch nicht erklären. Es ging ohne Bilder und sinnliches Wesen zu, jedoch auf eine so wahrhaftige, eindringende, gegenwärtige und überzeugende Weise, wie ich irdische Dinge sehen, hören, fühlen kann usw. Ohne Zweifel ging es mir in meinem Teil, wie dem Paulus in seinem Teil (2 Kor. 12, 2).

In diesem Zustande wurden mir in einem Augenblick nicht nur alle Ausbrüche der Sünde meines ganzen Lebens von Jugend auf vor Augen gelegt ... so daß ich mir hernach oft daran einen schwachen Begriff davon gemacht habe, wie unendlich größer unser Verstand in der Ewigkeit sein werde ꝛc., sondern ich konnte zugleich einen penetranten (d. h. durchdringenden) Blick in den von der Sünde sogar durchdrungenen Zustand des Menschen tun und wie der heilige Gott diese Sündhaftigkeit verabscheue und in keiner Gemeinschaft mit einer so unreinen Kreatur stehen könne und wolle.

Überdies erging eine förmliche Anklage über mich und das, was ich mit meinen Sünden verdient habe ..., wobei ich zu empfinden bekam, was der Zorn Gottes heiße. Ich gestand auch alles, was mir ... vorgehalten wurde, willig zu, gab mich aller Verdammung schuldig und daß ich die Gerechtigkeit Gottes auch in der Hölle preisen müßte: ich bat aber zugleich um Gnade, um Jesu Christi willen!

Hierauf war es, wie wenn Jesus (von dem ich bisher nichts beobachtet hatte) herauträte, um für mich um Gnade zu

bitten.... Diese von Jesu geschehene Anzeige seiner für mich geschehenen Genugtuung war mir unaussprechlich lebhaft gegenwärtig in meinem Gemüt. Und zugleich erging in meinem Innern ein Machtwort an mich: Nun ist es Zeit, zuzugreifen! und ich tat es auch augenblicklich. Ich machte es, wie die Knechte Benhadads (2 Kön. 20, 32. 33). Ich erwartete keinen richterlichen Ausspruch auf die gegen mich angebrachte Klage, sondern fing an, Gott die Ehre zu geben, ihm zu danken und ihn anzubeten, daß er das Blut Jesu Christi zur Versöhnung auch für meine Sünden angenommen 2c. habe. Unter diesem Loben und Danken wurde ich von dem Frieden Gottes ganz überschwemmt, wie darin eingetaucht und davon nach Geist, Seele und Leib durchdrungen.

Ich stand endlich wieder auf: es ging mir aber, wie einem gesunden und munteren Kind, das, wenn es auf die Welt kommt 2c. seine Augen überall herumlaufen läßt, doch aber sich noch nicht recht darein zu schicken weiß. Ich legte mich aufs Bette, betrachtete mich gleichsam in meinen neuen schönen Kleidern und es war mir ganz natürlich, als sei es mir ergangen, wie es Sacharja 3, 1—7 (vom Hohenpriester Josua) heißt.

Ich machte es darauf, wie der Hauptmann Cornelius (Ap. 10, 24). Ich rief meine liebe Ehegattin und christliche Hausgenossen ... und erzählte ihnen, was der Herr an mir getan hatte. Sie verwunderten sich, widersprachen zwar nicht, konnten es aber auch nicht recht glauben 2c., bis sie hernach von erfahrenen Kindern Gottes eines anderen belehrt wurden. — Ich ließ mich aber dadurch nicht irre machen, denn ich wußte so gut, wie das blutflüssige Weib Mk. 5, 33, was an mir geschehen war, und ging so viele Tage im unverrückten Frieden Gottes in einem himmlischen Leben dahin.

(Als ich aber endlich meine Sündhaftigkeit wieder fühlen mußte, erschrak ich und beging von neuem den alten Fehler 2c. 2c., wurde aber einige Zeit hernach wieder zurechtgewiesen).

Es sind nun (anno 1753, wo diese Mitteilungen zuerst veröffentlicht wurden) bald 16 (anno 1775—38) Jahre, daß dies geschehen ist, und in dieser langen Zeit habe ich nie den geringsten Zweifel bekommen, daß das, was sich damals mit

mir zugetragen, wirklich und wahrhaftig im Gerichte Gottes vorgegangen sei, und sich am großen Gerichtstag zu meiner unaussprechlichen Seligkeit, als Wahrheit vor aller Welt, offenbaren und legitimiren werde.

Nacherinnerung: Niemand wolle sich bei den Nebenumständen aufhalten, viel weniger sie als eine Vorschrift ansehen! Der Hauptzweck ist: tut Buße und glaubet an das Evangelium! Alles Übrige kann so oder anders sein, oder die bleibende Versicherung der Vergebung 2c. kann sich in gehöriger Ordnung auch nur auf den bloßen wahren Glauben und Zueignung des Worts an sich selbst gründen 2c.*)

5. Betragen gegen mich selbst.

Da ich an eine selige oder unselige Ewigkeit glaube, so ist meine Hauptsorge, meine Seele zur Ausbeute davon zu bringen

*) Es ist notwendig, von dieser Nacherinnerung Notiz zu nehmen. Solche Erlebnisse sind Ausnahmen und Geschenke der souveränen Gnade, nicht zu beanspruchende Gemeingüter. Aber die Bedeutung dieser Vision betrifft doch nicht nur die Persönlichkeit Mosers, sondern ein Glaubens- und Lebensbedürfnis, das jedem Christen zukommt, wird darin besonders deutlich herausgestellt. Was ihn betrifft, so erkennen wir in dieser Errungenschaft der Versicherung der Vergebung die Quelle seiner Kraft, Geduld und seines unerschütterlichen Gottvertrauens in den schwersten Lagen und Stürmen, in denen andere — die meisten — Schiffbruch gelitten hätten; er konnte solche wunderbare Stärkung und Erquickung brauchen und ohne sie in Übermut zu mißbrauchen, ertragen, mancher andere nicht. Das allgemein Christliche aber, was diese Vision in sich schließt, besteht in dem unabweisbaren Bedürfnis des Gemütes, auf dem Felsengrund der Erfahrung zu stehen mit dem ganzen persönlichen Christentum, der Begnadigung bei Gott, der Vergebung der Sünden und der Gotteskindschaft. Daß dieses Bedürfnis gestillt werde, ist die Hauptsache, ob mit, ob ohne Vision, das ist Nebensache, das sind „Nebenumstände". Ein Francke erlebt dieselbe Berührung mit dem lebendigen Gott ohne Vision (vergl. Band 41 der Fam.-Bibl.). Auch auf die Form kommt es nicht an, z. B. das umständliche Prozeßverfahren. Nicht nur war Moser Jurist, dem eine Gerichtsverhandlung eine ganz geläufige Sache war, sondern er war auch mit der väterlichen Lehre von der Rechtfertigung des Sünders und der Stellvertretung Christi wohl vertraut. Das Gefäß war zubereitet: in jener geheimnisvollen Stunde wurde es mit seinem lebendigen Inhalt, der persönlichen Erfahrung erfüllt. Aber an diese Form ist Gott nicht gebunden.

und alle Augenblicke imstande erfunden zu werden, vor Gott — was unaussprechlich viel besagen will — freudig und unbeschämt erscheinen zu können.

Meinem Leib und Gemüt mute ich auf keine Weise zuviel zu, obgleich manche glauben, ich arbeite zuviel. Das ist aber nicht der Fall, weil ich die Arbeit ordentlich und mit größter Gelassenheit verrichte.

Sonst bin ich für meine Person mit wenigem in allen Stücken herzlich vergnügt und wünsche es nicht anders. An mir selbst spare ich am meisten und besinne mich weit eher, etwas auf mich zu wenden, als auf die Meinigen oder andere. Doch bin ich auch nicht hart gegen mich selbst und behandle meinen Leib weder stoisch, noch mönchsmäßig.

Wenn ich meine Schicksale und gegenwärtigen Umstände betrachte, so ist mir allemal das viele Gute im Leiblichen und Geistlichen, das ich von Gott genossen habe und noch genieße, das am ersten und meisten Gegenwärtige und Wichtigste, gegen das alles dem äußeren Menschen unangenehme, das ich (etwa auch vor vielen anderen) empfunden habe, in keine Vergleichung kommt. — Scheint mir etwas dem Fleische Widriges bevorzustehen (z. B. eine Krankheit oder sonst Unangenehmes), so mache ich mich gleich anfangs auf den schlimmsten Ausgang, den die Sache nehmen könnte, gefaßt und ergebe mich gelassen darein. Gehet es nun so, so werde ich dadurch nicht so frappiert, daß ich nicht im Gleichgewicht des Gemüts bliebe: geht es aber besser, so sehe ich es (nach des Dr. Bengels Redeweise) als „soviel Gewonnenes“ an.

Gegen meine eigenen Fehler bin wenigstens eben so scharf, als gegen die der andern und suche sie, soweit ich sie erkenne, weder zu verbergen, noch zu entschuldigen, noch zu verkleinern.

Ich lebe, so lang es Gott gefällt, gerne und vergnügt; bin aber auch alle Augenblicke willig und (in der beständigen Gemeinschaft mit Jesu) ganz bereit, zu sterben, ohne mir von dem lieben Gott ein längeres oder kürzeres Leben oder eine Todesart ab- oder auszubitten, halte es auch nicht mit jenem vornehmen Theologen, der in meiner Gegenwart über einer

großen Tafel sich aussprach: wer sagt, er sterbe gern, der sei schon halb im Kopf verrückt, worauf ich versetzte, so müsse Paulus auch im Kopf verrückt gewesen sein, da er schrieb: ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein. Gilt noch ein Wunsch, so ist es der, daß ich mit meinem Tod Gott preisen ... und ich in derselben Fassung in die Ewigkeit hinübergehen möge, worein ich mich in meinem Lied gesetzt habe:

„Lobend will ich schlafen gehen,
Loben sei mein letztes Wort ꝛc.!"

6. Betragen gegen andere.

1. Versöhnlichkeit: Ich bin von Natur schnell und heftig, aber (zumal wenn ich selbst finde, daß ich gefehlt habe oder andere ihr Unrecht erkennen) bald wieder zu besänftigen. Ich trage die mir widerfahrenen Beleidigungen niemanden nach, noch verlange ich mich zu rächen, wenn ich gleich die Gelegenheit dazu hätte. Ich weiß daher in der ganzen Welt keinen Menschen, dem ich feind wäre oder den ich hassete, wenn ich gleich gewisse Handlungen nicht billigen, noch insoweit, als es geschehene Dinge sind (qua facti), vergessen kann. Und die den meisten Menschen so beschwerliche Bitte des Vaterunsers „Vergib uns unsere Schulden, wie wir unseren Schuldigern vergeben", bete ich allemal mit größter Freudigkeit und Nachdruck und nähme kein großes Gut dafür, daß sie nicht in der Bibel stände!

2. Aufrichtigkeit und wahre Ehrlichkeit sind die Triebfedern aller meiner Handlungen. Aber deswegen erfahre ich auch die Wahrheit des Sprichworts: „Bonus vir est semper tyro" (der brave Mann ist immer ein Neuling) und bald bin ich zu leichtgläubig, bald zu offenherzig. Doch nicht so, daß ich deswegen zu keinen geheimen oder wichtigen Sachen und Negotiationen zu gebrauchen wäre!

Ich sage öfters: ein ehrlicher Mensch müsse sein wie eine Jungfrau: wenn eine solche auch nur ein einzigesmal ausweiche, so lasse sich dieser Fehler ihr Lebtag nicht wieder gut machen. So dürfe, wenn man jemand auch nur einen einzigen Fall

vorhalten könne, worin er die Pflichten eines ehrlichen Mannes übertreten habe, er seinen Mund und Feder schon nicht mehr so frei gebrauchen, als wenn er sich ganz rein wüßte, sondern müsse immer gewärtig sein, daß man ihm jenen Fehltritt vorwerfe.

3. Wahrheitsliebe: Was Wahrheit ist oder auch nur einen Schein der Wahrheit hat, das darf man mir ohne Rückhalt ins Gesicht sagen oder schreiben 2c., ohne erfahren zu müssen, daß ich darüber empfindlich würde. — Ich bin nichts weniger als auf meine Meinungen versessen und suche nicht im geringsten ein point d'honneur darin, daß ich nicht gefehlt haben will, sondern — — lasse mich gerne belehren, aber nur der Wahrheit zu lieb, nicht aus Menschenfurcht und Gefälligkeit. Falschheit, Lügen und Schmeicheleien hasse ich wie den Teufel und mit keinen Menschen in der Welt kann ich mich weniger stellen als mit falschen und heimtückischen. Hingegen fordere ich getrost alle Menschen auf, daß mich jemand einer einzigen wissentlichen Unwahrheit überführe! — Ein anderes aber ist: Unwahrheit reden und ein anderes: Wahrheiten unter gewissen Umständen verschweigen.

Eben deswegen tauge ich nicht dazu, noch lasse ich mich dazu brauchen, andere von Amtswegen zu schikanieren. Als ich ein Vergleichsprojekt zwischen einem großen Herrn und seinem viel schwächeren Nachbarn aufsetzen sollte, empfahl mir ein Minister, ich sollte es, soviel wie möglich, auf Schrauben stellen, damit man künftig bei Gelegenheit durch die diesseitige Übermacht dem Vergleich eine unserm Herrn vorteilhafte Auslegung geben könne. Ich antwortete aber, ich würde nicht nur dies nicht tun, sondern im Gegenteil suchen, den Vergleich so deutlich einzurichten, daß womöglich bis ans Ende der Welt kein neuer Streit über den Vergleichspunkten entstehen möge.

4. Verträglichkeit. Freilich fragt Herr Merz (der oben genannte Kritiker): „warum ich mich weder in Wien, noch Stuttgart, noch Frankfurt, noch Ebersdorf, noch Homburg, noch Hanau, noch sonst irgendwo mit der menschlichen Gesellschaft habe vertragen können?“ Wenn es nicht ungesittet hätte herauskommen sollen, würde er gesagt haben: warum ich so viele Veränderungen vorgenommen habe? und

ich könnte bloß darauf antworten: Lesen Sie meine Lebensgeschichte, so werden Sie die Ursachen antreffen. Habe ich doch viele Veränderungen nicht freiwillig vorgenommen, sondern bin berufen oder entlassen worden! Ich will aber ihm und seinen Kompagnons näher dienen: Jeremias, ein Prophet, ein teurer und treuer Knecht Gottes, klagt Kapitel 15, 10, es hadere jedermann wider ihn und zanke im ganzen Lande ꝛc.! und warum das? Er sagte den Leuten zuviel unangenehme Wahrheiten.

Außerdem wird man von keinem Kollegium und von keinem Menschen, am wenigsten von denen, die beständig mit mir umgehen, jemals hören, daß ich unverträglich sei. — Mit guten Worten kann man viel bei mir ausrichten, mit aller Schärfe hingegen nicht das Geringste. Denn ich suche nichts, ich hoffe nichts, ich fürchte nichts! Werde ich also ungebührlich behandelt, so heißt es bei mir: tu contra audentior ito! (Nur um so kühner trete du dagegen auf!)

5. Nicht geldgierig. Habe ich (gar oft) wenig oder nichts übrig gehabt, so hat es meine Gemütsruhe ebensowenig gestört, als ich wenig daran denke, wieviel ich etwa dann und wann Überfluß habe. Ums Jahr 1740 sagte jemand zu meiner seligen Mutter von mir: „Selig wird Ihr Sohn wohl werden, aber nicht reich!“ Denn Geld und Güter fesseln mein Gemüt nicht: 1—9 ist mir etwas geringes und die darauf folgenden 0, 00, 000 sind mir lauter Nullen, weshalb ich auch in Amtssachen meiner Lebtage weder selbst, noch durch die Meinigen oder andere ꝛc. von irgend einem Menschen etwas, es habe Namen, welche es wolle, je angenommen habe. Wohl aber habe ich zu bedauern, daß ich auf Begehren vieles für große Herren, von denen ich nichts zu genießen hatte, gearbeitet, ja wohl auch noch Postgeld und Kopie aus meinem Beutel bezahlt und nichts dafür bekommen habe, weil es mir an der Gabe des Geheimrats von O. fehlte, der zu sagen pflegte, er danke Gott, daß er grob sein könne, sonst bekäme er von manchen großen Herren, mit denen er zu tun habe — nichts!

In den „Göttinger Anzeigen“ ist mein Sinn wohl ausgedrückt, wenn es heißt, daß ich weder die Neigung, noch die Gabe besitze, Reichtum zu erwerben.

Unter meinem ganzen Vermögen bin ich mir nicht auch nur eines Hellers bewußt, der nicht auf die vor Gott und Menschen erlaubteste Weise erworben wäre.

6. „Konduite" (d. h. Benehmen): an der Gabe, mich beliebt und gefällig zu machen, fehlt es mir gar sehr, und ich habe oft viel Gutes nur dadurch unnötiger oder unbehutsamer Weise verdorben, daß ich nicht besser habe zurückhalten, dermalen nachgeben oder die Pillen vergolden können, sondern die liebe Wahrheit herausgesagt habe, wie es mir um das Herz war, was doch ganz kleine Herren nicht leiden können, geschweige die meisten großen!

Mein Umgang ist zwar nicht schulfüchsig (pedantisch) oder mürrisch, aber auch nicht galant und einnehmend, sondern natürlich, unverstellt und gerade aus. Meine Worte sind so gut, als der beste Wechselbrief. Aber kein Kompliment muß man von mir erwarten, wenn das Herz nicht mit den Worten übereinstimmen kann, weshalb ich auch ein erbärmlicher Lobredner und Hofmann bin. Als ich 1735 Regierungsrat war, machte einer meiner Kollegen mir ein großes Kompliment, was ich für ein brauchbarer Mann sei ꝛc. wenn ich nur auch bessere Konduite hätte! Ich antwortete: „Herr Kollege! Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit, erkläre Ihnen aber nur soviel, daß ich nicht aus Unwissenheit, sondern par principe bin, wie ich bin; sonst könnte ich anderen ebensowohl flattieren, lügen und die Leute betrügen, wie Sie!"

Ich liebe, wenn ich arbeite, die Stille und Einsamkeit, wenn ich aber in Gesellschaften, auf Spaziergängen und Reisen ꝛc. bin, so schläft man bei mir nicht ein, und ich bin so munter, als es nur immer einem Christen erlaubt ist. —

Im Betragen gegen große Herren und Minister habe ich eher zu viel, als zu wenig Freimut. Ich bin ihnen aber so wenig wie möglich überlästig. Einem alten Reichsfürsten bezeugte ich nach der Tafel, ich sei mein Lebtag lieber mein eigener kleiner Herr gewesen, als ein großer Knecht!

Als des Herzogs zu Württemberg Durchlaucht mir das erstemal einiges zur Begutachtung zustellten, sagte ich: „Ihro Durchlaucht! Ich habe einen Fehler an mir, den nicht alle

großen Herren leiden können; ich weiß nicht, ob Ihro Durchlaucht ihn leiden können? Sie antworteten: Wir haben alle unsere Fehler. Worin besteht er? Ich antwortete: ich nehme kein Blatt vor den Mund. Ich werde mich gegen Ihro Durchlaucht niemals im Respekt verlieren, aber ich gehe gerade hindurch, und wenn ich Ludwigsburg damit verdienen könnte, wenn ich sagen sollte, schwarz sei weiß, oder weiß sei schwarz, und ich wüßte zum voraus gewiß, daß solches keinem Menschen schädlich wäre, so täte ich es doch nicht! Darauf sagten Ihro Durchlaucht, solche Leute hätte ich gerne!

7. Unparteilichkeit: In meinen Ämtern und Schriften bin ich nie ein Parteigänger gewesen und habe den Grundsatz mein Lebtag nie angenommen: „wes Brot ich eß', des Lied ich sing'; sondern Recht ist bei mir Recht und Unrecht ist Unrecht, es mag meinen Herrn oder Prinzipal oder sonst treffen, wen es will. — Man wollte einst von mir haben, ich solle einen Satz, den ich für rechtswidrig hielt, in einer Schrift an den Reichshofrat verteidigen; ich verbat es mir. Man beharrte darauf, weil ich des Fürsten Rat und also auch sein Advokat wäre. Ich antwortete, ein Advokat sei nicht schuldig, seines Klienten Sache weiter zu verteidigen, als insofern er recht habe. Wenn ich den vorliegenden Satz so plausibel ausführen könnte, daß der Richter dadurch übertäubt würde und ein ungerechtes Urteil spräche, so läge die Schuld auf mir; und wenn der Teufel den Advokaten holte, wo dann der Regierungsrat bliebe? Ich übernahm auch die Arbeit wirklich nicht.

Aber eben daher haben auch viele meiner Widerwärtigkeiten ihren Ursprung genommen.

Wo ich als Chef stehe, da halte ich sehr genau über guter Ordnung, Fleiß und Treue, mute aber niemand zu viel oder mehr zu, als was man von mir selber sieht, bin auch für hinlängliches Brot der Untergebenen und Belohnung und Beförderung der treuen und fleißigen besorgt.

8. Gemeinnützigkeit: Da ich sehr gerne meines Nebenmenschen Lasten und die Mühseligkeiten dieses zeitlichen Lebens, soviel in meinen Kräften ist, erleichtern möchte, so wäre ich

auch unermüdet in der Entwerfung und Vollziehung solcher Projekte, durch die der Nahrungsstand der Untertanen mittelst einer guten Ökonomie und Polizei möglichst verbessert würde: zu anderen Plusmachereien aber, durch Erfindung neuer oder Vermehrung alter Auflagen (Steuern) und anderer Beschwerden, bin ich nicht zu gebrauchen, sondern ließe vielmehr für dergleichen Afterkameralisten einen eigenen Galgen bauen.

Ich hätte gerne auch je und je in Sachen, die das ganze Reich betreffen, mich gebrauchen lassen, aber es hat nicht sein sollen, und manches hat man mir gar mißdeutet. — Überhaupt hat mich die Erfahrung belehrt, wie wahr es sei, was ich erstmals von dem Prälaten von Göttweig in Wien als ein junger Mensch hörte, daß Patriotismus nur selten der Weg sei, sein Glück zu machen. — «L'amour du Bien public est une passion aveugle, qui ne fait guère que des victimes et des ingrats», d. h. die Liebe zum Gemeinwohl ist eine blinde Leidenschaft, die nur Opfer und Undank zuwege bringt!

In meinen landschaftlichen Diensten mußte ich, wenn ich mit einem gutgemeinten Vorschlag hervortrat, öfters hören, es stehe nichts davon in unserem Staat (d. h. Amtsbestellung)! Ich antwortete, es stehe aber doch darin, wir sollen des Herrn und des Landes Nutzen befördern und ihren Schaden verhüten und abwenden.

7. Betragen gegen die Familie und Angehörigen.

Als ich im Sinne hatte, zu heiraten, so habe ich meine ältere Schwester ersucht, mir eine Person vorzuschlagen, die ein gutes Gemüt hätte, sonst möchte es mit ihrer Schönheit, Vermögen 2c. beschaffen sein, wie es wollte. Sie schlug mir darauf meine selige Frau vor, und ich folgte ihr.

Ich und diese meine Ehegattin gaben einander zuvörderst beiderseits nicht die geringste Veranlassung, daß eins vom andern hätte eine Untreue vermuten können. Und als wir vollends beide uns zu Gott in Jesu bekehrten, waren wir ganz ein Herz und eine Seele, ehrten die Gnade und das Bild Gottes und Christi aneinander und trugen unsere Schwachheiten gegenseitig ebenso in Geduld, wie Gott sie an uns trug.

Ich war sehr cholerisch, sie dagegen phlegmatisch, und wenn ich sie nicht in Liebe behandelt hätte, würde sie bei ihrem schwächlichen Körper und leicht niederzuschlagenden Gemüte kein großes Alter erreicht haben. So aber bezeugten Graf Reuß zu Ebersdorf und seine Gemahlin uns öfters, wenn sie sich in ihrem Leben über etwas hätten wundern müssen, so sei es dies, daß wir als zwei Personen von so verschiedenem Temperament in so großer Einigkeit und Vergnügen miteinander leben.

Weil ich ihrer guten ökonomischen Einsichten und Treue versichert war, so setzte ich ihr nach dem Verhältnis meiner jedesmaligen Einkünfte zu den ordentlichen Ausgaben etwas Gewisses aus, das ich ihr alle Vierteljahre voraus oder nach und nach bezahlte, machte ihr auch von Zeit zu Zeit einen ungefähren Entwurf, was sie von diesen Geldern zu bestreiten hätte, überließ ihr aber hernach alles ꝛc. und forderte keine Rechnung von ihr. Anfangs meinte sie zwar je und je, es sei nicht möglich, damit auszukommen. Ich stellte ihr aber vor, sie wüßte, in was für Vermögensumständen wir seien; ich wolle ihr jetzt meinen ganzen Verdienst geben: wenn ich aber sterben und sie nebst unseren Kindern in Dürftigkeit verlassen sollte, so könnte sie mir auch keine Schuld geben. Dies wollte sie nun nicht. Also lernte sie immer besser, mit dem für sie Bestimmten auszukommen, und dankte mir nachmals oft dafür.

Bei der zärtlichsten Liebe gegen meine Kinder schätzte ich ihr Gutes und ihre Mängel nach der reinen Wahrheit, ohne alle ... blinde Liebe ... Die Liebsten sind mir die, an denen ich bemerke, daß sie gegen die Gnade Gottes die Treuesten sind, die von Jugend auf an ihrem Herzen gearbeitet hat und die wir Eltern auf alle Weise zu unterhalten gesucht haben.

Daß meine lieben Söhne so wichtige Ehrenstellen erreicht haben, erkenne ich zwar mit Dank gegen Gott. Es ist mir aber keine so große Freude, wie das, daß sie durch Ehrlichkeit und Fleiß dazu gelangt sind, den Charakter rechtschaffener Männer bei ihren Fürsten und sonst ꝛc. in und außer Lands behaupten und sich des Evangeliums von Jesu Christo nicht schämen.

In Ansehung meiner Hausgenossen ist mir die Regel Jesu unverrückt vor Augen: Was ihr wollt, daß euch die Leute

tun sollen, das tut ihr ihnen auch! Ich erleichtere ihnen daher ihren Dienst auf alle mögliche Weise. Sie erkennen es auch und dienen mir mit willigem Herzen.

Übrigens halte ich es auch mit meiner jetzigen Haushaltung, wie mit meiner seligen Frau, nach 2 Kor. 12, 15: „auch durften die Männer nicht berechnen, denen man das Geld tat, daß sie es den Arbeitern gäben, sondern sie handelten auf Glauben".

Bei dieser Gelegenheit sei noch etwas Ökonomisches erwähnt: Meinen lieben Söhnen gab ich, als sie noch bei mir waren, die Regel: „Solang ihr so rechnet: Soviel brauche ich, dazu habe ich soviel einzunehmen, also fehlt mir noch soviel! — werdet ihr nie auskommen oder etwas ersparen. Sondern ihr müßt so rechnen: Soviel habe ich einzunehmen: nun wie teile ich es ein, daß ich damit lange? Und da müßt ihr die nötigen Posten zuerst, die anderen aber hernach setzen, nicht an jenen, sondern diesen sparen, und solang rechnen, bis Einnahme und Ausgabe miteinander übereinkommen."

Ich will dabei noch einen hierher passenden Vorfall erzählen: Es kam, als ich nach Homburg gehen wollte, ein ehemaliger Fürstlich Homburgischer Hofrat zu mir und sagte, wenn ich nach Homburg käme, würde ich auch einiges von ihm hören (das bestand darin: sein Vermögen war in Konkurs geraten). Er habe 500 Gulden Besoldung gehabt, 300 habe er zu Wein gebraucht, was habe er mit dem übrigen anfangen können? Ich antwortete: Nach Ihrer Rechnung ist es nun freilich so: nach meiner Rechnung aber wäre der Wein nicht die erste, sondern die letzte Rubrik gewesen; wenn nun nach Bestreitung der nötigeren Posten nichts dazu wäre übrig geblieben, so hätte ich Bier oder Wasser getrunken, und da hätten die 500 Gulden gewiß zu meiner Haushaltung gereicht.

8. Moralischer Charakter überhaupt.

Es konzentrierte sich derselbe in drei Stücken: Ich bin 1. ein ehrlicher Mann, 2. ein Justiziarius (Rechtsgelehrter) und 3. fleißig.

Einen ehrlichen Mann heiße ich den, der nicht nur seinen Nebenmenschen mit Wissen und Willen nicht beleidigt, sondern auch im Gegenteil ihm gerne Gutes tut und seine Glückseligkeit befördern hilft, auch mehr auf das gemeine Beste, als auf sein Privatinteresse sieht. — Ich habe, aus innerlicher Überzeugung, oft gesagt: Ich habe ein königliches Herz, aber eines armen Mannes Beutel. Meine größte Freude ist es, wenn ich meinen Nebenmenschen im Geistlichen oder Leiblichen Liebe beweisen kann. Mit Wissen habe ich in allen meinen Ämtern nicht ein einzigesmal meinen Privatnutzen dem gemeinen Besten vorgezogen, und gar oft wissentlich und mit Bedacht um des gemeinen Besten willen gegen mein Privatinteresse gehandelt.

Hintennach habe ich freilich je und je gefunden, daß ich doch gefehlt habe, und wie oft werde ich unwissentlich gefehlt haben! Aber es geschah doch nie mit Vorsatz, sondern aus menschlicher Übereilung, Schwachheit meiner Sinne, Mangel besserer Einsicht ꝛc.

Den Fleiß werden mir auch meine ärgsten Feinde nicht absprechen wollen.

Kurz: wo man Ehrlichkeit und Fleiß gebrauchen konnte und wollte, da war ich ein Mann dazu. Außer dem aber war mit mir nichts anzufangen.

Ich bin, wie man zu sagen pflegt, ein Original, weil weder andere mein Gemüt oder Studien, noch auch ich selbst mich nach anderen gebildet, sondern mich selbst formiert habe, je nachdem Verstand und Erfahrung gewachsen sind.

Wenn ich nicht alles aus dem Grund der christlichen Religion täte, könnte man mich einen praktischen Philosophen nennen. Will man mich aber, in gewissem Verstande, als einen christlichen Philosophen schildern, so habe ich auch nichts dagegen.

So ein schwacher theoretischer Philosoph ich bin (darin bin ich in meinen jüngeren Jahren fast gänzlich vernachlässigt worden), so ein starker bin ich in der Ausübung und in der Gewißheit in meinen Grundsätzen.

* *
*

9. Gelehrsamkeit und Schrifttum.

Meiner Schriften sind viele und manche bestehen aus vielen Bänden*). — Ich weiß wohl noch aus der Schule, was man von den Vielschreibern hält.

Viele meiner Schriften hätten können gar ungedruckt bleiben. Aber bald machte die Not und der Mangel des Brots, bald eine arme Buchdruckers-Witwe, daß ich etwas drucken ließ, was ich sonst unterlassen hätte.

Die meisten meiner Schriften könnten besser ausgearbeitet sein. Oft litten es aber meine Umstände nicht und oft war meine Flüchtigkeit schuld daran.

Hingegen werden doch auch meine Schriften ihren Wert und Nutzen behaupten, besonders in dem deutschen allgemeinen und besonderen Staatsrecht. Mithin bin ich doch dem gemeinen Wesen und der gelehrten Welt nicht ganz unnütz gewesen. — Da das deutsche Staatsrecht meine Lieblingswissenschaft ist, so handeln auch meine meisten Schriften davon. Der selige Herr Bengel schrieb mir davon: „Ihre Arbeit, wodurch besonders der Status der Welt, soviel sich noch zur Zeit tun läßt, nach dem Interesse des Reichs Christi gebeugt wird, müsse noch ferner wohl von statten gehen!" Was meine theologischen Schriften anbetrifft, so haben einige mich eines sträflichen Eingriffs in ein fremdes Amt ꝛc. beschuldigt, andere hingegen Gott dafür gedankt, daß er auch Rechtsgelehrte erweckt, welche das bestätigen, was die Theologen lehrten und was von vielen als um des Brotes willen geschrieben ꝛc. behandelt werde.

---

*) August Schmid nennt ihn (a. a. O. S. 506) den fruchtbarsten Schriftsteller der deutschen Nation, der zwischen 500 und 600 Bände durch den Druck veröffentlicht hat. Deshalb kann und muß auch davon Umgang genommen werden, ein Verzeichnis auch nur der wichtigsten und bleibenden wertvollen Schriften zu geben. Von den theologischen seien (außer der oben erwähnten Liedersammlung) genannt:

„Altes und Neues aus dem Reiche Gottes" und „Monatliche Beiträge zur Förderung des wahren Christentums," endlich noch: „Betrachtungen über das Neue Testament."

Überhaupt können die Urteile von diesen meinen Arbeiten unmöglich gleich ausfallen: 1. Leute, die keine, oder die große Religion haben, halten mich für einen Enthusiasten und Schwärmer. 2. Die Neumodetheologen werden an mir den Mangel einer aufgeklärten Vernunft wahrnehmen und bedauern. 3. Die, welche das Mittel zwischen ihnen und den der alten Theologie Ergebenen einhalten wollen (also „die Vermittlungstheologen") werden denken: Ich sei der Mann nicht zu diesen Sachen und täte besser, ich schwiege davon. 4. Die, welche an der Lehre der Kirche festhalten (die Orthodoxen), finden in meinen Schriften keine Präzision und halten mich für einen Pfuscher und Stümper im theologischen Fach. 5. Die, denen es hauptsächlich um das Heil ihrer Seelen, sodann auch bei andern um das wahre Christentum und die Ausbreitung des Reiches Gottes zu tun ist, preisen Gott über mir und wünschen, daß ich noch mehr von solchen Sachen schreibe.

Schlußwort.

Hiemit schließen wir auch diesen Abschnitt der Selbstbiographie des Juristen, Staatsmannes, Patrioten und Christen, worin er sein Wesen und ganzes Sein in einem Querschnitt uns gezeigt und mit einer Offenherzigkeit und Harmlosigkeit ohnegleichen geschildert hat. Da es sich um eine geschichtliche und wissenschaftliche Würdigung des Lebens, des Lebenswerkes, der Leistungen und bleibenden Verdienste dieses großen Schwaben nicht handeln kann, so ist nur die Frage noch offen:

Sollen wir versuchen, eine Charakteristik des Mannes vom objektiven, geschichtlichen Standpunkt aus zu entwerfen? Der nachdenkliche Leser wird die Frage von selbst zutreffend dahin zu beantworten wissen: Es genügt, daß er selber zu uns gesprochen hat. Das was eine Biographie leisten und wirken kann und soll, das wird im vollen Maße durch sie erreicht: Sie leuchtet hinein in die Gründe unseres Daseins,

in die Höhen und Tiefen, die Engpässe und Wendepunkte unserer Lebensreise, in die hohen Ziele unserer menschlichen und göttlichen Bestimmung. Und zu diesen Lichtern, die uns orientieren auf der eigenen Wanderung, gesellt sich der Appell ans Gewissen, der uns aufruft zur Revision unserer Grundsätze, Gewohnheiten und Lebensführung, daher auch so mancher ernste Imperativ an unser sittliches Wollen und Streben. Endlich wird uns, und das ist die Hauptsache, dargeboten der die Zuversicht und Freudigkeit zum äußeren und inneren Kampf des Lebens, weil Hoffnung auf den Sieg, verleihende Einblick in ein harmonisches, das christliche Ideal mitten in der Welt, in der Welt der Schlechtigkeit, der Verführung, der Netze und der Schrecken, verwirklichendes Privat-, Amts- und Familienleben.

„Der Christ ist der in die Ordnung gebrachte Mensch," hat einmal ein Ethiker gesagt: Mosers Charakterbild ist eine lebendige Illustration dazu.

Friedrich Carl
von
Moser
geb. den 18. Dec.
1723.
G. Ziesnis Pictor aul. R. M. Brit. pinx.
J. A. Friedrich Ser. Duc. Wirt. Sculptor
sculpsit. A. V.

Friedrich Karl, Freiherr von Moser.

Vorwort.

Die Gestalt des Sohnes darf füglich mit der des Vaters zusammengenommen und in einen Rahmen eingefügt werden. Erstens kann man fast sagen, der Sohn paßt zu seinem Vater, wie die Probe aufs Exempel, sodann ist er sein folgerichtiges, ihm kongeniales Supplement. Jenes gilt nicht nur insofern, als an ihm das Sprichwort wahr geworden ist: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm," sondern recht eigentlich in dem Sinne, daß des Vaters ehrlicher Charakter und sein lauteres, unverfälschtes Christentum sich an diesem schärfsten und untrüglichsten Prüfstein, den es gibt, erprobt und bewährt hat, an der Art und Beschaffenheit der Kinder, die unter seinen Augen und seiner Pflege heranwuchsen, an seinem Beispiel und Wesen sich formten. Er darf von allen sagen, daß sie „eingeschlagen" haben. Vornehmlich aber gilt es von seinem Erstgebornen, der sich zu seinem alter ego, seinem anderen Ich, im besten Sinne entwickelt hat. Er ist aber andererseits auch über ihn hinausgewachsen und bildete insofern eine Ergänzung zum Bilde des Vaters. Nicht nur im äußeren Sinn, weil er größer in der Welt dastand und es zum Minister brachte oder in den Freiherrnstand erhoben ward: das hätte der Vater, wenn er's gesucht und betrieben hätte, leicht fertig gebracht. Nein, dem auf den Schultern des Vaters stehenden Sohn ward es gegeben, den von jenem beklagten Mangel an universeller und feiner Bildung, zumal ästhetischer, in der schönsten Weise zu ergänzen: wie schon sein im Vergleich mit dem des Vaters viel gewandterer, edlerer Stil beweist, verfügt er nebst seiner tiefen und reinen Herzensbildung über eine lückenlose und umfassende, hohe und souveräne Verstandesbildung. Mit des Vaters Ehr-

lichkeit paart er geschmeidige Elastizität, mit seiner Gründlichkeit eine feine Gewandtheit, mit seinem gesunden Menschenverstand einen guten Geschmack. Ist jener, nach seinem eigenen Geständnis, ein „roher" Edelstein, so hat der Sohn auch den Schliff, die Politur.

Aber der wichtigste Zug in der Zusammengehörigkeit von Vater und Sohn ist doch der: Sie gingen durch dieselbe Schule, haben denselben Kelch getrunken, sie haben beide die Märtyrerkrone erlangt. Saß jener hinter Schloß und Riegel, so mußte dieser — was für einen Mann von Ehre nicht weniger schmerzlich ist — seinen Patriotismus mit den bittersten Kränkungen, dem Verlust der persönlichen und bürgerlichen Ehre büßen, einem Schicksal, das einer grausamen und mit wahren Folterqualen verbundenen moralischen Hinrichtung gleichkam, einem Verhängnis, aus dessen Tiefen auch ihn, wie den Vater, nicht nur sein gutes Gewissen, sondern sein felsenfester Christenglaube rettete, mit dem er sich durchsichtig in Gott gründen und ihm alles anheimstellen konnte, der da recht richtet.

Und so tritt endlich auch bei ihm als die Perle seines Wertes und als die Wurzel seiner Kraft das wahre Christentum hervor, das er nicht nur vom Vater ererbt, sondern persönlich im tiefsten Kerne erfaßt hatte, von dem in der ansprechendsten Weise auch seine Schriften Kunde geben. Sie gehören zu den Blättern, die nicht verwelken.

Was den nachfolgenden Entwurf seines Lebensbildes betrifft, so werden wir dem Staatsmann, Patrioten, Christen und Bekenner am ehesten dadurch gerecht, wenn wir zuerst seinen Lebensgang schildern, sodann den Schriftsteller selbst reden lassen und endlich eine Charakteristik desselben versuchen.

Als Quellen sind hiebei außer den jeweils angeführten Werken Mosers benützt worden: das im Jahre 1871 herausgekommene Büchlein von Ledderhose: „Aus dem Leben und den Schriften des Ministers Freiherrn Friedrich Karl von Moser" und „Friedrich Karl Freiherr von Moser: Aus seinen Schriften sein Geist an das 19. Jahrhundert" von Dr. Hermann von Busche. Stuttgart 1846.

Lebensgang des Friedrich Karl von Moser.

Man kann den ganzen Lauf des Mannes vielleicht am zutreffendsten in vier große Abschnitte einteilen. Er setzt sich zusammen aus einem hoffnungs- und ehrenvollen Aufstieg, einem kurzen Stande auf erhabener Höhe, einem tiefen, schmerzlichen Sturz und einer letzten, nicht eben langen Erholung am Feierabend des irdischen Lebens, ehe er sich in die Wolke der Zeugen verlor, „deren die Welt nicht wert war." — Dieser merkwürdige und am Maßstab der Zeit und Welt gemessen tief tragische, unter höherem Gesichtspunkt aber — sowie der tatsächliche Zustand der Welt einerseits und des wahren Menschen und Christen Bestimmung und Beruf in ihr andererseits einmal ist — gar nicht befremdliche (vergl. 1 Petr. 4, 12) Verlauf seines Lebens bringt es von selbst mit sich, daß wir in der Schilderung desselben uns nicht bei der so kühn und hoffnungsvoll verlaufenden aufsteigenden Bahn lange aufhalten, sondern mit raschen Schritten der ernsten und schweren Epoche seines Laufes zueilen, da die Tragödie seines Lebens begann und er die Feuerprobe der Verfolgung bestand. Da sehen, da erkennen wir erst den ganzen Mann und Christen.

Erstes Kapitel.

Jugend und Bildungslaufbahn.

Eine glückliche Jugend war dem erstgebornen Sohn Johann Jakob Mosers vergönnt, unserem Friedrich Karl, der am 18. Dezember 1723 das Licht der Welt erblickte. Er wuchs unter seiner treuen Eltern Hut heran und scheint in seinem jungen Alter gar keine besonderen Schicksale gehabt zu haben. Als er, 13 Jahre alt, nach Frankfurt a. d. O. kam, genoß er, wie oben berichtet, den sorgfältigen Unterricht des Hauslehrers

Schmidlin, später, von Ebersdorf aus, wurde er ins Kloster Bergen geschickt, in dem in jeder Beziehung ein guter Geist herrschte. Daß er fleißig gewesen sein muß, dafür haben wir zwar, brauchen aber auch keine direkten Zeugnisse — sein Leben und Wirken und seine Schriftstellerei weist es zur Genüge aus. Aber auch was seinen Charakter betrifft, so scheint er nicht durch besondere Verirrungen und daher rührende Krisen hindurchgegangen zu sein, sondern mehr in stiller Entwickelung in die gute Bahn eingelenkt zu haben. Und auch, was die religiöse Entwickelung betrifft, hat das Erbe der Eltern ihm den Fortschritt und das Wachstum in mehr geradliniger Richtung erleichtert. Das dürfen wir gewiß aus dem Selbstbekenntnis entnehmen, das er (anno 1786) als 63jähriger Mann abgelegt hat: „Ich hatte das Glück, in meinem Vater zugleich meinen Freund und Führer zu haben, von ihm selbst geleitet und von früher Jugend an in die Grundsätze der Rechtschaffenheit, in die Geheimnisse des wahren Patriotismus eingeweiht zu sein. Noch mehr aber, als seine Lehren und sein Unterricht, leuchtete mir auf dem Weg meines Lebens sein Beispiel vor ...; mit frohester Ergießung eines denk- und empfindungsvollen Herzens darf ich es für mein erstes zeitliches Glück schätzen, der Sohn eines solchen Vaters zu sein, darf mich, bei allem Ungemach, das auch mir um der Wahrheit und des Gewissens willen zu teil geworden, seines frommen Segens erfreuen und bei minderem Umfang von Verdiensten, dennoch um der Nacheiferung willen einst in der deutschen patriotischen Leidensgeschichte das schöne Zeugnis hoffen und erringen: Vater und Sohn."

Aus diesem Selbstbekenntnis geht auch hervor, daß nicht weniger in bezug auf die berufliche Bildung der Einfluß des Vaters die anderweitigen Einwirkungen überwog. So scheint denn auch die Universitätszeit in Jena, das einen guten Namen hatte, sowohl was die Fakultät, als den genius loci betrifft, nicht von epochemachender oder grundlegender Bedeutung gewesen zu sein — die Quellen schweigen darüber — und merkwürdig ist es, daß er schon 1743 den Vater als Adjunkt nach Berlin begleitete, als er in der württembergischen Reversaliensache dorthin reiste, ebenso nach Wien: als Jüngling von nicht

ganz 20 Jahren. Und so war er 1745 seine rechte Hand auf dem Wahltag in Frankfurt, worauf der Vater ihn bei dem Grafen von Gersdorf in Bautzen, sodann bei dem Grafen zu Reuß in Ebersdorf als Sekretär einstellte.

Als ein Zeugnis seiner Selbständigkeit und seiner wissenschaftlichen Bildung, wie seines weiten Horizonts mag jedoch das Urteil gelten, das er über die in Ebersdorf nacheinander wirkenden Hofprediger, Steinhofer und Klemens, gefällt hat. Wenn ihm jener zeitlebens in der teuersten Erinnerung blieb, nicht nur als ein demütiger Knecht Gottes, der sich zu den Armen am Geist herabließ, sondern auch als „ein wirklich schöner Geist, ein scharfsinniger Weltweiser, ein wahrer Freund der Wissenschaften, die er selbst in hohem Grade besaß und zu dem Dienst seines Evangelistenamts zu heiligen wußte," so kann er nicht umhin, über den letzteren, der ja persönlich ein innig frommer Mann war, sich also auszusprechen: „Was geschah nach Steinhofers Hinweggang? Es kam einer an seine Stelle, dessen ganze Pastoralklugheit sich darin zusammenzog, daß er alle ihm eröffneten Bedenklichkeiten kurzweg Vernunft schalt und alle Ermahnungen in den einen Rat, ‚ein gutes Herz zu haben,' zusammenfaßte. Sein Vortrag enthält treue und verehrungswürdige Wahrheiten, es waren aber sozusagen alle seine Speisen in eine Schüssel zusammengerichtet, so daß es mehr schon verdaut, als erst gekocht aussah. Oft war es nicht zu genießen. Was würde ein so gearteter Lehrer bei einem Freigeist ausgerichtet haben, wenn er den Anfang seiner Besuche mit dem schönen Rat gemacht hätte, er solle sich erst aller Vernunft begeben!" — Mosers weites Herz und sein weltoffener Blick verlangte und erstrebte eine Vermählung von Bildung und Christentum, Wissenschaft und Religion.

Zweites Kapitel.

In Ehren und Würden

(1747—72).

1. Wohl ausgerüstet, aber jung an Jahren begann Friedrich Karl Moser seine Karriere. Im Jahre 1747 kam er mit seinem Vater nach Homburg und bekleidete die Stelle eines *Kanzleisekretärs*, in welcher Eigenschaft er sich so bewährte, daß er bald zum homburgischen *Hofrat* ernannt wurde. Und nachdem er im Jahre 1749 aus Treue gegen den Vater mit ihm nach *Hanau* gezogen war, um an seiner Seite in der Akademie als Lehrer zu wirken, wurde er schon 1751 zum *wirklichen Hofrat* befördert und trat in die hessen-homburgischen Dienste zurück, wo seiner große Aufgaben harrten. Im selben Jahre, da sein Vater mit der Familie in die Heimat als Landschaftskonsulent zog, siedelte er nach Frankfurt a. M. über, wo er die zwischen Hessen-Darmstadt und Hessen-Homburg obschwebenden Dissidien schlichten sollte. Die Sache war schwierig; der Hader hatte sich schon durch 30 Jahre hingezogen. Aber Moser wagte und übernahm die Rolle eines *ehrlichen Maklers* und — es gelang ihm wunderbar. Im Jahre 1752 kam der Hauptvergleich zustande. Er spricht sich darüber im Jahre 1792 in einer Weise aus, die den ganzen Mann, seine Grundsätze und seine der falschberühmten Kunst der ordinären Politik diametral entgegengesetzte Methode kennzeichnet: „Wenn ich in die Erinnerungen meines Weltlebens zurückgehe, so muß ich bekennen, daß ich in den schwersten, verwickeltsten und hoffnungslosesten Geschäften immer am glücklichsten, aber *auch nur dann* glücklich gewesen bin, wenn ich im kindlichen Aufschauen auf Gott, den Herzenskündiger und Lenker, in leisem Horchen auf die warnende, leitende, befehlende Stimme meines himmlischen Genius, in Unterwerfung ꝛc. unter seinen Willen, gegen die an Weltklugheit und Feinheit mir oft sehr weit überlegenen Menschen, mit denen ich zu tun hatte, immer ganz gerade, ganz wahrhaft, ganz rund mich betragen habe. Ich erinnere mich noch mit Dank

und Rührung gegen Gott dreier verschiedener Negotiationen, deren Gegenstand ganz buchstäblich eine gründlich verdorbene und verzweifelte Sache betraf.

Die erste war schon nahezu 30 Jahre lang herumgeschleppt worden und es war auf ein Lotterieglück gewagt, nur einmal einen Versuch zu ihrer Rettung zu tun. Ich unterzog mich dem Geschäft mit Gehorsam und Vertrauen auf Gott, bekam mit einem in allen Kabinettsstücken geübten alten Staatsmann zu tun, legte ihm einfältig den ganzen Stand der Sache dar, sagte ihm ohne den mindesten Rückhalt: Das wollen wir und darin wollen wir nachgeben. Prüfen Sie nun selbst, ob Sie's tun können oder nicht. Wo nicht, so reise ich in ein paar Tagen zurück. Diese ganz kunstlose Sprache fand Eingang. Ich tat noch mehr, sagte ihm vor die Stirn hin: Wenn Sie nicht wollen, werden wir Sie so und so zwingen. Der verständige Mann berechnete und fand die Möglichkeit der Drohung. In drei Tagen waren wir im Hauptwerk eins, und ich hatte den unaussprechlichen Trost, 30jährigen Haß versöhnt zu haben." *)

*) Dieser Zug der auf die Politik angewandten Ehrlichkeit erinnert so lebhaft an den größten Staatsmann des 19. Jahrhunderts, an Bismarck, daß wir eine ganz entsprechende Negotiation dieses Diplomaten, die nur eine viel größere Sache betraf, hier anzufügen nicht umhin können. Bismarck, von dem anno 1862 Lord Beaconsfield den bezeichnenden Ausspruch getan hat: „Geben Sie wohl acht auf diesen Mann, er meint, was er sagt," hat am 6. August 1866 dem Benedetti, der mit kurzen Worten das Ultimatum zu stellen hatte, Mainz an Frankreich abzutreten oder die sofortige Kriegserklärung zu gewärtigen, folgendermaßen gedient: „Sie müssen doch wissen, daß für uns die Abtretung deutscher Erde unmöglich ist. Ließen wir uns dazu herbei, so hätten wir trotz aller Triumphe (von 1866) bankerott gemacht.... Wenn Sie auf diesen Forderungen bestehen, so gebrauchen wir, darüber täuschen Sie sich nicht, alle Mittel: wir rufen nicht nur die gesamte deutsche Nation auf, sondern machen auch sofort Frieden mit Österreich auf jede Bedingung ꝛc. Aber dann gehen wir auch vereinigt mit 800 000 Mann über den Rhein und nehmen euch den Elsaß ab; unsere beiden Heere sind mobil, das eurige ist es nicht! Die Folgen denken Sie sich selbst u. s. w." Und als dem Benedetti durch diese offene Aussprache auch die Zunge gelüpft war und er zu verstehen gab, daß die Existenz der Dynastie (Napoleons) in Gefahr sei, wenn nicht die öffentliche Meinung in Frankreich durch eine derartige Konzession Deutschlands beruhigt werde, so schenkte ihm auch darüber Bismarck klaren Wein ein

Die bei diesen Geschäften bewiesene Tüchtigkeit erwarb dem jungen Staatsmann nicht nur die Zufriedenheit seines Hauses, sondern auch die der entgegengesetzten Partie, des Landgrafen Ludwig XIII. von Hessen-Darmstadt. Dieser ernannte ihn noch im selben Jahre zu seinem Legationsrat bei der freien Reichsstadt Frankfurt.

2. So trat er im Lauf dieses Jahres (anno 1756 formell) in darmstädtische Dienste. Obwohl er bei einem ähnlichen Streite, den Dissidien zwischen den Hauptlinien Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt, in den Vergleichsunterhandlungen weniger glücklich war, so daß er klagen mußte: „Ich habe bei 7monatlichen Vergleichsverhandlungen mich bis an die Grenze der Auszehrung abgegrämt und mein Kollege, der wie ein Salamander im Feuer lebte, wurde dick und fett dabei. Dieser ward belohnt, und mir anstatt der gnädigsten Danksagung der Feuereimer, mit dem ich löschte, auf dem Kopf entzwei geschlagen!" — so sollte er doch von dieser Zeit an mit kurzen Unterbrechungen mit diesem fürstlichen Haus auf Jahrzehnte hinaus verbunden sein. Besonders war es die Gemahlin des damaligen Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, eine Frau von den höchsten Geistesgaben und edelstem Gemüte, die Friedrich der Große „die Zierde und den Stolz des Jahrhunderts" nannte und die ein Wieland am liebsten ganz Europa hätte beherrschen lassen — die ihr Auge auf Moser geworfen hatte und ihn an ihr Haus zu fesseln wünschte, weil sie beides erkannte: seine Gaben, Treue und Tüchtigkeit einerseits und die trostlosen Verhältnisse, die ganze Misere der Verfassung des Ländchens andererseits, und den sehnlichsten Wunsch hegte, es emporzubringen.

So verbrachte Moser nun eine längere Zeit in Frankfurt a. M., wo er sich heimisch machte und fühlte. Er hatte schon anno 1749 den Ehebund geschlossen mit Ernestine, geborene von Hundt, Tochter des gräflich Waldeckschen Hof-

---

und sagte: „Machen Sie Seine Majestät den Kaiser darauf aufmerksam, daß ein solcher Krieg unter gewissen Umständen ein Krieg mit revolutionären Donnerschlägen werden könnte, und daß angesichts revolutionärer Gefahren die deutschen Dynastien doch wohl eine größere Festigkeit bewähren würden, als die des Kaisers Napoleon!" — Das wirkte.

meisters, Witwe des Herrn von Rotenhof, mit der er 21 Jahre in kinderloser, aber friedlicher Ehe lebte. (Es ist daher begreiflich, wenn in der Biographie des Mannes nähere Aufschlüsse über sein häusliches und Familienleben fehlen.) Das Leben in Frankfurt war an allerlei Anregungen reich. Zwar bekennt er einmal: „Ich lebe in einer Stadt, wo man reich sein muß, wenn man glücklich heißen will, wo ich den Reichen oft loben, von dem Dürftigen aber noch öfter in bedauerndem Tone höre: „Der arme Narr!" Mit aller Freimütigkeit bezeuge ich, daß die armen und die reichen Narren außer dem Bezirk meines Umgangs und meiner Betrachtungen sind"; aber es gab in der reichen Handelsstadt außer denen, die den Menschen nach der Größe seines Vermögens werteten, auch andere Kreise, die höhere Ideale kannten und suchten. Zumal die Bekanntschaft und Freundschaft mit dem hochgebildeten und frommen, erleuchteten und eifrigen Senior Fresenius war ihm eine Quelle der größten Erquickung und für sein eigenes inneres Bedürfnis auch der Förderung. Er, der hochstrebende, in jüngeren Jahren fast aristokratisch denkende Geist, fand an ihm die Vermählung von Geistesbildung und demütiger Liebe, die ihn oft beschämte und erziehend auf ihn wirkte. Nur ein Beispiel hiefür: Er war einst mit Fresenius in einem benachbarten Bade zusammen und freute sich, den teuren Lehrer einige Wochen lang recht ungestört genießen zu können. Auf ihren gemeinsamen Gängen aber wurde Moser öfters gestört und unmutig darüber, daß ein alter mürrischer Spezereihändler von Frankfurt sich an sie anschloß, der selbstverständlich andere Interessen hatte und eine andere Unterhaltung wünschte, als ihm, dem Geistesmenschen, genehm war. Er machte auch seinen Gefühlen darüber Luft. Aber der Senior lachte ihn nur aus und bald sollte er inne werden, warum es den edeln Mann nicht verdroß, den lästigen Begleiter zu ertragen. Als er einst den Senior auf seinem Zimmer besuchte, fand er ihn zu seinem Erstaunen in der Lektüre einer indischen Reisebeschreibung begriffen. Fresenius klärte ihn darüber in sehr lehrreicher Weise auf und gab ihm zu verstehen, warum er, seinen Pfarrkindern zuliebe, die großenteils Kaufleute waren, sich mit solchen Sachen

abgebe: „Fange ich mit ihnen," sagte er, „gleich von theologischen und Herzenssachen an, so betrachten sie mich als ein notwendiges Übel, als einen Mann, den man ehrenhalber anhören muß und froh ist, je eher er seinen Besuch beendigt. Ich komme also zu ihnen als ein guter Freund und Bekannter, unterrede mich mit ihnen bloß von dem, was ihnen allemal am nächsten liegt, von ihrem Handel und Gewerbe, und schließe dann, wenn sie nicht selbst von ihrem Seelenzustande anfangen, meinen Besuch." So gewann er, zumal wenn er ihnen etwas neues von ihren Handlungssachen sagen konnte, ihre Liebe und Vertrauen und sie suchten seine weitere Bekanntschaft. Dann fand sich auch leicht eine Gelegenheit, wo er ihnen ein Wort der Ewigkeit ins Herz sprechen konnte. Und mit Beziehung auf den genannten Spezereihändler sagte er Moser weiter: „Der Mann, über den Sie so oft unwillig werden, ist einer von denen, mit denen ich auf diese Weise auf künftige Hoffnung umgehe. Er redet mit mir von nichts als Gewürzen ꝛc. Schon fünf Jahre arbeite ich vergeblich an seinem Herzen. Ich hoffe aber, ich bringe dem Herrn Jesu noch eine Beute an ihm, denn ich muß ihm immer versprechen, daß ich und kein anderer ihn auf seinem Krankenbett besuchen wolle."

Der Kreis von gleichgesinnten Bekannten und Vertrauten, in dem Moser sich in Frankfurt bewegte, zählte indessen Namen, die erlaucht und berühmt geworden sind. Unter ihrer Zahl war auch keine geringere als das Fräulein Susanne von Klettenberg, der Goethe in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" jenes unsterbliche Denkmal gesetzt hat, das wir in seinem Wilhelm Meister antreffen. Und der in diesen Blättern genannte ernste, würdige, so gebildete, wie fromme Philo ist kein anderer als unser Fr. Karl von Moser. Eine nähere Versenkung in den Geist seiner religiösen Schriften kann auch jeden, der die feineren Töne daraus vernimmt, davon überzeugen, wieviel Anklänge an die Religiosität dieser zartbesaiteten „schönen" Seele, wie sie aus ihren Bekenntnissen zu uns spricht, darin zu finden sind. Es ist die herrnhutische Frömmigkeit in ihrer geistigsten und reinsten Form, mit dem Schmelz der Herzensbildung und der Innerlichkeit, die uns

darin begegnet. Diese kannte der Vater Moser nicht, aber der Sohn lernte sie kennen und schätzen. Dieses Fräulein von Klettenberg ist es wohl auch, die er im Sinne hat, wenn er im Jahre 1763 an Joh. Georg Hamann, den Magus aus Norden, von Frankfurt aus schreibt: „Eine ungenannte Freundin, deren Name auch mit einem K. anfängt und die des Namens meiner einzigen Freundin durch ein Herz voll Himmel so sehr würdig ist, vereinigt mit mir ihren Wunsch (daß Hamann kommen möge) und sie soll es sein, die Ihnen den ersten Trunk in einer der Freundschaft und Wahrheit geheiligten Hütte einschenke."

Es ist offenbar gerade dieses Jahrzehnt in Frankfurt die Epoche im Leben Mosers gewesen, in der er in verhältnismäßiger Ruhe der Pflege des inneren Lebens und der Ideale obliegen konnte, wie denn auch seine schriftstellerische Tätigkeit in dieser Zeit besonders fruchtbar ist. Seine, man kann sagen, berühmteste Schrift, „Der Herr und der Diener", die im Jahre 1759 herauskam und allerorten wegen ihres unerhörten Freimuts und ihres trefflichen Inhalts das größte Aufsehen machte und die nach seinem Bekenntnis in der Vorrede („die ersten Züge dieser Schrift sind auf Veranlassung einer Herrschaft entworfen worden, die den rühmlichen Vorsatz einer guten Regierung gefaßt hatte") ihre Entstehung den Anregungen der genannten hochgesinnten und edeln Fürstin verdankte — ist es gewesen, die ihm den berühmten Magus aus Norden zuerst zum literarischen Kritiker und ehrlichen Tadler, dann aber zum innigen, herzlich verbundenen Freund gemacht hat. Denn im tiefsten Grunde waren sie gleich gestimmt in den Überzeugungen und kongenial in der Hoffnung gegenüber dem Geiste der Welt und dem herrschenden Strom der Zeit, daher auch Bundesgenossen im Kampf gegen die Götzen ihres Zeitalters.

Die innere Verfassung, in welcher der gewissenhafte Mann damals stand, der so offene Augen für die Schäden des politischen Lebens, bei den Herren wie den Dienern, den Fürsten wie den Ministern, und ein so edles und ernstes Wollen hatte, Hand zur Besserung anzulegen, schildert am treffendsten der große Sohn Frankfurts, Wolfgang Goethe („Aus meinem Leben", II. Buch), wenn er ihn so porträtiert:

„Ein anderer vorzüglicher Mann ... war Karl Friedrich von Moser, der seiner Geschäftstüchtigkeit wegen in unserer Gegend immer genannt wurde. Er hatte einen gründlich sittlichen Charakter, der, weil die Gebrechen der menschlichen Natur ihm wohl manchmal zu schaffen machten, ihn sogar zu den sogenannten Frommen hinzog;*) und so wollte er ... das Geschäftsleben einer gewissenhafteren Behandlung entgegenführen. Die große Anzahl der kleinen deutschen Höfe stellte eine Menge von Herren und Dienern dar, wovon die ersten unbedingten Gehorsam verlangten, und die andern meistenteils nur nach ihren Überzeugungen wirken und dienen wollten. Es entstand daher ein ewiger Konflikt und schnelle Veränderungen und Explosionen, weil die Wirkungen des unbedingten Handelns im Kleinen viel geschwinder merklich und schädlich werden als im Großen. Viele Häuser waren verschuldet und kaiserliche Debitkommissionen ernannt; andere fanden sich langsamer oder geschwinder auf demselben Wege, wobei die Diener entweder gewissenlos Vorteil zogen oder gewissenhaft sich unangenehm oder verhaßt machten. Moser wollte als Staats- und Geschäftsmann wirken; und hier gab sein ererbtes, bis zum Metier ausgebildetes Talent ihm eine entschiedene Ausbeute; aber er wollte auch zugleich als Mensch und Bürger handeln und seiner sittlichen Würde so wenig als möglich vergeben. Sein „Herr und Diener," sein „Daniel in der Löwengrube," seine „Reliquien" schildern durchaus die Lage, in welcher er sich zwar nicht gefoltert, aber doch geklemmt fühlte. Sie deuten sämtlich auf eine Ungeduld in einem Zustand, mit dessen Verhältnissen man sich nicht versöhnen und den man doch nicht los werden kann. Bei dieser Art zu denken und zu empfinden, mußte er freilich mehrmals andere Dienste suchen, an welchen es ihm seine große Gewandtheit nicht fehlen ließ. Ich erinnere mich seiner als eines angenehmen, beweglichen und dabei zarten Mannes."

3. Nachdem Moser ein Jahrzehnt und darüber in Frankfurt verweilt hatte, traten wichtige Veränderungen an ihn heran. Im Jahre 1762 hatte er, wiederum zu Unterhandlungen mit Hessen-Kassel herangezogen, die Freude des guten Gelingens seiner — früher so vergeblichen — Bemühungen. Im Jahre darauf (1763) trat er in Hessen-Kasselsche Dienste

*) Der Ausdruck „Fromme" ist bei Goethe nicht im verächtlichen Sinne gemeint (vergl. die „Bekenntnisse einer schönen Seele"); aber er, der ästhetische Mensch und Weltmann, stand ihnen doch ferne, darum rubriziert er sie auch unter diesem landläufigen Titel.

über, als Geheimer Rat und Gesandter bei dem oberrheinischen Kreis und den drei Kurhöfen: eine Bedienstung, die ihn in nahe und fast herzliche Berührung mit dem katholisch gewordenen, aber innerlich am Evangelium festhaltenden, Baron von Spangenberg (dem Bruder des Bischofs der Brüdergemeine) brachte. Die Stunden, die er bei ihm in Koblenz verbringen durfte, entschädigten ihn reichlich für die niederschlagenden Erfahrungen an den Höfen, die für ihn im Grunde auf das Urteil Tersteegens hinauskamen:

„Auf dem Staats- und Ehr'ngerüste
Man nur glänzend Elend find't."

Als daher an ihn im Jahre 1764 der ehrenvolle Antrag von seiten des Erbprinzen von Hessen-Darmstadt herantrat, daß er beim nahe scheinenden Ableben seines Herrn Vaters zur Übernahme der Stellung eines dirigierenden Ministers sich verbindlich machen sollte, so trieb ihn nicht nur die kindliche Pietät, sondern gewiß ebenso sehr ein Vorgefühl von der großen Verantwortung und den ernsten Konsequenzen dieses Schrittes dazu, „seines lieben Vaters weisen Rat" zu erbitten. Derselbe fiel so aus, wie es von dem treuen Vater und politischen Märtyrer auf Hohentwiel nicht anders zu erwarten war: nicht unbedingt abratend, aber noch weniger zusprechend. Er schrieb unterm 1. März 1764: „Der liebe Gott wolle unter diesen wichtigen Umständen deine Weisheit sein, dich mit seinen Augen leiten, dich seinen Willen erkennen lassen und dir Treue schenken, solchem nachzukommen, dich auch in nichts hineinkommen lassen, was dir oder andern auf Zeit und Ewigkeit schädlich wäre. Amen! Soviel ich Einsicht habe, wünsche ich zu vernehmen, daß mein lieber Sohn sich entschlossen habe, die Stelle in Frankfurt, die in ihrer Art auserlesen ist, nicht zu quittieren, zumal da, wenn man es sich nachher wieder reuen ließe, kein Regreß (d. h. Rücktritt) statthätte. Die größere Ehre und Einkünfte wären mir natürlich — — — gar kein Übergewicht gegen die bei der jetzigen Stelle zu genießende größere Gemütsruhe und kleinere Verantwortung. Wenn man Hoffnung hätte, in einem größeren Posten mehr Nutzen schaffen zu können, ließe

es sich überlegen, aber mein lieber Sohn kennt ja die Höfe, und für einen Christen kann es fast unmöglich ohne Gewissensverletzung abgehen, oder es tut wenigstens nicht lange gut und dann ist man weniger brauchbar, als vorher!" Der Sohn hatte ein fein horchendes Ohr. Er folgte, und machte sich „von der mit diesem Fürsten bereits eingegangenen Verbindung los." Wenn es aber bei ihm hieß: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben" und er 8 Jahre später, anno 1772 dem erneuten Rufe doch folgte, so kann er im Jahre 1786 nicht umhin, im Rückblick auf das Erlittene zu bekennen: „Guter Vater! o wäre ich doch deines treuen, weisen und bewährten Rats stets eingedenk geblieben, und hätte ich mich 8 Jahre später nicht von neuem bereden und betören lassen, so würde ich indessen tausendfache Not, Qualen, Kummer und Tränen weniger gehabt haben. Es war aber mein Los, mit meinem Beispiel zu bewahrheiten: die Liebe will betrogen sein. Gott erbarme sich aller Enthusiasten und aller, die sich verlassen auf Vorsätze und Zusagen der Fürsten."

4. Als jedoch im Jahre 1766 der Kaiser Joseph II, den er ehrte und liebte und der sich nach tüchtigen, treuen Beamten umzusehen verstand, die Augen auf ihn geworfen hatte, zögerte er nicht, seinen Abschied von Hessen-Kassel zu erbitten und in österreichische Dienste zu treten, zuerst mit dem Titel eines Reichshofrats und dann 1767 als wirklicher Reichshofrat. Zugleich wurde er in den Freiherrnstand erhoben. Wie nicht anders zu erwarten, nahm er seine Stellung in diesem obersten Gerichtshof des Reiches ernst, in scharfem Unterschiede von anderen Mitgliedern, von deren einem er erzählt, daß er, im übrigen „ein Mann von vortrefflichem Herzen, gutem, reinem, gesunden Menschenverstand und ausgezeichneter Anlage zu Geschäften," während der langweiligen Referate sich die Zeit mit angenehmer Lektüre, z. B. Wielands „komischen Erzählungen" verkürzte, und auf den zweiten Aufruf des Präsidenten zur Abgabe seines Votums endlich erwacht, gelassen, ohne eine Ahnung von der Sache zu haben, sogleich abstimmte: „Wie der Baron Bartenstein" — dies aus dem einen Grunde und mit der Zuversicht, daß dieser ein rechtschaffener und gewissen-

hafter Mann sei, dem er selbst Leib und Leben anvertrauen würde. Kein Wunder, daß der Reichshofrat nicht im besten Rufe stand, und kein Wunder, daß die ernsten Leute und Stände im Reich sich freuten, daß dieser Mann von Charakter in das Kollegium komme. Freude und Befriedigung hatte er in dieser Stellung herzlich wenig: „Ich schmachtete unter Reichshofratsprozessen."

5. Es war ihm daher eine wahre Erlösung, als ihm nach 3 Jahren unter Entbindung von dieser Stellung vom Kaiser im Jahre 1770 die Verwaltung der dem Kaiser gehörenden österreichischen Grafschaft Falkenstein auf dem linken Rheinufer übertragen wurde. Moser selbst berichtet darüber: „Meine eigene Wiener Periode war zu Anfang des Jahres 1770 zu Ende gegangen. Des Kaisers Majestät hatten die Gnade, mich aus dem Prozeßjoch, worunter ich mich abhärmte, und aus einem Klima, das mir keine gesunde Stunde mehr übrig ließ, zu erlösen und zum Administrator (Verweser) Ihrer eigentümlichen Reichsgrafschaft zu bestellen." Er war auf diesem Vertrauensposten viel mehr in seinem Element, als im Rechtskollegium in Wien. Da konnte er positives Gutes schaffen. Zwei Verordnungen aus dem Jahre 1770, die von ihm stammen, bezeichnen den Geist, in dem er sein Amt auffaßte und verwaltete. Die eine betraf eine bessere Feier der Sonn- und Festtage, die andere die Abschaffung des Land- und Straßenbettels und zweckmäßige Organisation der Armenpflege.

Aber diese Verweserschaft sollte nicht länger als 2 Jahre dauern. Die Nähe der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt brachte ihn wieder in Verbindung mit ihr. Und da inzwischen, schon 1768, der Landgraf Ludwig VIII verstorben war und der Erbprinz als Ludwig IX die Regierung angetreten hatte, kam, zumal auf Betreiben seiner edeln Gemahlin, der obengenannten Landgräfin Karoline, der Antrag auf den Ministerposten von Hessen-Darmstadt mit neuer Dringlichkeit an ihn heran, und diesmal nahm er ihn an. Wußte er doch, daß die hochgesinnte Frau — welcher ihr Gemahl, „der vollendetste Tambour seiner Zeit," die Regierungsgeschäfte zum größten Teil überließ — ihm ihre Mitwirkung nicht versagen werde. So hoffte er, daß er „ein

Werkzeug zur Rettung des in einen Abgrund von Schulden und Verwirrung versunkenen Hauses Darmstadt" werden könne.

Am 10. April 1772 wurde er zum „Präsidenten und Kanzler des geheimen Rats" — wir würden sagen, zum „Präsidenten des Staatsministeriums" — ernannt.

Drittes Kapitel.

Ministerpräsident von Hessen-Darmstadt

(1772—80).

Auf dem hohen Posten, auf den Moser gestellt war, wartete seiner die Aufgabe des Herkules, einen Augiasstall von Unordnung zu säubern und eine boden- und hoffnungslose Zerrüttung der Finanzen zurechtzubringen. Wir haben uns zuerst über die Verhältnisse zu orientieren, die er antraf (im Anschlusse an den Bericht, den er selber gibt).

1. Die Situation im Lande.

Die Entartung der Höfe nach dem Muster des liederlichen französischen Hofes, die mit Naturnotwendigkeit die Explosion des angesammelten Zündstoffs nach sich ziehen mußte, die in der großen Revolution dann auch gründlich geschah — war im Deutschen Reich mit wenigen rühmlichen Ausnahmen ein gemeinsames Übel: Hessen-Darmstadt krankte aber dazu noch an einer spezifischen Misere: die Schuldenlast war ins Grenzenlose gewachsen. Das ging so zu: Landgraf Ernst Ludwig hatte das Unglück gehabt, von einer Bande von Schwindlern, die Goldmacher sein wollten, hintergangen zu werden. Treue Räte warnten vergeblich, Schmeichler und Betrüger, die immer neuen Kredit und neue Mittel zu beschaffen verstanden, betörten den Fürsten. Als er mit Tod abgegangen war, ließ

sein Sohn und Nachfolger, Ludwig VIII, zwar die Goldmacher sofort aus dem Lande jagen, er erklärte aber rund und offen, „daß er von allen ohne Vorwissen und Bestimmung der Kollegien gemachten väterlichen Schulden keinen Heller bezahlen würde! Es fand sich auch bald ein dienstfertiger Schurke von Hofpublizist, der in einer zusammengeschmierten Deduktion den Beweis dieses neuen Glaubens zu führen (d. h. dieses neue System zu rechtfertigen) übernahm." Die Folgen waren entsetzlich, u. a. auch die, daß viele gutherzige und leichtgläubige Familien, die im Vertrauen auf das damals noch heilig gehaltene Fürstenwort ihr Vermögen rein und ehrlich dargeliehen hatten, durch das neuerfundene System sämtlich in die tiefste Armut gestürzt wurden, darunter auch das angesehene Handelshaus Bernus in Frankfurt. Diese klagten in Wien, fanden aber taube Ohren und kalte Herzen. Der alte Bernus verschmachtete im Elend und starb auf dem Stroh, während der Landesherr mit seinen Junkern und Jägern im Wald unter Hirschen und Schweinen sein Leben verschwelgte.

Aber warum fanden die Opfer dieses Systems der Ungerechtigkeit ihr Recht nicht beim Reichshofrat? „Die blinde Anhänglichkeit und Ergebenheit des Landgrafen, womit er sowohl im österreichischen Erbfolge-, als nachher im siebenjährigen Krieg sich und sein Land der Sache des Hauses Österreich aufopferte, war Versöhnung für alle seine Sünden!" Maria Theresia sprach („bei den ihr hierüber je zuweilen angebrachten Gewissensrügen"): „Laßt mir den alten Mann zufrieden, solang er noch lebt." An der Tafel des Reichsvizekanzlers Colloredo, erzählt Moser, „entblödete sich (anno 1765) der anwesende reichshofrätliche Referent in dieser Sache nicht, öffentlich zu sagen: um ein paar Frankfurter Kaufleute willen könne man einen so wohlgesinnten Reichsstand nicht ruinieren! Und als ich ihm mein äußerstes Erstaunen über diese Art von Justizpflege ebenso laut bezeugte, sagte der Unverschämte: Wenn der Preuße (Ludwig IX war ebenso leidenschaftlich für Preußen, als sein Vater für Österreich eingenommen) zur Regierung kommt, den wollen wir schon festhalten."

Nun kam 1768 der Sohn zur Regierung, den Moser mit

den Worten schildert: „Der Landgraf war nichts als Soldat, und glaubte aufrichtig, daß in deren Menge eigentlich die Würde und Größe eines Fürsten zu suchen sei. Von rechts und links der deutschen Länder und Reichsverfassung verstand er nichts. Von der Hälfte seiner Dienerschaft war er verraten und von der anderen verkauft." Und an anderen Orten schildert er ihn, ohne ihn zu nennen, so: „Ich kenne einen Regenten, der des Morgens entweder gejagt oder exerziert, des Nachmittags geschlafen, des Abends gespielt und des Nachts seine geheimen Sekretäre hat aus dem Bette holen lassen, der nichts weniger als groß war, so große Soldaten er unter seiner Garde und so große Schelmen er zu Kabinettsräten hatte."

Der Reichsrat aber hielt dem jungen Landgrafen redlich sein Wort: „Eine kaiserliche Schuldenkommission wartete vor seiner Tür. Er sollte für seines Vaters und aller seiner Voreltern Sünden büßen. Seine Diener verleiteten ihn, den damaligen kaiserlichen Gesandten im Reich, Grafen von Neipperg, einen von seinem eigenen Vater wegen Verschwendung gerichtlich enterbten Mann, zu seinem Kommissär zu erbitten. Dieser übernahm mit Freuden den so einträglichen Auftrag. Er machte dem tiefverschuldeten Mann neuen Kredit bei Juden und Judengenossen, die unter dem Vorwand beträchtlichen Nachlasses vorzüglich vor andern ehrlichen rechtmäßigen Gläubigern ... mit barer Zahlung befriedigt wurden. Um die Sache nicht nur halb schlecht zu tun, wurde unter seiner Leitung ein Schuldenzahlungsplan entworfen, nach dem zur Abfindung sämtlicher Kabinettsgläubiger, worunter sich so viele ehrliche Familien befanden, kein entbehrlicher Heller übrig blieb."

Da trat die reine und strenge Gerechtigkeitspflege Kaiser Josephs II selbst in das Mittel, und der neue Vergleich, wodurch der Landgraf von der schwächlichen Neippergschen Vormundschaft erlöst und ihm die Selbstverwaltung des Schuldenwesens unter kaiserlicher Oberaufsicht bewilligt wurde, ward vom Kaiser nicht eher gerichtlich bestätigt, als bis dieser Fürst sich selbst erboten, sich mit den großväterlichen Gläubigern, deren Forderungen allein sich auf fünf Millionen beliefen, gütlich zu verständigen. Die Folge davon war, daß nun erst, nach

32 Jahren, die Qualität und Recht- oder Unrechtmäßigkeit dieser Kabinettsschulden durch eine aus verständigen, billigen und gewissenhaften Männern niedergesetzte Kommission gründlich untersucht und das Resultat den Erben der Unglücklichen zur eigenen Einsicht und Überzeugung, sämtliche Verhandlungen aber den fürstlichen Kollegien zur Prüfung und endlich dem Landesfürsten zur Genehmigung vorgelegt wurde ... So kam dann endlich mit den wenigen noch lebenden und den Erben der † Kabinettsgläubiger am 19. August 1779 ein billiger Vergleich zustande 2c."

Mit diesen Mitteilungen aus Mosers eigenen Berichten ist eigentlich schon dem vorgegriffen, was über

2. Die Lösung der gestellten Aufgaben

zu berichten ist. Denn an dieser Vereinigung des Schuldenwesens hatte er selbst den wichtigsten Anteil. Im Jahre 1792 sagt er von seinem Verhalten in dieser Angelegenheit, beziehungsweise von dem Grundsatz, der ihn dabei leitete, folgendes: „Ich mache mir zum Verdienst meines Herzens und Christennamens, daß ich, während ich meinem Fürsten durch die schwarze Kunst des modernen Staatsrechts mehr als nur eine Tonne Goldes an den ererbten Schulden hätte herunterchikanieren und -prozessieren lassen können, solches *nicht* getan, sondern ihn und seinen Nachfolger lieber soviel mehr bezahlen, als einen einzigen Seufzer eines unschuldig Leidenden auf seinem Haus ruhen lassen wollte." Und es ist ihm im Rückblick auf die sonstige schmerzliche Erfolglosigkeit seiner Bemühungen um Heilung der verrotteten Zustände eine Genugtuung, dieses *eine* Gute erreicht zu sehen, daß „der mit Schmach bedeckte Name des fürstlichen Hauses Darmstadt wieder *ehrlich gemacht*, der Kredit aber so geschwind und vollständig wieder hergestellt, als er vorher gesunken, ja anscheinend unwiederbringlich verloren war." Es freut ihn sogar für den *Fürsten* selbst, der doch für seine Person am wenigsten dazu beigetragen hat: „Man würde eine Unwahrheit sagen, daß sich's der Landgraf

zur Ehre und Freude gemacht habe, die seit dritthalbhundert Jahren von seinen Voreltern her angehäuften Schulden zu bezahlen. Seiner Neigung nach hätte er lieber gar nichts bezahlt (und die entbehrlichen Einkünfte dagegen zur Vermehrung seines Militäretats angewandt).... Aber ein Fürst verdient allemal Lob für das Gute, das er auch nicht gerne und gezwungen tut: Wenn's dann nur geschieht! Die Seufzer, Tränen und Klagen so vieler Unglücklicher wurden gestillt und in lautes Lob des Fürsten, in dem man den ehrlichen Mann erkannte, verwandelt."

Wenn es nur mit den andern Angelegenheiten auch diese günstige Wendung genommen hätte!

Der Plan war umfassend und vortrefflich: Es wurde eine „Oberlandkommission" eingesetzt, deren Aufgabe es war, in siebenfacher Richtung sich um das Heil des Landes zu kümmern: Es galt 1. eine Besserung des städtischen und dörflichen Haushalts (der Kommunen); 2. des Schuldentilgungswesens; 3. des Vormundschaftswesens; 4. der Landwirtschaft; 5. Vermehrung und Beschaffung wohlfeiler Lebensmittel; 6. Hebung des Handels und der Fabriken; endlich 7. Besserung des Erziehungswesens in die Wege zu leiten.

Die Oberaufsicht war in Mosers Hände gelegt, die besondere Direktion ward dem Landkammerrat Eymes übertragen. Unter ihnen standen drei Oberlandkommissäre, denen Rechtschaffenheit, Vaterlandsliebe, Einsicht und Erfahrung zuzutrauen war.

Im Jahre 1777 wurde eine „Ankündigung ans Vaterland" betreffend dieser Kommission erlassen, welche das Programm der Reformen entwickelte und über die Beweggründe und Grundsätze der Regierung sich in warmem, Vertrauen erweckenden Tone verbreitete. Dieselbe ist ebenso bezeichnend für den traurigen Stand der Dinge, d. h. das herrschende Mißtrauensverhältnis zwischen Obrigkeit und Untertanen, wie für das ernste Wollen, den hohen sittlichen Mut und die treuherzige Gesinnung des Urhebers, des spiritus rector der Reform, des Ministerpräsidenten. Hier die Hauptpunkte und Stichproben aus dem Programm:

Der Ausgangspunkt des Manifestes ist folgender: „Das gewöhnliche Schicksal der deutschen Untertanen ist, daß ihm von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang eine Stimme zuruft: Gib, gib! Woher er's nehmen, wie er's erwerben soll, wird seinem Menschenverstand, ob er's mit Gemächlichkeit oder mit Seufzen gebe, seinem Kummer und Tränen überlassen. Ob er seines Lebens froh werde, ob er seinen Fürst segne oder ihm den Tod wünsche, darüber setzt sich die Kameral (d. h. Finanz-) philosophie großmütig hinaus. Genug! wenn er's gibt, Beweis genug, daß er's hat!

Wohl dem, der keine Ursache hat, in diesen Zügen das Bild seines eigenen Vaterlands zu erkennen. Denn gedankt sei es der erbarmenden Vorsehung, daß auch Deutschland Regenten aufzuweisen hat, die Pfleger ihres Volkes sind und mit Vaterherzen und Hirtentreue Mittel und Absicht, zum Zweck gemeinschaftlicher Glückseligkeit geheiligt, dergestalt verbinden, daß sie in der Wohlfahrt ihres Landes ihren größten Ruhm und im frohen Ruhm vergnügter Untertanen ihre eigene Ehre und Freude suchen.

Von solch leuchtenden Beispielen aufgefordert und aus dem Trieb landesväterlicher Gesinnungen haben der Landgraf, unser gnädigster Fürst und Herr, sich's zum Anliegen ihres Herzens gemacht, diesen wichtigen Gegenstand der allgemeinen Verbesserung des Wohl- und Nahrungsstandes ihrer treuen Untertanen anzufassen. . . .

Da nie so sehr, wie zu unseren Tagen mit Menschenliebe und Patriotismus geprahlt, nie den Fürsten der Völker mehr ins Angesicht gelogen . . . worden, so wird hiemit im Angesicht des Landes die teure und feierliche Zusage abgelegt, daß die Absicht dieser neuen Anstalt (der Oberlandkommission) nicht sei, unter dem Vorwand von gutem Rat und Verbesserungen in der Stille den Weg zu neuen Steuern, Auflagen und Belästigungen der Untertanen zu bahnen. Nein! so laut, als es durchs ganze Land schallen kann — Nein! Der Wille des Fürsten und die ganze Summe der Ratschläge und Bemühungen dieser Landkommission ist . . . einzig dahin gerichtet, dem guten, fleißigen Untertanen jede Art seiner Arbeit fruchtbarer, seine Abgaben leichter, sein ganzes Leben froher, seinen Himmel blauer, ihn stolz auf sein Vaterland, zufrieden mit sich selbst und dankbar gegen seinen Fürsten zu machen. . . . Das ganze Geschäft der Landkommission soll beharrlich das Wahrzeichen seines Ursprungs tragen. . . . Der Fürst wird nicht als Herr, sondern nur als Vater erscheinen, und der Bauer soll erst sehen und alsdann glauben. Befehle und Zwangsmittel werden nur dann stattfinden, wenn Gewissen, Treue und Pflicht zur Abstellung eingerissener Mißbräuche ꝛc. obrigkeitlichen Ernst notwendig macht.

Wer guten Rat und Hilfe haben will, dem ist nun die Gelegenheit dazu geboten. Er wird bei allen Mitgliedern der Landkommission stets ein offenes Ohr, ein empfindungsvolles ... Herz und den warmen Eifer finden, jeden soviel als möglich vergnügt und glücklich zu machen. Wer nicht will, wem seine Vorurteile, alte Gewohnheiten und ein saures Leben lieber, als ein vergnügtes, weil dieses etwas Neues ist, sein sollte, der suche dann immer die Schuld bei sich selbst und nicht bei seinem Land noch bei dem Fürsten."

Nachdem so das Ziel und die leitenden Beweggründe des Reformwerks gekennzeichnet sind, wird, was ja selbstverständlich nicht unterlassen werden durfte, vor übertriebenen und unmöglichen Erwartungen gewarnt und die zu befürchtenden Hemmnisse betont: „Bei dieser ernsten und reinen Gesinnung ist gleichwohl die Landkommission überzeugt, daß sie keinen Himmel auf Erden schaffen, nicht alle Hügel und Berge eben machen, am wenigsten mit dem Zauberstab in der Hand eine Wüste schnell in ein Paradies verwandeln werde. — Man müßte die Menschen und insbesondere der Menschen dieses Landes versteinerte Denkart, ihren eisernen Starrsinn gegen alles Neue und Ungewohnte, die schadenfrohe Freude so vieler, denen aus Unwissenheit, Faulheit und Eigennutz der Untergang jedes guten Gedankens allemal lieber ist, als dessen Gedeihen, die taglöhnermäßige Gesinnung so vieler anderer, denen vor allem, was ihnen etwa mehr Arbeit machen möchte, schon im voraus graut, man müßte endlich die fühllose Härte und Gleichgültigkeit so vieler Menschen gegen ihr eigenes und noch mehr ihrer Nebenmenschen Bestes nicht kennen, wenn man nicht bei dem tätigsten und wirksamsten Eifer Hindernisse ohne Zahl voraussähe. Felsen zu sprengen, hat die Kommission weder Instruktion noch Beruf, sie mit Geduld gleich Essig durchzubeizen, darf und wird sie sich erlauben, nie ermüden, stets neuen Mut fassen und nicht aufhören, auf Hoffnung zu säen, damit die nach uns Kommenden mit Freuden ernten."

Wenn es nun aber galt, zu irgend einem greifbaren und wertvollen Resultat zu kommen, so mußten die hiefür wichtigsten Organe noch besonders in Anspruch genommen und angespornt werden. Daher folgte noch ein Wort an die Geistlichen und Beamten (die „Unterobrigkeiten") des Landes:

„Nie wird den Geistlichen zugemutet werden, Predigten über die Viehzucht und den Flachsbau zu halten.... Da sie aber die erste Klasse der Diener des Staates sind, so erwartet dieser Staat, der sie bestellt und ernährt, von ihnen, daß sie in ihren öffentlichen Vorträgen nebst anderen heilsamen Wahrheiten ihren Gemeinden die

Pflichten gegen sich selbst, ihren Nebenmenschen, ihr Vaterland, ihren Landesherrn ... Liebe und Dankbarkeit gegen ihn, Vertrauen und Folgsamkeit gegen Rat und Verordnungen ihrer Obrigkeit einflößen, das Schul- und Erziehungswesen ihrer Gemeinden sich ernstlicher, als leider bisher an vielen Orten geschehen, angelegen sein lassen ..., sich um die häuslichen Bedürfnisse, Fehler und Verbesserung des Nahrungsstandes ihrer Nebenmenschen bekümmern, ihnen mit Rat und Tat beistehen (und) sich selbst die frohe Erfahrung verschaffen, daß der Mensch, der in ihnen einen Freund und Berater seiner häuslichen Umstände gefunden hat, den großen Wahrheiten der Religion sein Herz nur um so williger ꝛc. öffnen und dadurch ihr ehrwürdiges, das Beste der Menschheit so unmittelbar erstrebendes Amt mit doppeltem Segen werde gekrönt werden.

Die Beamten des Landes haben es hie und da so weit gebracht, daß der Landmann sie als seine geborenen Erbfeinde betrachtet, die dazu erschaffen und vom Fürsten besoldet seien, um nur die Bauern zu prozessieren, zu sportulieren, zu exequieren (d. h. Sporteln zu erheben und Exekutionen zu vollziehen) und, wenn nichts mehr zu holen ist, zu inventieren und zum Land hinaus zu vexieren. Wie sehr und oft der Fürst über ein seiner Gesinnung so stracks entgegenlaufendes Betragen geeifert und welche Exempel des Ernstes an den einen und andern so gearteten Dienern schon statuiert worden, ist dem ganzen Land bekannt. ...

Man kann und wird den fürs gemeine Beste Trägen und Unempfindlichen lassen, wo er ist, bis er sich selbst tot lebt: er ist beschimpft und bestraft genug, indem er sich mit dem Nachruf auszeichnet: Der Mann hat nichts getan! Den guten Männern aber, den Menschenfreunden, die nicht nach dem Maßstab ihres Solls und ihrer Akzidenzien, sondern aus Lust, Gutes zu tun, aus der edelsten Ehrbegierde, Wohltäter des Landes zu sein, mit Rat und Tat helfen, die guten Absichten zu fördern und zu beschleunigen, denen wird im Namen des Fürsten vor seinem treuen Lande das Versprechen angelobt, daß jede ihrer guten Handlungen mit Dank erkannt, ihre Bemühungen unterstützt, jede edle Tat dem Fürsten kennbar gemacht... und tatkräftig belohnt... werden soll."

Zum Schlusse folgt endlich der Appell an die Allgemeinheit, „Vorschläge, Wünsche und Beschwerden der Landeskommission freimütig mitzuteilen ꝛc." und die Warnung davor, „heimliche und falsche Insinuationen, Anschwärzung von rechtschaffenen Männern u. a." sich zu erlauben.

Man erkennt leichtlich aus diesem Programm die Größe der gestellten Aufgabe, wie den bei aller Welt- und Menschenkenntnis hohen sittlichen Mut und Idealismus des verantwortlichen Ministers, der für Hessen-Darmstadt gerne das geworden wäre, was ein Joseph für Ägypten war: „Abrech", d. h. Vater des Königs und damit „Landesvater", wie Luther übersetzt! Aber noch etwas ist von vorneherein klar: es war eine Aufgabe, an der er sich, sowie die Welt einmal ist, verheben mußte. Ein Minister, der sich solche Ziele setzt, kann, und wenn er auch über so glänzende Geistesgaben verfügt wie Moser, nicht allzuviel Glück haben, geschweige glücklich werden.

Wie viel oder wie wenig indessen von dem großen Projekte gelang, wie weit eine Hebung der Volkswohlfahrt wirklich erreicht wurde, ist schwerlich genau zu bestimmen: was aber gewiß und im Licht der Geschichte festgestellt ist, das sind zwei Tatsachen: erstens arbeitete Moser mit einem Beamtenmaterial, das größtenteils unzulänglich war und versagte, und zweitens mußte er es an seinem Gemüte und an seinem Leibe bald aufs schmerzlichste erfahren, daß der Gegenstrom mächtiger war als die Bundesgenossenschaft; mit anderen Worten: die feindseligen, dämonischen Elemente überwogen weit die guten sittlich-religiösen, seinem redlichen Wollen günstigen Kräfte im Lande und beim Hofe.

In jener Beziehung ist es schon sehr bezeichnend, daß auch der gute, brave Matthias Claudius, der als Dichter und Gemütsmensch und Christ jedem biederen Deutschen lieb und wert ist, als Mitglied der Landkommission seiner Aufgabe ganz und gar nicht gewachsen war. Herder hatte ihn als edel gesinnten Menschen an Moser empfohlen und für den armen Dichter bedeutete der Ruf zu dieser Stellung zugleich die Rettung seiner Existenz aus der bedrängtesten Lage. Aber während er zwar als Redakteur der hessen-darmstädtischen Landeszeitung, des offiziösen Organs, seinen Mann stellte, war er für die Bureauarbeit nicht zu brauchen und „des Dienstes immer gleichgestellte Uhr" war dem behaglichen Mann ein zu schweres Joch. Er mußte quittieren. Moser fällt über ihn einige Jahre später das anscheinend harte, in Wahrheit aber zutreffende Urteil:

„Seine herzliche und populäre Schreibart schien die Erwerbung eines solchen Mannes bei einer Anstalt schätzbar zu machen, wo so wenig auf Befehl und so viel auf Überzeugung ankommt. Er war aber viel zu faul, mochte nichts tun, als Vögel singen hören, Klavier spielen und spazieren gehen, konnte die hiesige Luft nicht vertragen, fiel in eine tötliche Krankheit und ging von selbst zu seinem Seekrebsen zurück." Es war also nicht nur das Klima, das der an der Wasserkante geborene und aufgewachsene Dichter nicht ertragen konnte, sondern der Dienst war ihm zu streng und der christliche Ästhetiker paßte nicht zu dem von sich und von anderen die pünktlichste Berufserfüllung fordernden Beamten und Praktiker Moser.

Aber auch sonst scheint der Ministerpräsident in der Auswahl der persönlichen Organe — aus dem einfachen Grunde, weil tüchtige Kräfte rar genug waren — nicht glücklich gewesen zu sein, und da der Landgraf selbst nicht viel bedeutete (lebte er doch mehr in seinem Pirmasens als einem Sans-Souci, als in der Residenz auf seinem Posten!), da zudem die edle Fürstin schon 1774 mit Tod abgegangen war und der Beistand dieser großen Persönlichkeit von vorneherein fehlte, so stand Moser im wesentlichen allein. — Aber es darf auch nicht verschwiegen werden, daß er selbst seine Fehler hatte. Die Schwächen seines Charakters lagen, wie es gemeiniglich der Fall ist, dicht bei seiner Stärke. Er war ein Charakter, der rasch zufuhr und energisch durchgriff; Geduld und Sanftmut war nicht seine Sache. Sein Bruder Wilhelm bezeugt: „Mein Bruder hat den Fehler, daß er so hitzig ist." Karl Friedrich wußte und bekannte es auch selbst, aber die Beichte seiner Fehler kann man wohl leichter als sie selber ablegen, wie die Erfahrung ausweist. Mit diesen Eigenschaften mag er oft und viel angestoßen und sich Feinde gemacht haben. Das schloß nicht aus, daß im Grunde die Bessergesinnten ihn ehrten und liebten, wie denn sogar die geheimen Räte später oft erklärten, daß sie nie einen gnädigeren Herrn gehabt hätten, als seit seiner Präsidentschaft.

Was nun aber das andere betrifft, die anwachsende Gegenströmung, so leitet das schon in die Leidensgeschichte des

Mannes hinüber. Solange er noch am Ruder war und sich halten konnte, konzentrierte sich der Kampf hauptsächlich nur um einen oder höchstens zwei bestimmte Streitpunkte, bei denen es ein entschiedenes Entweder—Oder galt; hernach aber, nachdem er entlassen war, wälzte sich eine wahre Sturmflut von Angriffen auf den wehrlosen Mann. Wir verfolgen zuerst

3. Die Erschütterung seiner Stellung und die Entlassung.

Der eine hauptsächlichste Streitpunkt war die Pest des Lottospiels, welche sich in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts an vielen Höfen eingenistet hatte. Der in die Augen fallende Gewinn, den die Fürsten und mittelbar ihre Diener davon hatten, verblendete sie über den ökonomischen und sittlichen Schaden, der den Untertanen zugefügt war. Diese Geschichte wiederholte sich auch in Hessen-Darmstadt. Obwohl im Jahre 1771 eine von der Regierung garantierte Lotterieunternehmung Bankerott gemacht hatte und dem Landesherrn der Schaden zugefallen war, brachte es ein Geheimer Rat, Klippstein, dahin, daß eine Gesellschaft, woran sich selbst Glieder des fürstlichen Hauses beteiligten, zusammentrat, um das Lotto zu halten. Moser trat mit aller Energie dagegen auf, und der patriotische Pfarrer May zu Eberstadt erhob furchtlos seine Stimme in Wort und Schrift gegen das gemeinschädliche Ärgernis. Klippstein mußte aus dem Geheimen Rat weichen. Aber als der Landesregierung die Frage vorgelegt wurde, ob man um des gemeinen Besten willen das Lottoprivilegium wieder aufheben könne, so wurde die Frage verneint. Aber Moser und sein Bruder Wilhelm, der an Klippsteins Stelle getreten war, wichen nicht. Der letztere entwarf einen Plan, wornach „der Landesherr selbst ins Mittel treten, den Interessenten ihre Aktien abkaufen 2c., den für einen Fürsten unbedeutenden geringen Vorteil von 2000 Gulden verschmerzen, ja aus Regentenpflicht für sein Land den alsfallsigen (eventuellen) Schaden auf sich nehmen und sodann die ganze Maschine in die Luft sprengen, zugleich aber auch allen Einsätzen in fremde Lotterien unter den härtesten Strafen den Weg verlegen müsse." Der Landgraf ließ

sich überzeugen — so viel Gewissen hatte er —, genehmigte die Aufhebung des Lotto und am 9. Mai 1780 unterschrieb er das ins Land zu erlassende Patent, das auf einen Tag überall publiziert werden sollte. Alle Gutgesinnten atmeten auf und segneten den Tag, an dem die edle Entschließung des Fürsten vollzogen werden sollte. Aber was geschah? Es reiste jemand in aller Stille nach Pirmasens zum Fürsten und log ihm vor, daß er von dieser Aufhebung einen Schaden von 80000 Gulden haben werde! Und, was noch schlimmer wäre, er würde dadurch einen jährlichen Beitrag zu dem neuen Regiment Soldaten (das er, der Soldatennarr, so sehnlich wünschte) verlieren! Das schlug durch. Die Leidenschaft siegte über die Vernunft, die dem Fürsten hätte sagen müssen, daß er seinen Geheimen Rat oder sonst einen unbefangenen ehrlichen Mann fragen sollte — er würde dann erfahren haben, daß es sich im ungünstigsten Fall um einen Verlust von 6000 Gulden handelte, „eine Kleinigkeit, die mit dem Wohl und der Rettung so vieler betrogener, verführter, um Ehre, Hab und Gut gebrachter guter Familien und Untertanen bei einem Fürsten, der über eine Million Einkünfte hat, nicht in Vergleich gebracht werden kann." Der unglückselige Schritt geschah, die schon gedruckte Verordnung wurde unterdrückt und durch Kabinettsbefehl das Lotto belassen. Daraufhin legte Moser seine Dienste nieder, wozu noch andere Beweggründe ihn vermochten, von denen wir gleich hören werden. Die an einen blinden Gehorsam gewöhnten Räte wagten es nicht, beim Landgrafen Gegenvorstellungen zu erheben oder auch nur ihn über die falschen Vorspiegelungen aufzuklären. (Erst der Nachfolger hat, und zwar war das seine erste, rühmliche Tat, das Lotto vernichtet.)

Der andere Streitpunkt, der wegen des nervus rerum, d. h. des Geldpunktes, enge mit dem ersten zusammenhing, war eben die Militärfrage. Des Landgrafen Sport war der Militarismus. Moser aber konnte die Vermehrung des Militärs durchaus nicht zugeben. Das Entweder-Oder, das ihm als dirigierenden Minister hiemit gestellt war, beschreibt er selber so: „Entweder dem absoluten Befehl des Herrn in Vermehrung des Militärs zu willfahren, eben damit aber der kaum wieder-

hergestellten ... Ordnung zu entsagen, alles in die alte Verwirrung wieder zusammenfallen zu lassen, zu den Millionen alter Schulden noch etliche neue zu machen, mit Schande vor dem Publikum, mit Vorwurf vor Gott und dem eigenen Gewissen und unausbleiblicher Verantwortung vor dem Landesnachfolger zu dienen — oder mit dem Stab in der Hand, aber ruhigem Gewissen vor Gott und geretteter Ehre vor Menschen zu gehen."

Unter solchen Umständen konnte einem Ehrenmann die Wahl, die er treffen sollte, keinen Augenblick zweifelhaft sein: er bat um seine Entlassung, einmal, zweimal, dreimal. Denn merkwürdigerweise und zum unumstößlichen Beweis dafür, daß er im tiefsten Grunde das volle Vertrauen seines Herrn erworben hatte — trotzdem dieser später den wehrlosen und an seiner Ehre geschändeten Mann mit Fußtritten bedachte —, wollte ihn der Landgraf gar nicht ziehen lassen, sondern um jeden Preis halten! Er machte ihm alle möglichen Versprechungen und sagte nicht nur ihm, sondern auch seiner zweiten Gemahlin Pension zu. An die Finanzkammer schrieb er noch um diese Zeit:

„Ich muß Moser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mich nicht nur aus dem Kote gezogen, sondern auch während seiner ganzen Dienstzeit mit ängstlichen Klagen über die Unzulänglichkeit des Kammeretats nicht beunruhigt hat."

Dieses in kritischer Zeit, wo die Kabinettfrage in zwei wichtigen Punkten so klipp und klar gestellt war, von dem Herrn über seinen Minister ausgestellte gute Zeugnis erscheint um so gewichtiger, wenn man die ungünstigen Umstände erwägte, unter denen der Verkehr zwischen Fürst und Minister fortwährend sich vollzog, Umstände, die ein wahres Vertrauensverhältnis so gut wie unmöglich zu machen schienen: der Landgraf lebte in seinem abgelegenen Winkel, dem Städtchen Pirmasens, und Moser sah ihn oft Jahr und Tag nicht. Zum Verkehr mit ihm wählte er zwar ehrliche Leute, aber diese hatten doch nicht immer den Mut, ihm die ganze und u. a. auch unangenehme Wahrheit zu sagen. Andererseits war es bei der Entfernung

von Fürst und Minister den Schmeichlern, Augendienern und Ohrenbläsern, die wie die Fliegen um das Licht, um die gnädigen Herren herumschwirrten, ein Leichtes, den verantwortlichen Minister zu verdächtigen und ihn „als einen hitzigen, eigensinnigen Starrkopf und beschwerlichen Hofmeister" zu schildern. Das war um so weniger schwer, als Mosers unbeugsamer Charakter entsprechende Züge aufzuweisen schien. Wie mag Moser unter diesen Zuständen geseufzt haben, auch als er noch fest auf seinem Posten stand! „Mehr als einmal," erzählt er selber, „war ich in dem Fall, zu Gott um Barmherzigkeit für meinen Herrn und sein Haus zu flehen, aber auch buchstäblich nur um Barmherzigkeit und Verschonung; ich konnte nicht sagen, zum Gott meines Herrn, denn er kannte ihn nicht. Das tut weh, aber es ist der Fall eines Daniel unter dem Belsazer und aller, die zu dieser Familie gehören."

Allzulange konnte es ja nicht gut tun. Auch das in der Antwort auf das Entlassungsgesuch abgegebene Vertrauensvotum konnte den sachlichen Gegensatz nicht ausgleichen, auf den sich alles zugespitzt hatte. Am 8. Juni 1780 fiel die Entscheidung: Als der Chef des Militärdepartements, der Erbprinz, drei Kabinettsbefehle überbrachte, worin 1. das Lotto belassen, 2. die Errichtung eines neuen Regiments beschlossen, 3. alle Anträge auf Besoldungszulagen, Gnadengehalte und Belohnungen treuer Diener abgewiesen waren, legte Moser seine Dienste par estafette (durch reitenden Boten) am selben Tage nieder und der Landgraf nahm die Entlassung in gereiztem Tone an. Zwar wurde er auch jetzt noch der Gnade und des Vertrauens seines Fürsten versichert, aber von Belohnung stand in dem fürstlichen Schreiben kein Wort, und die Frage blieb offen, wovon der abgearbeitete, treue Diener seines Herrn leben sollte. Er konnte sie zunächst nur so lösen, daß er seine Bibliothek, Gemäldesammlung, Silber und anderen Hausrat, die von fürstlichen Personen erhaltenen Andenken, ja sogar seine „für einen bloßen Einsiedler entbehrlichen Kleider" verkaufte, um seine Verpflichtungen zu bereinigen und nach Zwingenberg zu ziehen, wo er ein Gütchen vor einiger Zeit (zum Teil „mit entlehntem Gelde") gekauft hatte, um den Rest seiner Tage „in tiefster Stille" zuzubringen.

Ehe wir ihn dahin begleiten, haben wir ihn in der Darmstädter Zeit noch nach der Seite kennen zu lernen, wie sich sein Privat- und häusliches Leben gestaltete.

4. Mosers Privat- und Familienleben.

Wenn man die Größe der Geschäfte, das Gewicht der Sorgen, und das reiche Maß von Verdruß und Widerwärtigkeiten erwägt, das auf dem Minister lastete, noch ehe die Zeit der Verfolgung begann, so ist es als eine freundliche Fügung, ja als ein gnädiges Geschenk der göttlichen Vorsehung zu betrachten, daß ihm ein friedevolles Heim und ein wahrhaft glückliches Familienleben beschert war. Er konnte sagen: „my home is my castle", mein Haus ist meine Burg, und „hier bin ich Mensch, hier darf ich sein." Da sammelte er für den Kampf des Tages stets neue Kraft. — Er war, da ihm das Familienleben tiefes Bedürfnis war, wieder in die Ehe getreten mit Maria Luise Benigna, Freiin von Wurmser von Vendenheim, und hatte an ihr die denkbar beste Lebensgefährtin, die treueste Stütze für die Tage der Trübsal gefunden. Er sagt von ihrem gegenseitigen Verhältnis: „Wir wurden immer mehr ein Herz und eine Seele, unsere Liebe immer inniger, unser Vertrauen immer fester, unser Band unzertrennbar. . . . Unsere Gesinnung schmolz immer mehr zusammen, unser Wunsch wurde immer einträchtiger. Wir lebten eins für das andere und eins im andern ꝛc." Wenn daher auch Kinder ihnen versagt waren, so ersetzte das innere Glück vollauf diesen Mangel. Im Übrigen hatte Moser die wehmütige Freude, seinen jüngsten Bruder Benjamin, den er einst aus der Taufe gehoben hatte und der ihm auch vom Vater noch von Hohentwiel aus besonders auf die Seele gebunden worden war, längere Zeit vom Frühjahr bis Herbst 1774 vor seinem frühen Ende bei sich zu haben und auf seinem Schmerzenslager zur Ewigkeit heranreifen zu sehen. Wohl war er durch seine gehäuften Berufsgeschäfte verhindert, seinem Bruder die Zeit zu schenken, die er ihm gerne gewidmet hätte, aber um so rührender ist es, in sein edles, von der Sorge um das wahre Heil seines Bruders durchglühtes Herz

einen Blick zu tun, wenn er seine knappbemessene Erholungszeit dem Kranken weihte. Als er ausgelitten hatte — am 17. September 1774 — stritten sich in seinem Innern der Schmerz über den Verlust des Bruders, in dem er „einen herzlichen Freund und die erhoffte Stütze seines Alters" begraben sehen mußte, und die dankbare Freude über seine Vollendung um die Herrschaft.

In den Selbstzeugnissen aus dieser Zeit tritt überhaupt ein Zug in dem Charakter des mitten im großen Weltleben weilenden und wirkenden Mannes hervor: seine lautere und innige Frömmigkeit, die ihm nicht ein bloßer Schmuck des Lebens, sondern tiefstes Bedürfnis und Lebenselement war. Ohne den Einblick in diese verborgene Innerlichkeit versteht man ihn eigentlich nicht. Hier ruhten die wahren Wurzeln seiner Kraft. Auch das glücklichste Familienleben kann diese Kraftquelle nicht ersetzen. Wir besitzen noch Zeugnisse hievon, die hier nicht ganz übergangen werden dürfen. Er sagt einmal (im Anschluß an 1 Mos. 24, 63)*): Seit etlichen Jahren bekam es mir so gut, mir selbst leben zu können (im Gegensatz zur Zerstreuung), und ich habe, wenn es nur immer die Jahreszeit, Witterung und meine Gesundheit erlauben, nicht leicht versäumt, den Abend im Freien zuzubringen ... nicht um mich zu zerstreuen, sondern um mich zu sammeln, zu beten, anzubeten, mein Herz zum Herrn meines Lebens, meinem Vater und Wohltäter zu erheben, mich in die beseligende Lage zu bringen, wovon es so oft im Leben der Patriarchen heißt: Er stand vor dem Herrn. Je länger ich mich daran gewöhnte, je mehr Realität fand ich darin; ich war zuweilen in einer so friedsamen und genußvollen Abgeschiedenheit von allem, was Lust und Last der Welt heißen konnte, als wenn ich ganz allein das glücklichste Geschöpf Gottes auf seiner versöhnten Erde wäre, sah gleichsam den Himmel offen über mir, als wär's nur um einen Flug dahin zu tun: die Welt mit ihrem Gewühl, Sorgen und Mühe unter mir...

*) Vergl. „Gottes Führung im Alten Testament" Bändchen Nr. 13 der „Brosamen", Verlag der Vereinsbuchhandlung Calw und Stuttgart S. 10. — In derselben Sammlung enthält Nr. 8 das berühmte Schriftchen Mosers „Dr. Leidemit, Fragmente aus seiner Reise durch die Welt", ein köstliches Büchlein, das den ganzen Mann widerspiegelt.

Als ich auch nicht mehr die Möglichkeit des Bergbesteigens und der Feldandachten (Moser erstieg allem nach gerne und oft die Höhen über Darmstadt mit ihrer wundervollen Aussicht) hatte, suchte ich mir doch immer des Abends ein stilles Stündchen zu verschaffen, um mit meinem ewigen Herrn allein zu sein. „Wer sich selbst lieb hat, wer sich gütlich tun will, wird es nie unterlassen." Solche „retraites spirituelles" (geistliche Zurückzüge) waren ihm Lebensbedürfnis und die Kraft und Segnung, die von ihnen ausging, kam, wie es nicht anders sein kann, dem tätigen Leben zu gute. (Er gibt damit gewiß jedem in der Hast des modernen Lebens gefangenen und gehetzten Christenmenschen einen wichtigen Wink!) — Aber noch viel unentbehrlicher war dieser starke Rückhalt, dieses feste Widerlager gegenüber den ermüdenden Einwirkungen des Weltlebens, für die Tage des Duldens, die mit unerhörter Schwere und Langwierigkeit jetzt für ihn anbrechen sollten.

Viertes Kapitel.

Der politische Märtyrer

(1780—90).

1. Nachdem er das Amt niedergelegt hatte, begab sich Moser nicht etwa außer Landes, was dem Schwergekränkten hätte naheliegen müssen, sondern, wie schon angedeutet, auf sein Gut Zwingenberg. Er wollte damit beweisen, daß er „eine freie Brust und unbeschwertes Gewissen" habe. Aber er hatte von vorneherein schwere, rein äußerliche Schwierigkeiten zu überwinden. Da der oben erwähnte Verkauf von Mobiliar und Wertgegenständen nicht ausreichte, um den neuen Haushalt begründen zu helfen, bot er dem Landgrafen sein ihm gehöriges Haus in Darmstadt zum Kaufe an. Dieser unschuldige Antrag mußte dazu dienen, den bisher ihm noch wohlwollenden Fürsten gegen ihn aufzuhetzen. In einer Resolution des Geheimen Rats vom 16. Dezember 1780 wird ihm u. a. zur Last gelegt, „daß

er während der Zeit seiner durch den eisernen Tritt der Bosheit und Ungerechtigkeit bezeichneten Ministerschaft einesteils durch Willkür, Despotismus, Mißbrauch der ihm vom Fürsten anvertrauten Gewalt und durch Mißhandlung der fürstlichen Dienerschaft und Untertanen, andernteils durch die seinem Fürsten in der von ihm bereicherten Sprache eines Heuchlers angebrachten Unwahrheiten und Verleumdungen das Land in ratlose Verwirrung gesetzt habe." Wie mußte das einen Mann von der Gewissenhaftigkeit und dem Zartgefühl eines Moser berühren! Und dieses Aktenstück unterschrieb derselbe Fürst, der wenige Monate zuvor das Gegenteil versichert und bezeugt, der zudem bei der auf Betreiben der Gegner auf die Entlassung folgenden Untersuchung der Finanzverhältnisse (die aber keinen veruntreuten Heller zu finden vermochte!) das Wort für seinen Minister genommen hatte! — Dieser unerhörte Umschlag der Luftströmung in den oberen Regionen läßt sich nur daraus erklären, daß eine langher angesammelte Energie des Hasses und der Rachsucht nur auf den Augenblick seines Sturzes gewartet hatte, um sich mit explosiver Gewalt an der einst gefürchteten, nun gefallenen Größe auszulassen. Man kann es sich auch gar nicht anders vorstellen, als daß der Fürst nicht sowohl aktiv sich an diesem häßlichen Angriff auf Mosers Ehre beteiligt hat, sondern nur als Werkzeug seiner bitteren Feinde fungierte und seine Unterschrift herzugeben hatte. Der Angriff aber war in gewissem Sinne tödlich. Das Aktenstück teilte man mehreren Höfen mit, um den gestürzten Mann allerwärts unmöglich zu machen, und anderweitige Dienste — die er auch notgedrungen suchte — ihm zu versperren! „Daß ich mich vollends verbluten, verarmen und aushungern und so das volle Maß des Unglücks, meinem Fürsten zu mißfallen, empfinden sollte": so verstand und empfand der Unglückliche die Absicht seiner Feinde. Und mit ihm war sein Bruder Wilhelm, der Kammerpräsident, gefallen. Bald wurde auch aller Umgang und alle Korrespondenz mit den beiden verboten.

Die Feder sträubt sich eigentlich, alle die aufeinanderfolgenden, zu seiner Vernichtung in Szene gesetzten Angriffe

nacheinander zu schildern. Es ist eine Tragödie mit mehr als fünf Akten, welche er in dem Jahrzehnt von 1780—90 an sich erlebte und erlitt, ein Denkmal des furchtbaren Kampfs zwischen den Kräften des Guten und des Wahren einerseits, den dämonischen Mächten in der Brust des Menschen andererseits, die um die Herrschaft auf Erden ringen, des Kampfes, dessen Schauplatz mannigfach wechselt, hier das religiöse, dort das sittliche, hier das private, dort das politische Leben sein kann. So faßten auch die Trostschriften die Sache auf, die der Gebeugte von befreundeter Seite bekam, nicht nur von Theologen, sondern auch von Staatsmännern. Sie variieren alle das alte Thema vom Leiden des Gerechten, das Emerson kurz und schön in die Worte kleidet: „Wer da heroisch ist, wird allezeit kritische Lagen finden, in denen er seine Schneide erproben kann. Die Wahrheit fordert ihre Kämpen und Märtyrer, und die Feuerprobe der Verfolgung hört niemals auf."

2. Aber das Wichtigste ist uns, zu erfahren, wie denn der Dulder selbst sein Schicksal auffaßte und verstand! Denn in solch einem Schmelzfeuer wird das Innerste des Menschen offenbar und sein wahrer Wert festgestellt. Und da ist es denn bedeutsam, daß die mancherlei Selbstbekenntnisse, so verschiedene Seiten des ihm widerfahrenen dunkeln Loses sie hervorkehren mögen, darin übereinstimmen, daß er sein Leiden außerordentlich schwer genommen hat — viel schwerer, als der Vater das seinige. Das mochte einesteils daher rühren, daß es eine viel kompliziertere Größe war als das des Vaters: Hatte dieser es in der Hauptsache mit einem giftigen Feinde, dem Grafen Montmartin und dem durch ihn verblendeten Fürsten zu tun, so wurde der Sohn von einer ganzen Meute bissiger Hunde gehetzt und von einem Zufluchtsort zum andern gejagt, daß er keine Ruhe fand — aber noch etwas anderes wirkte dazu mit, was nicht an den Verhältnissen, sondern an ihm selber lag: Er war nicht nur zarter und feiner organisiert, also feinfühliger und empfindlicher, als der nervenstarke Vater, sondern in Bezug auf Bildung, Ansprüche und Ausgestaltung seiner menschlichen und bürgerlichen Existenz viel weiter fortgeschritten und gewissermaßen auch mehr

Weltmann — im indifferenten Sinn des Worts —, bot daher auch dem auf ihn hereinbrechenden Sturm eine viel größere Angriffsfläche dar. Er hatte darum einen weit schwereren Kampf durchzustehen, bis sein erschüttertes Gemüt ins Gleichgewicht kam und der Horizont seines Selbstbewußtseins sich erhellte.

Von den verschiedenen Selbstbekenntnissen mögen, als sich teilweise ergänzend, teilweise berichtigend, folgende angeführt werden: Wenn er den kühlen Verstand sprechen läßt, so sagt er sich, „daß ein dirigierender Minister darin Fehler macht, wenn er beim Antritt seines Amts Dummköpfe aus Mitleid auf ihren Stellen beläßt", statt daß er „das Haus nicht eher hätte betreten sollen, bis es von Ungeziefer gereinigt gewesen, so würden sie ihn nicht zutotgestochen und noch sein Grab verunreinigt haben." Weniger Bitterkeit, aber tiefe Wehmut erfaßte ihn, wenn er seine Erfahrungen vom Standpunkt des Gemüts betrachtete. Als er einst den Schuldenzahlungsplan betrachtete, den der Graf Heinrich Reuß anno 1613 mit altdeutscher Redlichkeit freiwillig eingegangen hatte, sagte er: „Nachdem ich an dem Bilde des biederen, wahrhaft edeln Heinrich mich gelabt hatte, brach die ungeheilte Wunde wieder auf und ich setzte mich hin, um mich satt zu weinen und die Erinnerungen eines 25jährigen Dienstes mit dem ganzen Trauergefolge verlorener Kräfte, vergeblicher Arbeiten, mißkannter Treue, verspotteter Grundsätze, zertrümmerter Pläne, vereitelter Wünsche und verschwundener Hoffnungen an mir vorübergehen zu lassen." Das sind Tränen eines Mannes nicht unwürdig! Aber höher erhebt er sich und kommt über sich selbst und seinen Schmerz hinaus, lernte sich in seinem Schicksal verstehen und „den Geist des Guten in dem Übel" herausfinden, wenn er den Blick zu Gott emporrichtet, um sein Schicksal als Seine Fügung und seinen Weg in Seinem Licht zu erkennen. Am 25. April 1781 schreibt er aus Zwingenberg in einem Dankbrief an einen Staatsmann u. a.: „Ich wandte einen Teil dieser Zeit dazu an, mein ganzes Leben die Musterung passieren zu lassen und mit richterlicher Redlichkeit und Unparteilichkeit mich selbst zu prüfen. O! was sieht und findet man da an sich, was man nie zu sehen und zu finden ge-

glaubt! Bei allem Bewußtsein der redlichsten Absichten, der wohltätigsten Bemühungen und reinsten Bestrebungen, wie unvollkommen und befleckt stellen sich manche der schönsten Handlungen im Lichte dessen dar, der Herzen und Nieren prüft! Wie viel muß man von dem Kapitel eigener Verdienste rabattieren (Abzüge machen)! Welche Wahrheiten, bitter und grob, aber Wahrheiten, muß man sich von den Feinden, Neidern und Tadlern sagen lassen, die man sich aus Gefälligkeit und Eigenliebe selbst verschwiegen hat!...

Das habe ich aber dann doch (abgerechnet, was der Mensch in solchen Läuterungsstunden mit Gott allein auszumachen hat!) wahrgenommen, daß es wahr sei, was ein deutsches Sprichwort sagt: Die Ratsherren sind am gescheitesten, wenn sie vom Rathaus heruntergehen. Manches Gute würde ich nun, nach ruhiger Prüfung, noch besser machen, manches Gute hingegen gar nicht tun, weil den Fürsten mancher Art und ihren Untertanen bloß alsdann wohl ist, wenn man bloß dafür sorgt, daß ihnen das Wasser nur bis an den Hals gehe und nicht bis in den Mund hineinlaufe. Manche Fehler würde ich verhüten, die ich nun deswegen als Fehler erkenne, weil mir's mit einer Menge guter Wünsche 2c. auch gegangen ist, wie Necker von sich bekennt: ‚Wie viele erkannte Wahrheiten muß man dem praktischen Übel und Verderben preisgeben, wenigstens sich begnügen, den verwickelten Knoten zu lüften und zu lösen, den man lieber mit Manneskraft zerhauen möchte!'

Bei stillem Nachdenken finde ich Gottes Weisheit und Erbarmung über seine Menschen darin, daß sich immer noch gute Menschen, starke, edle Seelen finden, die, nicht aus bloßem Ehrgeiz und Taglöhnersnot, sondern aus warmem Herzen sich hingeben, Zeit, Kräfte, Leben daran wenden, um einen Staat, König, Fürsten, Land oder Stadt aus dem Elend und der Verwirrung herauszureißen, gegen den Strom zu schwimmen, zu ringen, bis sie es andern abgewonnen und durchgesetzt haben, mit der täglichen Erwartung, daß eben die, die sie gerettet, ihnen nach gelöschtem Brand den Feuereimer auf dem Kopf entzweischlagen, der Fürst aber auf das neugeschenkte

Leben wieder losstürmt ... und dann finde ich Heldengeduld größer, herrlicher und siegender, als Heldenmut, der nur immer tun und nie dulden und warten will, und schäme mich, daß ich in jener Tugend soweit zurückgeblieben bin."

Diesen Zeugnissen, die an und für sich schon genugsam beweisen, daß Moser in der Selbstbeurteilung ebenso ehrlich und unbestechlich war, wie er es in seiner Amtsführung und Berufsführung gewesen, soll nur eines noch angereiht werden, das darum besonders bedeutsam ist, weil es bekundet, in welch grundsätzlichem und diametralen Gegensatz er sich mit eben seiner Berufsauffassung gegenüber dem ganzen Geist seiner Zeit befand. Moser bezeichnet als die Veranlassung zu dem in dem berühmten Werke „Politische Wahrheiten" (das erst 1796 herauskam) enthaltenen Aufsatz „über den Gehorsam im Dienste der Könige und Fürsten" in der Vorrede folgende interessante Episode: Als er im Jahre 1782 zum Schutz und Schirm gegen die von seinem gewesenen Dienstherrn zu erleidenden Mißhandlungen seine Zuflucht zum Kaiser nehmen mußte, habe es sich in einer Unterredung mit einem kaiserlichen Minister getroffen, daß derselbe auf seine (Mosers) Erklärungen, warum er verschiedene zum offenbaren Verderben des Landes gereichende Zumutungen unbefolgt gelassen habe, die ihm höchst unerwartete Antwort gab: „Wenn nun Ihr Herr das Land hat ruinieren wollen, was hat Sie das angegangen? Das Land war ja nicht Ihnen!" Nun habe er zwar begreifen können, wie in jener an Projekten und Umwälzungen so fruchtbaren Zeit ein Staatsdiener des Kaisers Josef so denken durfte, für ihn selbst aber sei diese Rede nicht nur neu, sondern wahrhaft erschütternd gewesen: „Es war mir nicht anders, denn als ob ein vor meinen Augen hängender Schleier weggezogen würde. Ich hatte mich bisher für einen Diener meines Fürsten, noch weit mehr und eigentlicher aber seines Landes gehalten, das er in der von mir bekleideten ersten Stelle meiner Hirtentreue und Sorgfalt anvertraut hatte. Hirte war ich also — das war's, was mir augenblicklich auf die Seele fiel —, aber nicht Herr seiner Herde. Wenn er demnach solche nicht nur zu

scheren, sondern auch zu schlachten beschlossen hatte, warst du als Hirte *berechtigt*, solches zu hindern? War der Grund hinreichend, aus Unmut gar den Hirtenstab wegzuwerfen und dadurch den Mietlingen und selbst den Wölfen gutes Spiel zu machen? und was der sich aufeinander drängenden Gedanken mehr waren." Die Bedeutung dieses Selbstbekenntnisses für die Beurteilung der Ministerschaft Mosers, wie für die Anfeindungen, die er darüber erlitten, ist offenbar von der größten Tragweite, in einer doppelten Richtung: *Einmal* wird dadurch die Unschuld des Mannes überhaupt, die bona fides und Gewissenhaftigkeit seiner Amtsführung, *unwiderleglich* erhärtet, in einer Weise, die alle folgenden Verleumdungen und Verurteilungen der Kommissionen und auch Fakultätsgutachten, die von 1780—90 aufeinander folgten, nicht im mindesten umstoßen können. *Sodann* aber ist hiedurch auch ein Erklärungsgrund gegeben für die rücksichts- und schonungslose Verfolgung von seiten seiner Gegner: denn sie *konnten* sich gar nicht in diese seine edeln Gesichtspunkte, seine Berufsauffassung hineinstellen — sie lagen jenseits ihres Horizonts. Sie behalfen sich ganz und gar mit dem bequemen Grundsatz: regis voluntas suprema lex esto, des Königs Wille (hier eigentlich: Des Fürsten Laune!) sei oberstes Gesetz! Ihm zu willen zu sein und zu schmeicheln, ist das nicht das Einfachste und zugleich Profitabelste? — Diese neue Entdeckung, die Moser in jenem Gespräch mit dem kaiserlichen Minister machte, und die ihm die Augen öffnete über dem Abgrund, an dem er hingewandelt war, ist, wie oben berührt, für ihn der Anlaß geworden, das Problem des Gehorsams in dem Dienste der Fürsten in seinem ganzen Zusammenhang und prinzipiell zu untersuchen. Aber auch die lehrreiche Schrift: „Über Regenten, Regierung und Minister, Schutt (d. h. Schotter) zur Wegebesserung des künftigen Jahrhunderts", die anno 1784 herauskam, verdankt ihre Entstehung und ihre Reichhaltigkeit den persönlichen Erfahrungen unter der Sonnenglut des Despotismus; daß der Tag der Abrechnung herbeikommen müsse, hat er darin vorausgesagt. Er hat ihn auch erlebt (denn schon 1789 brach die große Revolution herein), aber für sich als

ausgedienten Veteranen das Recht in Anspruch genommen, „sich in sich selbst zu verhüllen, seine Betrachtungen und Wünsche in sich selbst zu verschließen und bei der immer größeren Verwirrung der Köpfe und Herzen der göttlichen Allmacht, Weisheit und Güte zu überlassen, wie ... sie Licht aus der jetzigen Finsternis hervorbrechen lassen werde."

Wenn es aber demungeachtet ein Rätsel bleibt, wie es nur möglich war, auf den abgegangenen Minister Beschuldigungen über Beschuldigungen zu häufen und gegen ihn ein Jahrzehnt hindurch zu prozessieren, so mögen darüber folgende Erwägungen Licht verbreiten (im Anschlusse an Herrmann von Busche, der Mosers Bedeutung in seinem Buch: „Friedrich Karl Freiherr von Moser. Aus seinen Schriften sein Geist an das 19. Jahrhundert." Stuttgart 1846, gut erfaßt hat):

„Jeder Staatsmann, der nach einem bestimmten Systeme handelt, muß aus dem Ganzen seiner Handlungen beurteilt werden. Es gehört daher nicht viel Kunst dazu, aus der Summe aller Handlungen eines tätigen Geistes, wie Moser war, einzelne Stücke mit feindseliger Hand herauszureißen und in gehässigem Lichte darzustellen. Viel schwerer ist es dagegen, in solchen Fällen den echten, unbestochenen Richter zu spielen. Übersicht des Ganzen, Wahrheitsliebe und eindringender Scharfblick, verbunden mit praktischer Kenntnis der Welt und Menschen, müssen dabei einem ebenso großen Sinne für Gerechtigkeit zur Seite gehen." — „Die Staatsverwaltung Mosers, der sich in seinen Reformen unermüdlich zeigte, wurde von vielen verwünscht. Ein politischer Arzt, der so manche schmerzhafte Operation tiefliegender Schäden vornehmen und dabei mit chirurgischer Unbarmherzigkeit den Eiter verfolgen muß, wird aus ganz natürlichen Gründen mehr Hasser als Freunde haben. So Moser insbesondere, dessen glühender Eifer und fester Charakter ... ganz leicht in den Fehler einer allzuraschen Entschließung und unbiegsamer Beharrlichkeit verfallen mochte. Unter der Summe seiner ministeriellen Handlungen konnten also allerdings selbst einzelne Züge von Härte erscheinen, zu denen ein solcher Mann der reinsten Absicht unvermerkt hingerissen werden mag, sobald er auf hartnäckig widerstrebende Elemente stößt usw."

Was aber die einzelnen Bezichte anlangt, so taucht unter ihnen merkwürdigerweise, nachdem doch zuerst die sofortige Revision seiner Verwaltung keinen veruntreuten roten Heller

nachzuweisen vermocht hatte, nach drei Jahren ein Manko von 98000 Gulden auf, um derer willen man ihn glaubte in Anspruch nehmen zu können! Man fand dies, weil man schlechterdings etwas finden wollte. Im Übrigen mußten alle Schritte, die Moser nachher tat, um seine Ehre zu retten (z. B. die Reise zum Kaiser anno 1781 und 1782), oder um seine Existenz zu sichern (z. B. der Verkauf des Hauses in Darmstadt anno 1786), ebensoviele Anlässe und Vorwände abgeben, um ihn zu verdächtigen, wie denn bei der letzgenannten Gelegenheit nicht nur der Kaufschilling von der Regierung mit Arrest belegt, sondern auch die Verleumdung ausgestreut wurde, er sei dem Landgrafen 50000 Gulden schuldig geblieben! Daraufhin sprach er über sich selbst das Urteil: „Hat er das Unglück, nach einer legalen und unparteiischen Untersuchung strafbar oder auch — nur in irgend einer Art Untreue eines Hellers wert schuldig erfunden zu werden, so treffe ihn die Rache der Gerechtigkeit, sein Name sei mit Schande und Schmach, sein Leben mit Elend bezeichnet! Hat er aber als ein gerechter ... Mann, als ein treuer Diener seines gewesenen Fürsten und dessen Landes gehandelt, so werde seine Unschuld klar und seine Ehre gegen die ... Verleumdungen gerettet!"

3. Nachdem es uns auf Grund dieser verschiedenen Zeugnisse ermöglicht ist, uns ein Urteil über die eigentliche Lage der Dinge, die Ursachen der Verfolgung und die Frage nach ihrem Recht und Unrecht zu bilden, so können wir den Verlauf derselben, der mehr als ermüdend und so recht ein Denkmal von jener Zeiten Schande ist, weil er beweist, was Fürstenwillkür sich erlauben und Intrigue sich erfrechen konnte, ohne vor Kaiser und Rechtsgewalt sich zu fürchten — um so kürzer schildern.

Moser mußte sich entschließen, gegen seinen Dienstherrn höhere Hilfe zu suchen. Er tat es aber nicht, ohne vorher zweimal den Landgrafen gebeten zu haben, ihm sein Recht werden zu lassen: aber ganz ohne Erfolg. Im Jahre 1781 (und nachher wieder 1782) reiste er nach Wien zum Kaiser, der ihn gnädig empfing und tröstete, aber auch nur vertrösten, ihm nicht helfen konnte. Wurde ihm doch in Darmstadt diese Reise zum Kaiser nun als Kapitalverbrechen angerechnet! Ein

Referendär Hoffmann wurde entsandt, ihn beim Kaiser anzuschwärzen. Dieser gab zwar gebührenden Bescheid und Hoffmann kehrte am 4. Mai 1782 kleinlaut zurück. Aber schon am 6. Mai erschien das Geheimratskollegium in Zwingenberg und lud ihn durch den Kanzleidiener vor: diese Form war nur gewählt, um ihn zu kränken, und der erste Geheime Rat Hesse eröffnete ihm die äußerste Ungnade des Landgrafen und die Ausweisung aus dem Lande. Moser entgegnete in würdiger Weise, daß diese Ausweisung ein Verbrechen voraussetze. Als er sodann auf die impertinenten Briefe, die er an den Landgrafen abgelassen habe, hingewiesen wurde, erklärte er, dem Befehle zwar Folge leisten, aber seine Ehre verteidigen zu wollen.

Nachdem ein Holländer, den sein Los rührte, ihm sein Gütchen abgekauft (das Haus in Darmstadt konnte er noch nicht anbringen), zog er nach Mannheim ins Exil, wo er mit Unterbrechungen bis 1790 weilte und in den dürftigsten Verhältnissen, nur vom Ertrage seiner Feder leben mußte.

Nun beschwerte er sich anno 1782 beim Reichshofrat, u. a. mit folgenden Worten:

„Wenn es einem jeden Mann von Ehre, der den Ruhm unbefleckter Rechtschaffenheit bis ins graue Alter behauptet hat, schwer fallen muß, noch am Abend seines Lebens sich durch die entehrendsten Angriffe und härtesten Beschuldigungen mißhandelt zu sehen, wenn er zum Lohne langer, treuer und wichtiger Dienste unbefragt, ungehört, ununtersucht, erst vor aller Welt verleumdet und verlästert, und dann, wenn er nach langem Dulden und Harren an Richter und Gerechtigkeit erinnerte, sogar aus der Stelle, wo er ein abgearbeitetes Leben zu beschließen gehofft, herausgerissen, durch gewaltsame Verfügungen an dem Rest seines zum sparsamsten Unterhalt kaum hinreichenden Vermögens verkürzt und aus einem Lande, dessen treuer Diener und Hirte er war, verwiesen und fortgedrückt wird, so muß dies alles noch unendlich schmerzlicher fallen, wenn es von einem Fürsten herrührt, der die Treue und das Verdienst des nun mißhandelten Mannes durch den Lauf von etlich und zwanzigjährigen Diensten geprüft, erkannt, geschätzt, belobt, belohnt ... und endlich bloß darum über ihn gezürnt hat, weil er ihm zu treu gedient und Gewissens und Ehre halber zu schädlichen, übertriebenen, in der Erfüllung unmöglichen, Land und Sitten verderblichen Anforderungen und Zumutungen nicht die Hand hat bieten wollen."

Sodann geht er seine ganze Dienstgeschichte, auf lauter Tatsachen sich berufend, durch. Der Reichshofrat erkannte unterm 16. November 1782 die Beschwerden an, verurteilte das Benehmen des Landgrafen als pure Gewalttat und wies ihn an, „dem Freiherrn von Moser wegen dessen verletzter Ehre die gebührende Genugtuung samt Ersatz alles daraus entsprungenen Schadens angedeihen zu lassen", sowie in Bälde sich über den Vollzug derselben auszuweisen.

Zuerst wollte der Landgraf die Kompetenz des Reichshofrats in dieser Sache bestreiten, aber im September 1783 wurde unter Verwerfung aller Einwendungen ein rescriptum paritorium (ein Monitorium) erlassen, laut dessen dem Landgrafen erst, wenn er Folge geleistet haben werde, anheimgegeben wurde, ob er gegen Moser rechtlich vorgehen und ihn wegen seiner Verwaltung in Anspruch nehmen wolle. Nunmehr reichte der Fürst eine Befolgungsanzeige ein, die aber nichts weniger als ernst gemeint war. Dagegen wurde von jetzt an statt der brutalen Gewalt die rechtliche Form oder, genauer gesagt, der Schein Rechtens gewählt, um den geschlagenen Mann zu vernichten. Moser sollte als Verbrecher hingestellt werden.

In Gießen wurde — gegen den deutlichen Inhalt des reichshofrätlischen Urteils — eine Untersuchungskommission niedergesetzt und diese begann ihr Geschäft damit, daß sie Haus und Garten des Exministers in Darmstadt mit Beschlag belegte. Der Reichshofrat ließ dies natürlich nicht hingehen, sondern verwarf durch Beschluß vom 17. August 1784 die vom Landgrafen nur pro forma übergebene Befolgungsanzeige — denn der Befehl war nicht befolgt — und gab dem Landgrafen auf, bis zur erfolgten Gehorsamsleistung die aufgestellte Gießener Kommission aufzulösen und die von ihr vorgenommene Beschlagnahme aufzuheben.

Der Landgraf verweigerte wieder den Gehorsam — solchen Respekt genoß damals die Reichsgewalt — und war deshalb mit der wirklichen Erkennung der Exekution durch den Reichshofrat monatelang bedroht, aber eben bedroht, zum Vollzug kam es nicht. Da glaubte der Verfolgte in seinem edeln Sinne, zumal da der Prozeß für ihn günstig verlaufen, den wahrhaft selbstlosen Schritt tun zu sollen, durch vollständigen Verzicht

auf Injurienklage und Entschädigungsforderung Ruhe und Frieden herzustellen. Zu dem Zwecke wandte er sich ernstlich am 20. Januar 1785 in einem Schreiben an den Fürsten, worin er großmütig erklärt, auf die Rechte, die ihm das Erkenntnis des obersten Gerichtshofs zugesprochen, freiwillig zu verzichten, und zwar darum, weil die dem Fürsten angedrohte Exekution nur die unschuldigen Untertanen belasten, seine Ratgeber aber gewiß alle Künste aufbieten würden, den Vollzug der reichsoberstrichtlichen Urteile zu verzögern, zu entkräften oder zu vereiteln und darum das Übel wieder ärger gemacht würde.

Dann appellierte er in rührender Weise an sein Herz und sagt: „Eure Hochfürstliche Durchlaucht haben mich etliche 20 Jahre als einen rechtschaffenen Mann gekannt: ich bin dieses noch. Aber, gnädigster Fürst und Herr, möchten doch Eure Hochfürstliche Durchlaucht nicht bloß meine Feinde, sondern endlich auch einmal wieder die Stimme Ihres eigenen Herzens hören, gewiß würde es auch noch jetzt ein Wort für mich sprechen und Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht sagen, daß ein Fürst nicht ewig zürnen müsse." Sodann gab er beim Kaiser und Reichshofrat seine Verzichterklärung ein, welche am 11. Februar 1785 übergeben wurde. Darin sagt er u. a.:

„Da die Erfahrung mehrerer Jahre bewiesen hat, daß der Herr Landgraf sich's nicht abgewinnen könne, sich mit sich selbst zu versöhnen und sein Unrecht großmütig zu erkennen und zu vergüten, da er vielmehr Herz und Ohr gegen die wiederholte Warnungsstimme des Richters und das Flehen des von ihm Beleidigten verschließt und verhärtet ..., so will ich es den eigenen Gefühlen des Gewissens dieses Fürsten lediglich überlassen, ob er, da er mich nach 25jährigem, von ihm selbst als treu und uneigennützig gepriesenen Diensten zum armen Mann gemacht, auch noch vollends den zu meinem dürftigen Unterhalt und zur Versorgung meiner Ehegattin nach meinem Tod übrig bleibenden, von ihm gewalttätig eingezogenen und vorenthaltenen geringen Rest meines Vermögens gleichfalls behalten, und wie er diese Behandlung einst vor Gott, aller Menschen letzten und höchsten Richter, verantworten wolle."

Diese Tat unerhörter, aus tief religiösen Motiven entsprungener Selbstverleugnung wurde ihm, wie kaum anders zu erwarten, schnöde gedankt. Der Brief an den Landgrafen

kam uneröffnet zurück; der Bruder Wilhelm wurde in Pirmasens gar nicht vorgelassen; er wartete in strenger Kälte — wie einst Heinrich IV in Kanossa — vergeblich auf eine Audienz. Und als der Landgraf davon hörte, daß Moser selbst einmal bei ihm vorsprechen wollte, soll er etwas von einer „Kugel vor den Kopf" geäußert haben. Moser aber wandte sich am 13. Juli 1785 in einem zweiten Schreiben an den Fürsten, wieder ohne eine Antwort zu erhalten, obwohl seine Klagen: „mein Leben ist nur noch ein steter Wechsel von Gram, Schmerz und Leiden" — ein Herz von Stein hätte rühren mögen! Es war ihm nicht zu viel, noch ein drittes an ihn zu richten (am 10. Oktober d. J.), worin er sich zu einer ordnungsmäßigen Untersuchung erbietet und sagt: „Was wird aldann die Welt ... erst sagen, daß Eure Hochfürstliche Durchlaucht dem Hartbeleidigten, der sich gleichwohl vor Ihnen gedemütigt, die Versöhnung verweigern, daß Eure Hochfürstliche Durchlaucht einen in Ihres Herrn Vaters und Ihren eigenen Diensten mit Ehren ergrauten, statt Dank und Lohn ... in Verlust seines ehrlich erworbenen Vermögens gebrachten, aus einem Land ins andere gejagten, alten, mit einer elenden Gesundheit ringenden Mann zu guter Letzt seines Eigentums berauben und vollends zu Tode kränken und martern lassen wollen? Unter welchem Namen werden Eure Hochfürstliche Durchlaucht vor Ihrem eigenen fürstlichen Haus, Ihrem Land und Untertanen, dem ganzen deutschen Vaterlande, in der Geschichte Ihres Lebens in der späteren Nachwelt und was weit mehr ist als alles, vor Gottes Richterstuhl, dem Höchstdero mit so schnellen Schritten zueilen, erscheinen?"

Moser erhielt auch hierauf keine Antwort, sondern wurde nur am 7. Oktober 1785 vor die Gießener Kommission geladen, um sein Urteil anzuhören. War schon seine Verzichterklärung dahin gedeutet worden, daß er „der bereits angefangenen Untersuchung seiner Staatsvergehen auf gute Art auszuweichen suche", so konnte er unmöglich sich so preisgeben, dieser Ladung Folge zu leisten, der Ladung vor eine Kommission, die er nie anerkannte und der Reichshofrat kassiert hatte. Er erschien nicht. Aber die Sache wurde schlimmer. Die Kommission handelte gegen ihn in contu-

maciam, schloß die Akten und sandte sie zur Begutachtung an die Fakultät zu Frankfurt a. O., welche nichts besseres zu tun wußte, als das Verdammungsurteil über ihn auszusprechen. Moser erfuhr zunächst davon nichts, weil er der erneuten Zitation wieder nicht Folge leistete. Als aber im Jahr 1786, wie oben schon berührt, sein Vermögen, d. h. der Erlös aus seinem Haus in Darmstadt mit Arrest belegt war, mußte er sich (im August 1786) noch einmal an den Reichshofrat wenden, der im Oktober sowohl das Verfahren der Kommission, als das Gutachten der Fakultät und den Arrest des Vermögens aufhob und verlangte, daß eine unparteiische Kommission in oder außer Lands ernannt, beziehungsweise erbeten werden solle. Als darauf Moser wieder an das Gewissen des Fürsten appellierte, erfolgte nochmals keine Antwort. Zwar wurde (auf kurze Zeit!) die Beschlagnahme aufgehoben, auch berichtet, eine neue Kommission sei ernannt, aber als Moser im Februar 1787 die Anzeige hievon erhielt, lernte er auch das angeschlossene Frankfurter Gutachten kennen und das brach ihm sein Herz. In demselben war er als Missetäter behandelt und zu einer Festungsstrafe von 6 Jahren verurteilt! Er war zum äußersten Nachgeben entschlossen — ein müd und zu Tode gehetztes Wild — und brachte nun das größte Opfer, er opferte — sich selbst. Am 20. Februar 1788 erklärt er sich gegenüber der Kommission (und dem Landgrafen) dahin:

„Um meinen eigenen Qualen und dem langsamen Braten ein Ende zu machen, ergeht hiemit meine unumwundene Erklärung, daß wenn Ihro Hochfürstliche Durchlaucht es auf Ihr Gewissen zur dereinstigen Verantwortung vor Gott ... nehmen wollen, ich nicht nur mich unterwerfe, daß mein in Darmstadt beschlagnahmtes Vermögen ... eingezogen und konfisziert werde, sondern, wenn solches nicht hinreichen sollte, bin ich bereit, meine Bücher, Kleider und alle andere noch übrige Habe ... zu verabfolgen. Auch erkläre ich mich bereit, den mir von den Frankfurter Juristen zuerkannten 6jährigen Festungsarrest anzutreten, und solange mir Gott selbst das Leben fristen wird, auszuhalten ... Die einzige Wohltat, die ich mir ... erbitte, ist die Erlaubnis, daß mich meine rechtschaffene Gattin und unsere zwei treuen Dienstboten in den Arrest begleiten und uns bei unserer durch die bisherigen Qualen ganz zerrütteten Gesundheit pflegen dürfen;

desgleichen, daß mir . . . gestattet werde, mich mit schriftlichen Arbeiten zu beschäftigen, um Ihro Durchlaucht nicht mit meiner Verköstigung zur Last zu fallen und diesen letzten Bissen Tränenbrot noch selbst verdienen zu können, ohne für meine Witwe nach meinem Tode neue fiskalische Rechnungen befürchten zu müssen. . . ."

Es war ihm ernst damit. Der 65jährige Greis traf schon Vorbereitungen, um in den Kerker zu ziehen. Da mußten seine Feinde selber ihm dazu helfen, sein hiemit eigentlich freiwillig preisgegebenes, beziehungsweise geopfertes Selbst- und bürgerliches Ehrgefühl wieder aufzurütteln: In der Darmstädter Zeitung wurde er dem Publikum als Missetäter porträtiert und der betreffende Artikel rundherum in anderen deutschen Zeitungen offiziell verbreitet. So ermannte er sich, nahm am 20. April 1788 sein Erbieten gegenüber der Kommission wieder zurück und am 14. Juni erklärte er, sich der Kommission stellen zu wollen, wobei er aber ihr Verfahren als „despotisch und zudringlich" bezeichnete und verlangte, daß er einen freien Geleitsbrief bekomme und die Untersuchung in Darmstadt (d. h. in loco) vorgenommen werden müßte. Eine gleichzeitige Eingabe beim Reichshofrat wünschte aber, wo möglich, eine Kommission von einem anderen Reichsstande. Zwar geschah letzteres nicht. Aber der Landgraf mußte eine andere Kommission einsetzen und nach geschehenen Einreden von seiten Mosers wurde die Kieler Fakultät um ihre Gutachten angegangen, welche ein für ihn siegreiches Urteil fällte.

Zwar forderte der landgräfliche Anwalt die Revision desselben, aber ehe weiter darüber erkannt wurde, starb im April 1790 der Landgraf Ludwig IX. Ob auf seinem Sterbebette das Gewissen ernstlicher gesprochen hat, das er im Leben je länger, je mehr betäubt hatte, wer vermag es zu sagen? Jedenfalls leuchteten ihm, wie ein Geschichtsschreiber bemerkt, von der nahen Westgrenze her die ersten Blitze des über Europa dahinbrausenden Gewitterssturmes in die Augen — gewiß kein sanftes Schlummerlied für den Despoten.

Sein Sohn und Nachfolger aber tat in seinem Teile alles, um das Unrecht des Vaters gut zu machen (ein würdiger Sohn der edeln Mutter, Ludwig X, später Großherzog). Er schlug den ganzen Prozeß nieder, hob die Beschlagnahme des Ver-

mögens Mosers auf, ersetzte ihm allen dadurch verursachten Schaden und verlieh ihm eine jährliche Pension von 3000 Gulden. Auch kaufte er ihm seinen Garten in Darmstadt ab. In einem Nu war der zehnjährigen Trübsal ein Ende gemacht. Moser durfte an seinen Freund Jung-Stilling in Heidelberg, mit dem er in Mannheim einen freundschaftlichen, innigen Verkehr angeknüpft hatte — ein Verkehr, der sein süßester Trost war unter den fortgesetzten bitteren Kämpfen —, schreiben: „Auch ich bin errettet, in dem Augenblicke, da mir das Wasser bis an die Seele ging, da ich schon unterzusinken schien und mich darauf gefaßt gemacht hatte, mich durch das Erdenleben vollends zu taglöhnern und zu betteln. Gott lenkte das Herz des Fürsten, das weich und gut ist, aber verhetzt und vermauert war." Von nun an war alle Not gehoben: die Sorge, die Entbehrung, die Schmach und die Schande.

4. Vergegenwärtigen wir uns diese schwere Zeit noch einmal kurz: Wie kümmerlich er sich in Mannheim hatte durchschlagen müssen, davon gibt die Sage, die in der Familie Jung-Stilling geht, eine Ahnung, daß er manchmal nicht soviel hatte, daß er den Schuhmacher bezahlen konnte! Und durch diese Schule der Not mußte der Mann hindurch, der vorher auf den Höhen des Lebens gewandelt, die schönste Gemäldesammlung besessen hatte und mit allem Schmuck eines nicht nur gebildeten, sondern vornehmen Lebens umgeben gewesen war, weil seine schöne Laufbahn es von selbst mit sich gebracht hatte und seine Mittel es ihm erlaubten! Aber schmerzlicher war ja doch für ihn, den Mann von Ehre, der Verlust seines guten Namens, die Befleckung seines reinen Ehrenschilds. Konnte er als Christ, der ein höheres, bleibendes, ewiges Gut kennt, den Raub seiner Habe verwinden, so hat ihm der moralische Totschlag, der an ihm begangen wurde, fast das Herz gebrochen.

Wir verstehen an seinem Verhalten unter den auf ihn hereinbrechenden Schlägen vielleicht einen einzigen Zug, einen Schritt nicht ganz. Warum verzichtet er nicht nur anno 1785 auf seine Rechtsansprüche, die Beleidigungsklage und den Schadenersatzanspruch — das ist einigermaßen erklärlich, denn er wollte Frieden um jeden Preis und mehr noch, er hoffte,

das Herz seines Feindes, für dessen Heil er zitterte, zu gewinnen —, sondern schließlich, im Jahre 1788, auf das Recht seiner Unschuld, als er freiwillig sich zum Arreste stellte und damit das Verdammungsurteil unterschrieb? Ist er damit nicht eigentlich aus der Rolle gefallen und sich selbst untreu geworden? Diese Frage ist nicht nur für die Beurteilung des Mannes wichtig, sondern es ist, wie wenn in und an seiner Person ein Problem durchgearbeitet und veranschaulicht werden sollte, das gerade den Christen als Nachfolger Jesu im Verhältnis zur Welt angeht.

Man kann zunächst mit Recht sagen, Moser habe sich diesen äußersten Schritt gar nicht völlig überlegt: er war fast zu tot gehetzt; und was konnte ihm die Ehre vor der Welt noch gelten, nachdem sie 8 Jahre lang im Kote herumgezogen worden war? Man kann weiter denken: er glaubte gar nicht mehr daran, daß in dieser Welt, d. h. zunächst in der hessen-darmstädtischen, mit der er es zu tun hatte, ihm sein Recht würde: es galt also gleich, ob er inner- oder außerhalb der Festungsmauern ehrlos gesprochen war, aber drinnen hatte er doch Frieden. — Aber diese Erwägungen reichen doch nicht zu, den Schritt zu erklären. Vielleicht haben doch wesentlich christliche Beweggründe mitgewirkt, ihn zu dieser Selbstaufopferung zu treiben, Beweggründe, wie sie nur einem Jünger Jesu sich nahelegen können. Moser verstand und empfand etwas davon, was Paulus ein „Fluch der Welt und Fegopfer aller Leute" sein heißt (1 Kor. 4, 13). Aber seines Weges und seiner Rechte und Pflichten war Moser darin doch nicht ganz sicher.

Vielmehr legt der sofortige Widerruf seiner Kapitulation, dieser Kniebeugung vor der Majestät des Unrechts, der erfolgte, als die Feinde schadenfroh die Konsequenz seiner Selbstverurteilung zogen und ihn als Missetäter urbi et orbi, vor dem Land und vor der Welt, aus- und darstellten, davon Zeugnis ab, daß er sich selber und den — obwohl sauren — Weg der Pflicht wiedergefunden hatte, als er sich noch einmal erhob, um bis zum letzten Blutstropfen seine Unschuld zu verteidigen. Da war er wieder er selbst. Der Artikel in der Darmstädter Landeszeitung, der ihn als Verbrecher porträtierte, war der Spiegel, in den er nur zu schauen brauchte, um zu sich selbst zu kommen und zu erkennen: Der bin ich nicht.

So wird man sagen dürfen: Moser war bei jenem Schritte in der Situation eines Gefolterten, dem, aber auch nur augenblicklich, die Kraft und der Atem ausgegangen war; nicht daß er dieses Opfer der Person brachte, sondern daß er es zurücknahm, war groß von ihm. Nur Gott, aber nicht irgend einem Moloch der Welt darf man das Opfer der Persönlichkeit bringen.

Daher wird an seiner Erfahrung die wichtige Frage ins Licht gestellt, wie ein Christ in schweren Fällen das Gebot seines Herrn: „Ihr sollt nicht widerstreben dem Übel" richtig befolgen soll: Moser hat sich redlich bemüht, ihm gerecht zu werden und beide Pflichten zu erfüllen, sowohl die er als Christ und Nachfolger Jesu, als die er als Bürger und Ehrenmann hatte; wenn diese gebot: der Kampf ums Recht sei dir heilig (denn es galt ja nicht nur seinen Privatvorteil, sondern die Gerechtigkeit selber!), so sagte jene: überwinde deine Feinde mit Sanftmut! Und je länger je mehr wollte der Christ über den Bürger — wie er ihn verstand — siegen, bis er auf den Grenzpfahl stieß, der ihm deutlich sagte: bis hierher und nicht weiter! Er sah ein, daß alles Entgegenkommen, alles Nachgeben gegen die Feinde nicht nur verlorene Liebesmühe sei, sondern von ihnen stets als Eingeständnis seiner Schuld gewertet und verwertet wurde, und so mußte er unter seinen bitteren Schmerzen erkennen, daß der, welcher gesprochen hat: so dich jemand schlägt auf die rechte Backe, dem biete die andere auch dar! auch gesagt habe: ihre sollt euere Perlen nicht vor die Säue werfen, auf daß sie nicht... sich wenden, und euch zerreißen.

Es ist nicht Sache einer Lebensbeschreibung, diese zarten Fragen weiter zu besprechen und zu lösen, aber in einer Zeit, wo man über das Problem der Bergpredigt und ihrer Gebote inmitten der Welt so viel nachdenkt und schreibt, darf gerade auf die merkwürdigen Schicksale dieses Jüngers Jesu hingewiesen werden, als ein lehrreiches Material zur Einübung der christlichen Ethik und dieser Fragen insbesondere, zur Erkenntnis der feinen zarten Grenzlinien der Jünger- und der Menschenpflichten.

Wir können hiemit den Rückblick auf diese Prüfungs- und Läuterungszeit schließen, aus welcher der Held und Dulder, von oben wunderbar gestärkt, unversehrt hervorgegangen ist.

Noch sei bemerkt, daß als reife Frucht dieser schweren Schule die schönsten literarischen Erzeugnisse auf uns gekommen sind, nicht nur das oben genannte Buch „Über Regenten, Regierung und Minister", sondern auch der berühmte „Dr. Leidemit", aber noch weiter 12 Bände des „patriotischen Archivs" und dazu noch einige kirchenrechtliche Schriften von großem Gewichte — ein Beweis, daß die bitteren Schläge die Kraft seines Genius nicht zu knicken vermochten. Von jetzt an war ihm aber völlige Ruhe beschert, eine liebliche Erfüllung des Wortes: „um den Abend wird es licht sein."

Fünftes Kapitel.

Der Lebensabend und -Abschluß

(1790—98).

Kaum war die plötzliche glückliche Wendung seiner Umstände erfolgt, so beschloß er, seinen längst gehegten Plan auszuführen und in sein Vaterland Württemberg zurückzukehren, um daselbst sein Leben in stiller Tätigkeit zu verbringen und zu beschließen. Er kaufte in Ludwigsburg ein Haus mit Garten und zog im Dezember 1790 dahin. Er nannte Ludwigsburg sein „Karlsruhe". Nicht nur hatte er Ruhe vor seinen Feinden bekommen, sondern es war ihm auch der Friede der Seele beschieden, den nur der genießt, der im *inneren* Streit gesiegt hat, im Kampf um Gott und um das eigene Selbst. Wenn man durch solche tiefe Wasser hindurchgeführt und in solch feinem Siebe gesichtet worden ist, worin das Ewige und das Vergängliche, das Wertvolle und das Eitle voneinander geschieden wurden, so kann man ohne Schaden auch die Ruhe des Feierabends genießen und, was viel wichtiger, sie auch benützen und fruchtbar machen. Moser darf wohl auch von sich selbst ausgehen, wenn er in „Dr. Leidemit" einmal sagt: „Man sieht, wie die größten, weisesten, besten Menschen zuletzt nur an *einem* Gedanken, der ihrem Geiste Ruhe gewährt, haften bleiben, den Plunder von Größe und Ruhm wegwerfen, *klein* werden, der Welt *müde* werden, und

entkleidet von aller eigenen Gerechtigkeit, sich unaussprechlich freuen, wenn sie sich nur sagen dürfen: Mein Herr ist mit mir zufrieden."

Es ist, wie schon oben berührt wurde, begreiflich, daß der müde Streiter und Veteran auf dem Kampfplatz der Politik, als die blutige Morgenröte der neuen, der Revolutionszeit aufgegangen war, nicht mehr geneigt war, mit den neuen Ideen sich einzulassen und sie mit den seinigen — die doch wesentlich auch einen Fortschritt im Sinn der Freiheit und Brüderlichkeit unter der Menschheit anstrebten — zu verarbeiten. Demungeachtet war auch die Muße des Greisen nicht unfruchtbar. Einige seiner reifsten Schriften entstanden in Ludwigsburg, nicht nur zwei weitere Bände des „patriotischen Archivs", sondern auch die in Zürich 1796 erschienenen zwei Werke: „Politische Wahrheiten" und „Mannigfaltigkeiten", jene ganz besonders wertvoll. Endlich erschien in seinem Todesjahr noch die „aktenmäßige Geschichte der Waldenser" — ein Beweis, daß seine Muße kein Müßiggang, sein Rasten kein Rosten war.

Aber das tritt in diesen letzten Ruhejahren, wie das eben angeführte Wort aus dem Dr. Leidemit beweist, hervor: Das Hauptinteresse des Greisen ist der Pflege des inneren Menschen und der Heranreifung zur Ewigkeit gewidmet. Darum war sein liebster Umgang nicht der mit seinesgleichen, mit „Standespersonen", sondern den wahren Adel hatte er längst in dem wahren Christen erkannt, in denen, die es sind und nicht nur so heißen. Ein kleiner Kreis von christlichen Freunden, worunter der Waisenhausvater Israel Hartmann und der fromme Oberst von Maukler besonders hervorragten, war es, dem er sich anschloß. Die feine Bildung des Ministers und die Glaubenseinfalt des Waisenvaters ergänzten sich aufs beste. Da sie nicht weit auseinander wohnten, konnten sie öfters zusammenkommen. Es wird noch erzählt, wie sie sich zusammenfanden. In Ludwigsburg leitete Israel Hartmann die Privatversammlung. Am Johannisfeiertag 1792 wurde die „Stunde" eben gehalten, da trat auch, von seinem Bedienten angemeldet, Moser herein und setzte sich unter die übrigen Teilnehmer. Er war so befriedigt und erquickt von dem Eindruck dieses lauteren, einfachen Christen, daß er ihn nachher umarmte und mit ihm Freundschaft schloß.

Es gibt nun einmal kein engeres, innigeres, die Kluft der Stände und der Nationen mehr und besser überbrückendes Band, als die Einheit der Glaubensüberzeugung, der innersten Gesinnung, des Lebensziels. Wo es bei einem Menschen, wes Standes er sei, dahin gekommen, daß er zu seinem Gott sagen kann: „Du bist ja der Herr, ich weiß von keinem Gut außer dir," da wird er mit Notwendigkeit auch die Folgerung ziehen: „An den Heiligen, so auf Erden sind, und den Herrlichen, an denen habe ich all mein Gefallen" (Ps. 16, 2 und 3).

Das Lebensende Mosers kam still heran. Ehe er den zweiten Teil seiner „Geschichte der Waldenser" vollenden konnte, der die waldensischen Gemeinden in Württemberg behandeln sollte, wurde er vom irdischen Tagewerk abberufen. Im Herbst des Jahres 1798 kränkelte er und hoffte und sagte es auch zu seiner Gattin, er werde im Oktober heimgehen. Als der Oktober vergangen war, sagte sie erfreut, er sei nun geendet; er aber erwiderte: Ja, liebes Herz, der alte Oktober gilt! Am 10. November, der nach dem alten julianischen Kalender der 30. Oktober ist, wurde er sehr schwach und nach einem heftigen Erbrechen sank er todeskrank zusammen. Die Baronin schreibt von seinen letzten Stunden: „Was mir einigen Trost gibt, das ist, daß ich glaube, daß mein bester Freund nicht viel von seinen Schmerzen fühlt, weil er sehr viel schlummert und gelassen ist; und wenn er auch wach ist, so geht kein Wort der Klage aus seinem Munde; nichts als Zeichen von Dankbarkeit an seine Bedienung und Liebe gegen mich waren seine gestrigen Äußerungen. Seine Krankheit ist ein Schlag auf die Lunge. Er atmet besser, als gestern." Dieses leichte Atmen aber war der Vorbote des Todes. So schlief er sanft ein.

Er hatte vorher schon den Platz bestimmt, wo sein Leichnam ruhen sollte. Auf dem Waisenkirchhof wurde seine sterbliche Hülle bestattet, sein Geist aber trat die selige Reise an, von der er in einem seiner Lieder sagt:

„Wenn endlich meine Zeit ist aus
Und du mich rufest: Komm nach Haus!
So geh' ich gerne da hinein,
Wo ich mir längst gewünscht zu sein;
Dann will ich mich in meiner Brüder Reih'n,
Blutbräut'gam, ewig deines Todes freu'n."

Die Witwe, die schon 1793 in schwere Krankheit gefallen war, so daß er sie verlieren zu müssen glaubte, und die ihn nun bis zu seinem Ende mit ihrer Liebe beglücken durfte, überlebte ihn noch zwei Jahrzehnte. Im Jahre 1816 zog sie nach Straßburg, nachdem sie Haus und Garten an die Königin Mathilde von Württemberg verkauft hatte.

Das Mathildenstift kennt in Ludwigsburg jedermann. Das frühere Waisenhaus ist jetzt das Zuchthaus. Die Häuser liegen nahe beisammen, in denen der alte Minister und der schlichte, aber innerlich große Israel Hartmann wohnten und Geistesgemeinschaft pflegten. Gewiß machte er in seinem Stillleben in Ludwigsburg wenig Aufsehen und die wenigsten werden dort seinen Wert gekannt haben. Er beanspruchte auf Erden nur einen ruhigen Feierabend, nachdem er des Tages Last und Hitze und, was mehr besagen will, den Dank und Lohn der Welt, Kreuz und Verfolgung, reichlich getragen hatte.

Was er im Vorgefühl seiner baldigen Erlösung aus dem ein Jahrzehnt währenden Sturm und Ungewitter, das über sein Leben hingebraust war, am 1. September 1790 niedergeschrieben hatte, das ward ihm jetzt in vollem Maße zu teil:

Endlich wird nach langem Weinen
Meine Sonne wieder scheinen.
Endlich wird aus schweren Leiden
Seligkeit der reinsten Freuden.
Endlich wird mein Glaube siegen,
Hoffnung wird mich nicht betrügen.
Endlich kommen noch die Stunden,
Wo des Herzens tiefste Wunden
Sind geheilet und verbunden.
Endlich werd' ich voll Vertrauen
In Gott meinen Retter schauen.
Endlich wandelt lange Plage
Sich in frohe Lebenstage.
Endlich werden Siegerkronen
Das geduld'ge Warten lohnen,
Und ich werd' in tausend Weisen
Gott für meine Leiden preisen.

Sechstes Kapitel.

Moser der Schriftsteller.

Von dem umfassenden Schrifttum Mosers haben wir am gegebenen Ort schon die Hauptwerke angeführt. Mehr als von der Schriftstellerei des Vaters gilt von der des Sohnes: seine Blätter verwelken nicht. Das liegt nicht nur am besseren Stil, sondern auch am Inhalt. Die Schriften Friedrich Karls sind das Gewand, in dem der Mann, wie er ist, für alle Zeiten zu uns redet. Beim Vater Johann Jakob war das Schreiben mehr Geschäft, um nicht zu sagen — weil es einen übeln Beigeschmack zu haben schiene — Handwerk. Bei dem Sohne dagegen sind die Schriften der Kommentar zu seinem Leben und Wesen: die Lebensgeschichte, die innere und äußere Entwickelung, der Text. Darum wird, wer den ganzen Mann kennen lernen will, gut daran tun, das eine und andere seiner heute noch lehrreichen, weil eben geistvollen schriftlichen Denkmäler sich anzusehen, und umgekehrt wird diese Lebensskizze zum lebensvolleren Verständnis seiner Schriften einen kleinen Beitrag liefern können.

Außer den schon genannten Büchern ist besonders hinzuweisen auf die „gesammelten moralischen und politischen Schriften", zwei Teile enthaltend, in Frankfurt 1763 und 64 erschienen, in welcher die wertvollsten Aufsätze aus der Zeit seines Mannesalters gesammelt sind, sodann auf die „patriotischen Briefe" (1767) und die „Reliquien" (1767), die weniger Aufsätze als Aphorismen, d. h. Gedankensplitter enthalten; ferner auf die „Beherzigungen" (1761), die von den Vorurteilen und der Gedankenfreiheit in höchst interessanter Weise reden. Im ganzen wiegt bei Moser das vor, was wir mit dem französischen Wort „Essay" bezeichnen. Es sind mehr Aufsätze, als systematische größere Werke, worin er die Schärfe, den Tiefblick und den weiten Horizont seines Geistes bekundete. Im engeren Sinn religiöse Schriften hat der so fruchtbare Literat wenige geschrieben, obwohl die Religion, genauer das positive Christentum, der Rückgrat seines Lebens und Wesens war. Nur seine „geistlichen Gedichte, Psalmen

und Lieder" und einzelne zerstreute Aufsätze sind zu nennen. Mit der Theologie als solcher hat er sich vollends wenig befaßt, obwohl er ihre Probleme wohl kannte. Das ist für ihn bedeutsam: erstens ist es die Kehrseite davon, daß der religiöse Gesichtspunkt sein Denken und seine Schriften durchaus beherrscht und durchwaltet, sodann ist es ein Zeugnis davon, daß die Religion des Herzens und der Tat ihm weit über die des Verstandes ging.

Wenn im Folgenden aus dem Reichtum seiner literarischen Erzeugnisse Proben mitgeteilt werden, so müssen wir uns gerade auf einige bezeichnenden, seine religiösen Meinungen und Grundüberzeugungen widerspiegelnden Ausführungen und Gedankensplitter beschränken.

Moser dringt, wie sein Vater, in allen Dingen aufs Wesentliche; daher unterscheidet er wohl und genau zwischen Glaube und Theologie; zwar verlangte er nicht ein „undogmatisches Christentum", aber er hat ein feines Gefühl für das, was der Kern, und für das, was Einkleidung und Beiwerk im Christentum ist. Das beweist folgende Stelle in den „Reliquien" (d. h. laut der Vorrede: „Überbleibsel ganzer wertvoller Stücke, die von dem Untergang und der Zerstörung der Zeit errettet werden" 2c.):

„Unter allen Wissenschaften war vor Zeiten keine in geringerem Ansehen als die Theologie. Sie bestand nur aus etlichen wenigen Artikeln, war einfältig in der Kleidertracht, ging beständig zu Fuß aus einem Land ins andere und ward von den anderen Wissenschaften über die Achsel angesehen. Dies konnte sie endlich nicht länger erdulden und gab bei einer allgemeinen Kirchenversammlung eine Klage ein, worin sie zeigte, wie unanständig es wäre, daß sie, die Königin aller Wissenschaften, beständig zu so armseligem Erscheinen sollte verpflichtet sein, während die anderen täglich in großer Pracht 2c. erschienen. Die Kirchenversammlung fand diese Klagen wohl begründet und beschloß, sie sollte inskünftig standesgemäß auftreten. Seitdem hat sie die Gestalt angenommen, in welcher man sie noch jetzt sieht. Denn sie ist mit einem zahllosen Anhange verbündet und mit so vielen Auszierungen verbrämt worden, daß man kaum mehr sehen kann, was ihr eigentlicher Kern und Grund ist. Der Glaube, das einzige Mittel der Seligkeit, ist geringer geworden; die Artikel des Glaubens haben zugenommen!"

Worin aber sieht Moser den Kern des christlichen

Glaubens und Lebens? Darüber spricht er sich in den „Reliquien" deutlich aus. Den wahren Christen, den er auch den praktischen nennt, charakterisieren folgende Züge:

„Eine tiefe Ehrfurcht vor Gott und seiner nahen Allgegenwart, ein Herz voll heißer Dankbarkeit gegen seine unendliche Erbarmung in Christo, ein Gefühl der Gerechtigkeit, Liebe und Zuneigung gegen die Menschen, unsere Brüder, eine weise Mäßigung beim Besitz und Genuß zeitlicher Güter 2c., Gelassenheit bei widrigen Zufällen, ohne Stolz und Übermut in guten Tagen, Willigkeit, auch Unrecht zu erdulden, wohltätige Gesinnung gegen jedermann, Bescheidenheit im Umgang, Treue im Beruf, Untertänigkeit gegen Obrigkeit und Vorgesetzte, Gewissenhaftigkeit im Handel und Wandel, Vertrauen auf Gott in allen Umständen des Lebens." ...

Die Quelle aber, aus der ein solches Sein und Wesen zu schöpfen ist, die Wurzel, aus der es erwächst, beschreibt Moser mit scharfer Abweisung aller Vernunftreligion, mit deutlicher Abgrenzung gegen den Rationalismus seiner Zeit in den folgenden Ausführungen („Beherzigungen", S. 2 ff.):

„Der Mensch empfindet seinen göttlichen Ursprung so stark, daß er sich's nicht abgewinnen kann, sich selbst zu verachten: seine Armut aber drückt ihn zugleich mit solcher Übermacht, daß er nicht Mut und Herz genug hat, sich seiner ursprünglichen Würde zu rühmen. Er sucht daher diese von beiden Seiten quälenden und beschämenden Gedanken zu verbinden, um es wenigstens so weit zu bringen, daß er über seinen gegenwärtigen Zustand sich beruhigen könne.

Er würde diese Ruhe finden, wenn er Gott suchte und fände, aus dessen allmächtiger Hand die Seele ausgegangen ist. Allein der Mensch ist von Gott gewichen! ... zu stolz zum Bitten und zu arm, um zu verhungern, sucht er die Ruhe in sich selbst... vom Brahminen bis zum Hottentoten, vom Plato bis zum Leibnitz, vom Bayle bis zum Weisen von Sans-Souci ist in so verschiedenen Sprachen und Ausdrücken der Ausspruch: der Mensch habe recht in seinen Klagen, er habe auch recht in seinen Entschuldigungen. Der Mensch ist überall Richter und Partei in seiner eigenen Sache.

Das möchte so gelten, wenn kein Höherer ein Wort dabei zu sagen hätte: aber der uns gemacht hat, liebt sein obwohl von ihm gewichenes Geschöpf viel zu sehr, als daß er den Menschen ganz sich selbst überlassen sollte: man nenne es, wie man wolle, ist der ein Mensch, der nicht einmal in seinem Innern die Stimme Gottes vernommen hätte? Man nenne es Natur, Gewissen, Geist des

Menschen, ... diese dem Stoff einer jeden Menschenseele eingepflanzte, nach Gott ziehende Kraft verrückt den von ihm gesetzten Zirkel selbst gewählter Ruhe. Der Mensch ist aktiv und nicht tierisch passiv geschaffen. Die träge Kraft der Ruhe macht die Glückseligkeit des Menschen in seinem jetzigen Zustand noch keineswegs aus.... Die Seele will einen wirksamen Genuß, eine wahrhafte Sättigung haben.

Der Mensch setzt da ein, wo er sein Glück und seine Ruhe zuerst verscherzt hat, im Stolz der Erkenntnis, in der Wißbegierde ... Die Vernunft, das Licht und die Dienerin der Seele, leitet ihn so weit, daß er selbst weiß, wo er anfängt nicht mehr zu wissen, sie führt ihn an ihre äußersten Grenzen. Warum? Wir suchen, ist die allgemeine Antwort: die Wahrheit! Aber im Geiste des Menschen liegt eine angeborene Sympathie mit dem Falschen. Die gesteht er selbst ein! Was ist also Wahrheit? Wer lehrte sie mich finden, erkennen und prüfen?

Das ist die Wahrheit, ruft jeder sich selbst überlassene Mensch, wie ich's erkenne.... Hier öffnen sich die Schulen groß geachteter Weisen, die von dem Ursprung des Übels, vom Glück und der Bestimmung der Menschen und vom leichten Weg der Tugend außer Gott und seiner Erleuchtung von jeher so trefflich phantasieren ꝛc. und vor Begierde, die Menschen den rechten Weg zu führen, zuerst in die Abgründe der Zweifel und endlich nur allzuoft in die Verzweiflung versinken!

Die Menschen haben sich früh genug in die Haufen verteilt, in die sie noch versammelt sind: Eine Partei hat über die Vernunft, als über eine Marter des Lebens geklagt, sie haben lieber Bestien sein wollen und sie zu ersticken und zu betäuben gesucht, weil sie die Passionen in ihrer schmeichelhaften Herrschaft zu viel gemeistert. Andere fühlten ihre Menschlichkeit (d. h. ihr Menschentum) und wollten durch ihre Vernunft Götter werden: Keine von beiden Parteien hat ihren Zweck erreicht! Die Vernunft läßt sich ihr Recht nicht nehmen, den Menschen zu erinnern, was er ist und was er werden könnte. Sie weist ihm den Weg, ist sie aber der Weg selbst? Wenn sie der Weg ist, welcher Mensch hat je die Absicht, auf einem Weg zu bleiben? Dieser soll ihn doch nur zu dem Ziel bringen, das er sucht. Das höchste Ziel des sich selbst überlassenen Menschen ist die Achtung, worin er bei anderen zu stehen wünscht. Das ist sein Favoriteplätzchen, um dessen Erwerbung und Behauptung ihm alles Schwere leicht... wird. Darin treffen alle Temperamentsneigungen zusammen. ..." *)

*) Moser hat hier mit tiefem Blick die Ohnmacht des bloßen Vernunftstrebens und zugleich die Genealogie des Rationalismus nachgewiesen, welcher die breite Unterströmung im sittlich-religiösen Zustand

Wie ungenügend aber das ist, den Menschen über sich selbst hinaus zu heben und ihm zur wahren, zur ganzen Geistesfreiheit zu verhelfen, zeigt er an scharf gezeichneten Bildern aus dem Leben. U. a. sagt er:

„Es ist ein Spiegel, in dem sich noch viele, wenn sie wollen, erkennen werden, wie sich die Frau von Maintenon in einer über sich angestellten Prüfung erfunden hat: „Ich habe ... ein gewisses Verlangen, zu gefallen und hochgeschätzt zu werden, was mich gegen alle meine Passionen auf der Hut sein läßt. Es sind also fast allezeit nicht sowohl wirkliche Handlungen, worüber ich mir Vorwürfe zu machen hätte, sondern sehr menschliche Beweggründe, eine große Eitelkeit, viel Leichtsinn und Zerstreuung des Gemüts, eine große Freiheit in meinen Gedanken und Urteilen (denn „Gedanken sind zollfrei") und ein Zurückhalten in meinen Reden, das gleich erst nur auf menschliche Klugheit gegründet ist." ...

„Zur ganzen Freiheit gelangt kein menschlicher Geist ohne göttliche Gnade und Erleuchtung, welche allein die Grundlagen der Gedanken reinigt und die Seele zu ihrer ursprünglichen Hoheit erneuert. Es ist dies eine der preiswürdigsten Früchte der durch Christum erworbenen Erlösung von dem Wandel oder der Denkungsart nach väterlicher Weise, durch welche wir gefangen waren, der Sünde zu dienen in ihren Lüsten — welche aber keiner erfährt, dem ein solcher Erlöser noch nicht unentbehrlich geworden ist.

Die Vernunft allein reicht in ihren Kräften und Schlüssen nie so weit, oder sie will noch weiter reichen und das Ziel überschreiten, das dem Menschen in dem Stand seiner jetzigen Demütigung und Unvollkommenheit gesetzt ist.... Wem diese Sprache fanatisch lautet, der mache das Buch zu und lese etwas anderes; wer sich weise genug dünkt, auf eigene Kraft, der wage es auch auf seine eigene Gefahr! Wem die Vorschrift des natürlichen Gesetzes ... ein solcher sicherer Leitfaden der Tugend geworden ist, der lasse sich bei dieser anmaßenden Höhe der Einsichten und ... Kenntnis der Pflichten doppelte Schmach gefallen, wenn er sich gleich wohl seinen Passionen auf die schändlichste Art preisgibt (vgl. einen Voltaire!) ... — Es kann niemand aus eigener Kraft die Gewähr leisten, unverrückt tugendhaft zu sein; wer es sagt, ist ein Heuchler oder Betrüger. Die

seiner Zeit war. Er schließt sich damit an Pascals Gedanken an. — Nachdem er so bewiesen hat: „Das Vernunftlicht kann das Leben mir nicht geben," folgert er die Notwendigkeit und freut sich der Wirklichkeit der göttlichen Gnade und Erleuchtung.

tugendhaftesten Menschen sind bei den besten Vorsätzen zuweilen von einer Kette seltsamer und unerwarteter Zufälle hingerissen worden. Der gesündeste Mensch trägt den Keim der Verwesung in sich, welcher oft zu reifen beginnt, wo man's am wenigsten vermutet. Der aufgeklärteste Verstand hat seine dunkeln Ecken, der schönste Geist seine Flecken und geheimen Auswüchse, das redlichste Herz hat noch unerkannte Tücken: wir verwachsen wie die angeborenen Zeichen unseres Falls und fühlen unsere Bande nur zu oft erst dann, wenn wir am willkürlichsten unsere Freiheit gebrauchen wollen!" „... Laßt uns aufrichtig sein gegen uns selbst! Alle unsere Tugenden und Taten sind ein beflecktes Gewand im Licht des allerheiligsten Gottes, und doch ist er ... zu unserem Trost so verschonend, der liebreichste Vater, daß er unsere Handlungen nicht nach ihrer Größe oder ihren Mängeln beurteilt, sondern auf ein Herz sieht, das sich in dem lauteren Geständnis seiner Fehler seiner Leitung willig übergibt und bei jeder Handlung das Wort der ewigen Wahrheit glaubt und bekennt: Ohne mich könnt ihr nichts tun! Es mag dann immerhin sein, daß die Großen und Weisen dieser Welt wahre Christen für dummen Pöbel halten und selbst dem Mann, dessen Weisheit sie nicht entbehren können, die Beischrift anheften: Vir bonus, nisi Christianus (ein guter Mann, wenn er nur nicht ein Christ wäre!") — es wird ein Tag der allgemeinen Entscheidung kommen; alsdann wird der Gerechte stehen mit großer Freudigkeit wider die, so ihn geängstigt haben ꝛc." Weish. 5, 1—6.

Diese tiefe und unbedingte Überzeugung, daß die nur natürlichen Tugenden mit Falschheit behaftet und daß „allein das Christentum echt redliche, vollkommen ehrliche, wahrhaft aufrichtige Menschen mache, nach dem Maß der Treue, die jeder gegen die erleuchtende ... und heiligende Gnade Gottes beweist", führt Moser in dem Aufsatz „über die Aufrichtigkeit nach den Wirkungen der Natur und der Gnade" nach allen Seiten klar und scharf durch und bekennt:

„Es wird ein jeder, der sich in seinem Elend und Verderben gründlich kennen gelernt und im Licht Gottes erkannt hat, was das sei, ihn zu beleidigen, auf diesen fleischlichen Ruhm der eigenen Gerechtigkeit gerne Verzicht tun und froh sein, daß er die rechte und alleinige Quelle für seine Unreinigkeiten und Sünden, nämlich die heiligen Wunden seines Heilands und Erlösers gefunden und durch dieses ewige Opfer so geheiligt worden, daß ihm dadurch der Zugang zum Herzen Gottes geöffnet und er als sein Kind nun seines Menschenstandes erst recht froh werden ... kann. Das macht freie, das macht

tugendhafte Menschen; das wirkt erst wahre, heitere ... Begriffe von Gott, der Seele und der Welt."

So steht er in dieser Beziehung mit beiden Füßen im Mittelpunkt, im Allerheiligsten des christlichen Erlösungsglaubens und läßt sich um keines Haares Breite von diesem Standpunkt rücken. Er beklagt („Reliquien", S. 208 f.) aufs tiefste den unter den Theologen einreißenden Deismus und Socinianismus, der Christum zum Propheten und Lehrer degradierte und *den Herrn verleugnet, der uns erkauft hat.*

Wie teuer ihm dieser Glaube war, davon zeugt ein geistvolles Wort, das so recht unabsichtlich, ganz von selbst ihm aus seinem Herzen quillt und unvergeßlich bleibt, wenn man es nur einmal gelesen hat. Als er an *Hamann*, wie oben schon berührt, von der für ihn in Aussicht genommenen Instruktorstelle bei einem Prinzen von H. schrieb und die Verhältnisse nach ihren Licht- und Schattenseiten, das „Süße und Saure dieser Stelle am Hofe" schildern sollte, beschränkte er sich auf die Worte: Es würde am Ende allemal auf die zwei kurzen Sätze hinauskommen: „In der Welt habt ihr Angst, aber in mir habt ihr Frieden. *Ich weiß kein Sans-Souci als auf Golgatha; alles andere reduziert sich nur auf das plus und minus menschlichen Elends und Freuden.*"

In diesem *einen* Wort hat sich der christliche Philosoph Moser genugsam charakterisiert.

Weil (nicht *obwohl*) er aber so festen Fuß im Mittelpunkt des Christusglaubens gefaßt hatte, konnte er einen freien, weiten Horizont behalten sowohl gegenüber der Vernunft und Wissenschaft und ihren gebieterischen Forderungen, als gegenüber dem großen Gebiet des Weltlebens, seiner Pflichten und Interessen; also *theoretisch* wie *praktisch* lag ihm daran, weitherzig und weitsichtig zu sein. Derselbe Mann, der so entschieden die Unzulänglichkeit der Vernunft zur Gewinnung der wahren Geistesfreiheit und Menschenwürde nachgewiesen hat, ist ebenso weit davon entfernt, ihrem Wert, ihrer Freiheit und Souveränität etwas zu vergeben. In dem vortrefflichen Aufsatz über „*die schönen Wissenschaften und Künste im Bund und Glanz der Religion*" (dessen Titel schon den freien Stand-

punkt des Verfassers kennzeichnet) sagt er (vergl. „Moralische und politische Schriften" II, 388 ff.):

„Es sind ewig unumstößliche Wahrheiten: Wir sollen die Welt nicht lieb haben, sie verleugnen, uns ihr nicht gleich stellen ꝛc. Heißt aber solches: In Klöstern sich einmauern ꝛc. oder Einfalt mit Dummheit verwechseln oder den Wissenschaften fluchen? Keineswegs!

Der Mensch will's auch in geistlichen Dingen immer noch besser machen als es Gott selbst von ihm verlangt. . . . Daher rühren die falschen Geistlichkeiten ꝛc. (Kirchengebote, Lieblingsmeinungen usw.). Dies ist die Quelle so mancher übertriebenen Lehrsätze der Mystiker (NB. daß Moser die wahre Mystik kannte und selbst übte, davon haben wir uns oben überzeugt, als von seinen stillen Abendstunden die Rede war); daher rühren alle geistlichen Moden. Daher entstand der unüberlegte Eifer am Anfang des jetzigen Jahrhunderts, da man von der Welt ausgegangen zu sein glaubte, wenn man die Perücke nicht puderte und keine Manschetten trug und dergl. . . . Daher kommt endlich auch der unrichtige Begriff, den sich manche redlichen Christen von der Vernunft, deren Gebrauch, Kultivierung und ihrem Verhältnis zum Christentum gemacht und daher einen Haß gegen manche Teile der Gelehrsamkeit, besonders aber der schönen Wissenschaften gefaßt haben: weil wir die Vernunft gefangen nehmen sollen unter den Gehorsam des Glaubens, so treiben sie es noch weiter und schlagen, um im Gleichnis fortzufahren, den Gefangenen gar tot; weil wir in den Geheimnissen des Glaubens nicht grübeln, sondern glauben sollen, so wurde der Vernunft selbst ein sehr unvernünftiger Krieg angekündigt und sie als der unversöhnliche Feind des Christentums ausgeschrieen. . . .

Ich glaube nicht, daß man die Häupter und Stifter gewisser Religionsparteien und Sekten von allen unlauteren Nebenabsichten hiebei gänzlich freisprechen könne. Mit einem Menschen, dem man seine eigene Vernunft verdächtig machen kann, läßt sich alles anfangen. Man gibt den Jesuiten Schuld, daß sie die Religion ihrer Untertanen in Paraguay auf die zwei Sätze beschränkten: Fürchtet Gott und gehorchet euren Lehrern! Und in welchen Ketten die Vernunft annoch im Papsttum gehalten wird und wie solches noch ein Geheimnis seiner Gründung und Erhaltung sei, ist bekannt." *)

Daher spricht er auch goldene Worte über das Verhältnis

*) Diesen Punkt legt er in seinen Schriften: „Über die Regierung der geistlichen Staaten in Deutschland" (1787) und „Geschichte der päpstlichen Nuntien in Deutschland 1788" geschichtlich und systematisch und

von Philosophie und Christentum. Jene „ist die keusche Weisheit, welche den menschlichen Verstand aus seiner Kindheit heraushebt und ihm das Gängelband unverständiger und eigennütziger Führer entbehrlich macht ..., und weit entfernt, daß wahre Philosophie mit wahrem Christentum im Widerspruch stände, klärt vielmehr jene unsere Begriffe davon immer mehr auf, berichtigt, läutert und reinigt unsere religiösen Empfindungen; es wird und muß noch dahin kommen, daß sich Philosophie und Christentum in dem, was an beiden brauchbar und gut ist, begegnen und daß beide eins werden."

Was das andere betrifft, das Verhältnis des Christentums zur Kultur, Politik und bürgerlichen Leben, so sei zunächst nur hingewiesen auf das goldene Wort von der „Verbindung der Religion mit dem Staat" (Reliquien I, S. 209 f.):

„Diejenigen, so in der Verbindung der bürgerlichen Gesellschaft mit der Religion Schwierigkeiten finden, greifen die Weisheit, Güte, Barmherzigkeit und Allwissenheit Gottes selbst und unmittelbar an. Der bürgerliche Mensch und der zur Unsterblichkeit erschaffene Mensch können nie in einem Widerspruch gegen einander stehen, ohne Gott die Schuld der Grausamkeit aufzubürden, daß er den Menschen in zwei Verhältnisse gesetzt habe, die sich nicht vereinigen ließen, worin das Glück der einen das Unglück der andern mache und man immer ein schlechterer Bürger werden müsse, je nachdem man sich bemühe, seinen Geboten immer vollkommener nachzuleben."

Ebenso treffend ist seine in dem Aufsatz: „Von dem göttlichen Recht der Könige, vom Ursprung der landesherrlichen und obrigkeitlichen Gewalt und von der Natur und den Grenzen des

mit so unwiderleglicher Klarheit weiter auseinander, daß die Evangelischen noch heute zu dem ihnen befohlenen und aufgedrungenen Kampf gegen den Ultramontanismus die schärfsten Waffen aus seinem Arsenale holen könnten. — Moser sagte auch einmal der Maria Theresia die Wahrheit ins Gesicht. Er erzählt davon folgendes: „Die gütige Kaiserin Königin fragte mich einmal: Sag' er mir, warum ist die Erziehung bei euch Protestanten besser, als bei uns? „Man macht," war meine Antwort, „mehr Fenster in die Mauern". „Ich verstehe ihn nicht, erwiderte die Monarchin, was er damit sagen will. „Wir gewöhnen," replizierte ich, „unsere Jugend zum eigenen Denken, während bei der gewöhnlichen katholischen Erziehung nur das Gedächtnis beschäftigt wird". Lebhaft fiel die Monarchin daraufhin ein: „Das geht auf die Freigeisterei hinaus" und brach kurz ab.

Gehorsams" (1791 und 92) gegebene Auslegung von Röm. 13, 1—5, die nicht, wie die theologische Exegese so leicht tut, bloß den Sinn wiedergibt, sondern die tatsächlichen Probleme für die Gegenwart, die Rechte und Pflichten des Staatsbürgers mutig anfaßt. Er sagt da u. a.:

„Es kann niemand den Despotismus stärker hassen als ich. Der Beweis darin liegt nicht nur in meinen Schriften, sondern auch in meinem Leben. — Alle, alle, Gott und einem gerechten Fürsten sei's gedankt! nun überstandenen Leiden und Qualen würde ich noch einmal ausgestanden haben, ehe ich mir erlaubt... hätte, Funken des Mißvergnügens bei Untertanen anzublasen, Unruhen anzuzetteln ꝛc., mit einem Worte, mich an dem Patent und Geburtsbrief eines Fürsten zu vergreifen. Ich würde geglaubt haben, noch weniger an ihm selbst mich zu versündigen . . ., als an seinem Volk mich eines Hochverrats schuldig zu machen. Bei diesem persönlichen Glauben... kann ich jedoch mit eben so reiner Wahrheitsliebe nicht verbergen, daß ich keineswegs der Meinung beipflichte, womit einige unserer neuen Volkslehrer obiges Gebot des Herrn: Seid untertan der Obrigkeit ꝛc. bis zu einem blinden, passiven, unbeschränkten, tierischen Gehorsam ausdehnen, welcher einerseits den geraden Weg zum Despotismus bahnt und just durch das mißverstandene und mißdeutete jus divinum der Obrigkeit Tyrannen macht, andererseits hingegen nur um so stärker zum Widerstand reizt, Miltons erweckt, Bürgerkriege entzündet und endlich Revolutionen veranlaßt.

Um so auffallender war es mir, in unseren Tagen in einer ganz neuen, klassischen Schrift aus der Hand eines sonst so herzlichen, redlichen und scharfsinnigen Mannes die Worte zu lesen: „Gott will, daß ich meiner Obrigkeit gehorche, und ihr die Abgaben entrichte, die sie mir auflegt. Ich sündige gegen Gott, wenn ich das nicht tue, denn die Obrigkeit steht nicht von ungefähr an der Stelle, sondern Gott hat sie dahin gesetzt. Glaub' ich, daß mir Unrecht geschehe, so mag ich's ihr vorstellen, sie um Gerechtigkeit, um Hilfe, um Erleichterung meiner Last, um Gnade bitten; ich darf mein Recht bei den Richtern suchen, die von ihr gesetzt sind, aber ich muß mich dem unterwerfen, was die Obrigkeit spricht. Das ist wahre Christuslehre über diesen Punkt und die einzige Aufklärung über seine Rechte, die das Volk bedarf." Mein erster Gedanke bei Lesung dieser Stelle (verzeihe mir der würdige Mann diese Herzenserleichterung) war: Schade, daß Ewald nicht Superintendent zu Wien unter Joseph II. war, welcher eben so dachte und glaubte, der öffentlich und nur allzuoft

behauptete: Zuerst müsse man gehorchen, und hernach könne man Vorstellung tun! Daher flossen die heißen Tränen, womit der büßende Monarch die Irrtümer seines despotischen Glaubens noch auf seinem Sterbebett so schmerzlich bereuet, so laut widerrufen hat. Für russische, walachische, türkische Bauern, für surinamische Neger mag diese Aufklärung gelten, Christus' und seines Apostels Lehre ist sie, sowie sie in ihren nur allzu verschraubten, schwankenden und zweideutigen Modifikationen da liegt, einmal nicht; das Christentum macht und will keine Sklaven, die Ketten mögen von einem Metall sein, von welchem sie wollen.

Eine alte bekannte Regel der Schrifterklärung sagt: Distingue tempora et concordabit scriptura (Unterscheide die Zeiten und die Schrift wird übereinstimmen). Nimmt man diese zu Hilfe, so gewinnt die ganze Sache ein anderes und milderes Ansehen. Jede Periode hat ja ohnehin ihre eigenen Zeugen und Zeugnisse der Wahrheit, nach den Zeichen und Bedürfnissen der Zeit, nach der Verfeinerung oder Vergröberung des Irrtums, nach zunehmenden Kräften des Lichts oder der Finsternis. Paulus hatte es bei seinem so ernstlichen und bestimmten Gebot des Gehorsams gegen die Obrigkeit ganz vorzüglich und eigentlich mit den zum Christentum bekehrten Juden zu tun, welche aus angebornem Nationalvorurteil und Nationalstolz die Herrschaft der Römer über sich äußerst ungerne trugen, deren Zerstörung noch immer hofften, und unter welchen von unruhigen und brausenden Köpfen selbst immer wieder neue Empörungen versucht wurden, bis sie sich selbst mit der völligen Zerstörung und Zerstreuung dieses unglücklichen Volkes endigten. Diesen schärft er den Gehorsam gegen ihre Landesobrigkeit ein, um zugleich ihrem Vorurteil, als ob die römischen Kaiser gleichwohl nicht ihre natürliche und rechtmäßige Herrschaft wären, desto nachdrücklicher zu begegnen und sie durch die allgemeine Wahrheit, daß alle Obrigkeit eine göttliche Anstalt sei, mit den Wegen der Vorsehung über ihr Volk zu versöhnen und zu desto willigerem Gehorsam zu erwecken.

Dieser große Satz: Alle Obrigkeit ist eine göttliche Ordnung, kann bei dem Christentum nicht nur bestehen, sondern er wird durch dasselbe noch zu reineren Einsichten, treuerer Anhänglichkeit, herzlicherer Liebe und raisonnierterer Dankbarkeit erhöht; ein wahrer Christ ist gewiß und allemal, in jedem Sinn des Worts, auch der beste Untertan. Diese Gesinnung des Gehorsams schließt aber Empfindung und Verteidigung seiner Menschenrechte, Vorstellungen der Landstände und Untertanen, Bußpredigten der Hof-, Stadt- und Landprediger, Verträge zwischen Herrn und Land, Klagen und Beschwerden über deren Verletzung bei dem höhern Richter, in dem äußersten Fall der Not

sogar Selbsthilfe gegen einen vorsätzlichen, beharrlichen und unverbesserlichen Volksbedrücker keineswegs aus."

Schon diese Proben mögen hinreichen zum Beweise, daß der selbständige Denker auch uns noch viel zu sagen hat. Wenn es der Raum erlaubte, so müßten aus der Fülle dessen, was er für politische Freiheit und gegen den Despotismus, für den wahren Patriotismus und gegen den Egoismus der Einzelnen und der Stände, für unparteiische Rechtspflege und gegen die Bestechung, Kriecherei und das Strebertum, für die Freiheit des Denkens und der Meinungsäußerung, gegen die Tyrannei von oben und den Sklavensinn von unten mit einem damals unerhörten Freimut geschrieben und seiner Mitwelt ins Gewissen gerufen hat, noch die bezeichnendsten Zeugnisse aufgeführt werden. Aber wir könnten bei der Überfülle seiner literarischen Schätze doch nur Bruchstücke, nichts Ganzes daraus entnehmen. — Wer zu den Quellen selber geht und aus ihnen schöpft, wird es nicht bereuen.

Dagegen wollen wir uns das Bild des Mannes noch in kurzen Zügen vergegenwärtigen.

Siebentes Kapitel.

Charakteristik Mosers.

1. Moser im Rahmen seiner Zeit kann wohl nicht treffender gezeichnet werden, als es von dem geistvollen Robert von Mohl in der „Geschichte der Staatswissenschaften" geschehen ist. Er sagt da u. a.:

„Deutschland hat unglücklichere Zeiten gehabt, als im 18. Jahrhundert, aber keine elenderen. Das Leben in den höheren Schichten der Gesellschaft war durch und durch verfault. Die Beispiele der französischen Ludwige hatten viele der deutschen Höfe mit schamloser Liederlichkeit, Verprassung, Gewalttätigkeit angesteckt und die Nachahmungen übertrafen im kleinen Raume und bei den beschränkten Mitteln noch das Urbild an Schmutz, Frechheit und Schädlichkeit. . . . Nichts ist begreiflicher, als daß ein Mann wie Moser sein ganzes Leben hindurch von heiligem Ingrimm erfüllt war und mit dem scharfen Schwerte seines

Witzes und mit der tötenden Knute seines Zornes dazwischen schlug. Freilich ist es aber auch kein Wunder, daß er in jenen Kreisen als ein schwarzgalliger Störefried, als ein bösartiger Satiriker, als ein Mensch, mit dem kein Auskommen sei, tötlich gehaßt wurde. . . .

Seine feurige und ungeduldige Natur war zum geraden Angriff auf Unrecht und sittliche Schlechtigkeit geneigt. Er nahm von Haus aus an, daß nicht sowohl Unkenntnis des Rechts zu Irrtümern führe, seine Lebensführung hatte ihn gelehrt, daß weit häufiger bei vollem Bewußtsein des Gesetzes und Rechtes Leidenschaft und Eigensucht zu Verletzungen der Wehrlosen treiben. Sein scharfer Blick ließ ihn in den Herzensfalten der Fürsten seiner Zeit lesen, und was er hier fand, erfüllte ihn nur allzuoft mit Entrüstung, welche sich dann gern Luft machte in bitteren Sätzen und schneidender Verhöhnung. Ihm lag mehr daran, den Willen der Menschen zu bessern, als ihr Wissen, zunächst aber solcher, deren Entschließungen von unmittelbarer Wirkung sein mußten. Daher sagt er auch in einem seiner Briefe bezeichnend genug, daß ihn das Staatsrecht mit Ekel erfülle und er sich nur mit Staatsmoral abgebe. Und daher sind seine hauptsächlichen Schriften . . . kleinere Aufsätze, in denen er mit scharfer Geißel die Fehler der Fürsten, die Laster der Höfe züchtigte oder mit wehmütiger Liebe die seltenen Tugenden großer, namentlich wohlmeinender und unbestechlicher Staatsmänner als beschämenden Spiegel emporhielt. . . . Namentlich waren es die Herstellung und Beschützung einer gesetzlichen Freiheit, die Sittlichkeit . . . der Fürsten und ihrer Höfe, das richtige Verhältnis der öffentlichen Beamten, die Anerkennung und Verteidigung tüchtiger und verkannter Staatsmänner, denen er seine Feder widmete. In einigen dieser Materien ist er noch heute als klassischer Schriftsteller anerkannt, in anderen mag er hauptsächlich als getreuer Spiegel eines glücklicherweise hinter uns liegenden Zustandes gelten, in allen hat er mit einer beispiellosen Freiheit tief in seine Zeit eingegriffen. Und wenn nichts mehr wäre, als daß er „den Deutschen die Hundedemut abgewöhnt habe," so wäre dies allein schon ein unsterbliches Verdienst."

Hiernach stand Friedrich Karl von Moser in seiner Zeit und unter seinem Geschlecht da als ein politischer „Jeremias, ein Prediger der Gerechtigkeit", der Gerechtigkeit im öffentlichen Leben, und er hat den Prophetenlohn davongetragen, der zu allen Zeiten und in allen Ständen, wie er (in seinen „patriotischen Briefen") sagte, der war: „Sie haben eure Väter gesteinigt, also auch euch!" — als ein Patriot, der nur das

eine begehrt („der Herr und der Diener", S. 60): „O daß die Nachwelt nie ein patriotisches Herz an mir mißkenne: auf den Dank der jetzigen will ich gern keinen Anspruch machen" —, als ein Christ und Zeuge der ewigen Wahrheit, der als die Stimme eines Predigers in der Wüste unaufhörlich und unermüdet es der Welt, der hohen und der niederen, in die Ohren rief: „Keine Religion ist der wahren Glückseligkeit der Menschen angemessener, als die christliche: Das Christentum macht gute Regenten und gute Untertanen, rechtschaffene Unterobrigkeiten, sorgfältige Eltern, wohlgeartete Kinder, gewissenhafte Finanzmänner, redliche Richter, treue Soldaten; sie befördert nicht nur, sondern erhöht alle bürgerlichen Tugenden und gibt ihnen eine Zuverlässigkeit und Dauer, die sie nur durch den Geist der Religion erhalten können" („Beherzigungen", S. 205).

2. Auf diesem Grund wird uns nicht nur sein Lebensgang, sondern auch die innere Entwickelung seines Charakters verständlich. Der Gesamteindruck eines Mannes, oder sein innerer Wert und Gehalt, wie die Spuren seines Lebens und Wirkens für die Mit- oder Nachwelt sind ja immer durch verschiedene Gesichtspunkte bestimmt. Man hat nicht nur zu fragen: Was sind die besonderen Gaben und Kräfte, Vorzüge und Mängel des betreffenden Mannes? sondern ebenso wichtig und maßgebend ist die andere Frage: Wie verhält er sich zu dem Berufe, zu der Aufgabe, die ihm zufiel? Wieweit ist er ihr gerecht geworden? Und endlich, sofern unser irdisches Leben in die Ewigkeit ausmündet: Wie ist er zu ihr hin und für sie ausgereift? Wir werden alle diese drei Gesichtspunkte im Auge behalten müssen, wenn wir ein zutreffendes Gesamtbild von diesem Manne gewinnen wollen.

In jener ersten Beziehung ist ein französischer Ausspruch bemerkenswert: „Le mystère de l'existence, c'est le rapport de nos erreurs avec nos peines": „Das Geheimnis unseres Lebens beruht auf der Beziehung zwischen unseren Fehlern und unseren Leiden." Das ist ohne allen Zweifel auch bei dem vielgeprüften jüngeren Moser der Fall. Nicht nur daß, wie oben berührt, die Stärke und die Schwäche seines Charakters — jenes die Energie, dieses die Heftigkeit seines Naturells — so nahe beieinander lagen, sondern, wenn auch die

Fehler, die Mißgriffe und Irrtümer, auf die er im einzelnen verfallen konnte, gar nicht in betracht kommen gegenüber der Summe von Verdiensten, Leistungen und dem großen Ganzen seines gewissenhaften, von den reinsten Beweggründen getragenen Wirkens und Schaffens, so läßt sich doch nicht verhehlen, daß die furchtbare Leidensschule für ihn unentbehrlich war, um die Schlacken in seinem Wesen auszuschmelzen. Zwischen dem stürmischen jungen Mann, der von Erfolg zu Erfolg eilte und von Stufe zu Stufe emporstieg, darum auch kein geringes Selbstgefühl von seinem Werte in seiner Brust trug, und dem abgeklärten, demütigen, gereiften, ehrwürdigen Greise ist ein großer Abstand.

Und welch eine tiefe Selbsterkenntnis spricht aus den (aus der Leidensschule des Exministers in Mannheim stammenden) Worten in „Dr. Leidemit“: „Wenn ich alle Freuden meines vergangenen Lebens, allen Genuß der Ehre unter Menschen und des Wohllebens auf einem Haufen beisammen und unwiderruflich in meiner Gewalt haben könnte, würde ich sie doch mit dem Segen der Prüfungsstunden, die ich habe durchleben müssen, nicht vertauschen.“

Wir müssen darum keineswegs das oben angeführte Urteil von Goethe, das von seinen „Gebrechen“ redet, oder das in seiner Selbstbeurteilung niedergelegte Zeugnis von seiner Erlösungsbedürftigkeit, seinem unbedingten Angewiesensein auf den Trost des Evangeliums (vergleiche oben S. 275), neugierig und zudringlich auszudeuten suchen und fragen, worin eigentlich bei ihm, dem braven und würdigen, wohlerzogenen Sohn eines frommen Vaters seine besondere Fehlerhaftigkeit bestanden habe? Genug, daß wir wissen, daß er den Erlösungsglauben und Friedensstand nicht bloß ererbt, sondern in eigenen Erfahrungen und Kämpfen errungen und behauptet hat und dahin vorgedrungen ist, wohin leider so wenige gelangen, daß er, wie Robertson es einmal so schön ausspricht, sagen konnte: „Das ganze Mysterium des Leids hat sich mir allmählich gelichtet und nun ich den Schlüssel dafür habe, erscheint mir dies zuvor unentwirrbare Labyrinth als ein schönes, harmonisches Gefüge, so daß ich glauben kann, auch die noch unerforschten Gänge seien Teile desselben Plans.“

Aber es ist ein anderes, was uns im Blick auf diesen merkwürdigen Lebensgang und diesen heroischen Charakter noch mehr zu denken und — zu lernen gibt, als seine persönliche innere Entwickelung als Mensch und Christ: Bei ihm gehörte doch der Mensch und der Beruf aufs innigste zusammen; und welche eine hohe, welche Riesenaufgabe war ihm geworden! Das Geheimnis seiner Existenz und seiner Lebensgeschichte beruht mindestens ebenso sehr auf dem Verhältnis seiner Persönlichkeit, ihrer Gaben und Kräfte zu der großen Aufgabe, die ihm zugefallen war. So hat er sein Leben selbst verstanden. Wenn er in „Dr. Leidemit" einmal sagt: „Ein Hauptgedanke ist der Gesichtspunkt eines großen Mannes; alle Nebenumstände müssen sich in diese Linie einordnen ꝛc.", so trifft das auf ihn selber zu und das macht ihn groß, daß er von dem großen Gedanken seines Lebens, von dem mächtigen Vorwärts, den Idealen, dem Pflichtbewußtsein nicht lassen konnte, bis die Welt ihn verabschiedete. Das „Dic, cur hic?" (sag, wozu bist du hier?) begleitete ihn auf seinen Geschäften, seinen Reisen, daheim und in der Gesellschaft (vergleiche: Brosamen Nr. 13, Gottes Führung im Alten Testament, S. 9). Wenn die Freunde sagten: Nun ist Ihr Geschäft zu Ende, nun müssen Sie noch eine Weile bei uns bleiben, ausruhen ꝛc., so war seine Antwort: Lasset mich, daß ich zu meinem Herrn ziehe (1. Mos. 24, 56)! Das Pflichtbewußtsein war der mächtige Motor, der ihm treu blieb und ihn stets vorwärts trieb. Solche Charaktere, die den kategorischen Imperativ immer in ihrer Brust herumtragen, werden leicht mißverstanden, selten geliebt und von den behaglichen Philistern einsam gelassen; denn sie lassen sich nach den Regeln des Durchschnitts, der Gewöhnlichkeit, nicht deklinieren und flektieren —, wenn aber vollends die Aufgabe, der sie dienen, das Ziel, das sie verfolgen, zu groß und hoch genommen ist und endlich der harte Widerstand der Trägheit, des Stumpfsinns, des Eigennutzes sie umlagert und umschnürt, so müssen sie unglücklich werden: Das war unseres Helden unabwendbares tragisches Los, nach dieser Kurve mußte seine Bahn verlaufen. Ein ehrenvoller Aufstieg und ein jäher Sturz! Dieses alles nur darum, weil er es ver-

schmäht hatte, in die Welt sich feig zu schicken und wie Tausende, die in der Jugend hoffnungsvolle und strebende Persönlichkeiten voller Ideale und Vorsätze gewesen, „zum gewöhnlichen Menschenformate zusammenzuschrumpfen", wie Emerson sagt; weil er es gewagt hatte, diese Ideale in den Beruf des Mannes und in den Kreis der Pflichten auf- und hineinzunehmen, die nicht mit sich markten lassen! Moser war nicht nur, er blieb ein Idealist, er trug das charakteristische Zeichen des Heroismus an sich, die Beharrlichkeit. Im Jahre 1794 spricht er sich selbst ganz deutlich darüber aus, wie er vom Standpunkt der Weltklugheit aus angesehen töricht gehandelt und sein Unglück sich selbst zuzuschreiben habe: „Ich hätte mir in meinen verschiedenen Diensten, zumal der früheren Jahre, manche Last und Mühe, Not und Kummer ersparen, ein leichteres und froheres Leben verschaffen können, wenn ich mir nicht ein zu großes Ideal von den Rechten und Pflichten eines regierenden Herrn gemacht . . ., wenn ich im Fürsten zugleich den Menschen mit allen seinen Schwachheiten . . . mehr in Rechnung genommen, wenn ich die Fürsten mehr untereinander verglichen und den Maßstab nicht immer nach den besten genommen hätte. Denn selbst die Besten, keinen ausgenommen, sind und bleiben nur Menschen ꝛc."

Aber wenn wir nun sehen müssen, daß dieser Idealist sich an seiner Aufgabe verhoben hat — dürften wir sagen, er habe Fiasko gemacht? oder würde er auf uns etwa einen größeren Eindruck machen, wenn er seine Ziele ermäßigt hätte? Sowie man von einem höheren, als dem nur praktischen Gesichtspunkte der Weltklugheit den Mann, sein Werk und sein Los betrachtet, wird man nicht anders als antworten können: diese Größe, diese Treue gegen sich selbst mit Einschluß der Fehler und Mißgriffe, Selbst- und dann Enttäuschungen ist wertvoller, als jene kluge, bedächtige, auf Zugeständnisse und Kompromisse gebaute Mittelstraße, die mehr Gemächlichkeit und vielleicht auch mehr augenblickliche Erfolge verspricht. Und von einem Fiasko darf man ebensowenig reden. Es ist im Weltgang immer auf solche Pioniere und Bahnbrecher gerechnet, die mit Tränen säen und Undank und Erfolglosigkeit ernten,

während die späteren Geschlechter den Lohn ihrer Mühen einheimsen dürfen.

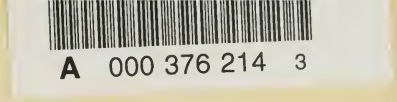
Aber um den dritten Gesichtspunkt noch kurz zu berühren, der zum vollen Verständnis dieses Charakterbildes nötig ist: Moser selbst ist durch die Enttäuschungen und Schmerzen seines Berufslaufes darum siegreich hindurchgeschritten und über sie hinausgekommen, weil er sich längst bewußt geworden war, daß alles Arbeiten und alles Leiden, alle Leistungen und alle Mißerfolge des Menschen in seinem Erdenleben zugleich Schritte auf seiner Reise durch die Welt zur Ewigkeit sind. Und wie nicht das, was der Mensch leisten kann und geleistet hat, sondern das was er geworden ist, über seinen Wert entscheidet, so ist das Geheimnis und das Gefühl seiner ewigen Bestimmung der stille Wertmesser, der ihn bald mahnend, bald tröstend durch das Erdenleben begleitet, mahnend und warnend, wenn er veräußerlichen will, zumal in den Tagen des Glücks und des Erfolgs, tröstend und erhebend, wenn er verzagen will, weil die irdischen Stützen und Halte gebrochen sind. Moser war langher von diesem Gefühl tief durchdrungen und in seinen schwersten Tagen, da ihm der Boden unter den Füßen schwankte, war es der tragende Grund seiner Existenz. Davon legt sein Dr. Leidemit (vergl. S. 34, 42) das ergreifendste Zeugnis ab. Wenn er dort u. a. sagt, es sei ein beruhigendes und erhebendes Gefühl, sich in seinem Beruf als Diener Gottes zu wissen, der Bote und Überbringer seines guten gnädigen Willens zu sein, so kann er diesen Gedanken nicht zu Ende denken ohne den Blick aufs ewige Ziel: „Sieht man die Sonne sich neigen und lange Schatten malen, so hebt sich das Herz hoch empor und sagt ihm, dem Allergütigsten: Nun bald, Herr, lässest du auch mich, deinen Diener, in Frieden fahren; und es ist Amen! durch alle Töne der schon ins Land der Ewigkeit blickenden Seele." A. a. O. (S. 43) bekennt er: „Die große Springfeder unserer Geduld liegt in der Unsterblichkeit unserer Seele, in welcher ein Keim von Hoffnung liegt, der in der Ewigkeit gewurzelt ist." Ist nicht dieser Gedanke, dessen Wahrheit er, wie er sagt, lebendig empfindet, gerade für einen in die

großen Weltgeschäfte, die so viel Zerstreuung mit sich bringen, verflochtenen Staatsmann, das allerwertvollste Gegengewicht gegen den entweder veräußerlichenden, oder aufreibenden Einfluß der Weltlichkeit? Es ist nicht zufällig, daß ein größerer Staatsmann, als er war, daß ein Bismarck diesem selben Gefühl und Bedürfnis in einem vielberufenen Worte so starken Ausdruck verliehen hat.

* * *

Wir sind am Schlusse: wenn aber der Wert einer Lebensbeschreibung darin besteht, Selbst- und Menschenkenntnis zu fördern, so mag diese kurze Skizze beweisen, daß das Lebensbild Mosers des Sohnes für diesen Zweck ebenso wertvoll ist wie das des Vaters. Wohl ist der Vater nicht nur die berühmtere, sondern vor allem die populärere Gestalt; ist er das Urbild des Biedermannes, so trägt der Sohn mehr die Züge des Edelmannes. Aber er gehört wesentlich dem Adel an, zu dem wir alle berufen sind, und hat sein Heldentum nicht im Herrschen, sondern im Dulden bewährt. Seine Gestalt ruft allen Kämpfern und Duldern zu: „O so säet denn immerhin mit Tränen und jammert vollends ein Minutenleben weg, um mit desto herrlicheren Freuden ernten zu können" (Dr. Leidemit S. 56 f.)

Und noch etwas ist nicht zu vergessen: diese Lebensbilder sind eingestellt in den Rahmen einer Zeit, die man mit dem besten Willen nicht „die gute alte Zeit" zu nennen vermag. Sie blicken mit ihrer Treue und Standhaftigkeit, ihrem Mut und blanken Ehrenschild in einer bodenlos zerrütteten Gegenwart ernst und mahnend auf unser Geschlecht hernieder, das in einer gewiß besseren, andererseits aber gärenden und entscheidungsvollen Zeit lebt, und sagen jedem unter uns: Sei ein ehrlicher Mann! und was mehr ist: sei ein Patriot! und endlich, was das Höchste ist: sei ein Christ, der mit bei den Füßen fest auf der Erde steht, mit dem Herzen aber in der Ewigkeit heimisch und an das Vaterherz im Himmel gebunden ist!


A 000 376 214 3